
SIGILLVM + ACADEMIÆ : HARVARDIANÆ : IN : NOV : ANG :
CHRISTO ET ECCLESIÆ

Bretonische Volkslieder.

(Größtentheils nach der Sammlung des Herrn
v. La Villemarqué)

übersetzt

von

Moriz Hartmann und Ludwig Pfau.

Köln, 1859.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.

Inhalt.

Erster Theil.

Mythisch-historische Gedichte.

Lez-Breiz. Epische Gesänge.

Historische Gedichte.

Zweiter Theil.

Balladen.

Seite.

Fest- und Liebeslieder.

Religiöse Lieder.

Erster Theil.

Mythisch-historische Gedichte.

Die Prophezeiung Gwenuc'hlan's.

I.

Die Meerflut steigt, der Tag verging,
Ich sitz' auf meiner Schwell' und sing'.

Als Knabe sang ich meine Weis',
Ich sing' und singe noch als Greis.

Ich sing' bei Nacht, ich sing' bei Tag,
Obwohl ich schweren Kummer trag'.

Neig' ich mein Haupt in tiefem Gram,
So weiß ich wohl, woher das kam.

Die Furcht nicht bringt mir solche Noth,
Nicht ist mir bange vor dem Tod.

Nicht vor dem Tod mein Herz erbebt,
Ich habe lang' genug gelebt.

Dort bin ich nicht, wohin ihr eilt.
Da bin ich, wo ihr nicht verweilt.

Was liegt am Wege, den wir gehn?
Das, was geschehn soll, wird geschehn.

Dreifacher Tod ist festgesetzt,
Dann findet Alles Ruh' zuletzt.

II.

Der Eber kommt aus wald'gem Grund,
Er hinket sehr, sein Fuß ist wund.

Sein Rachen voll von blut'gem Schweiß,
Die Borsten sind vom Alter weiß.

Nachjagen Ferkel ohne Zahl,
Sie grunzen wild vor Hungers Qual.

Das Meerpferd springt ans Land und naht,
Vor Schreck erzittert das Gestad'.

Es glänzt so weiß wie Schnee der Firn',
Ein Silberhorn trägt seine Stirn.

Aus seinen Nüstern sprühet Glut,
Daß schäumt und kocht die Meeresflut.

So viele Seepferd' nahn zugleich,
Als Schilf sich drängt um einen Teich.

So halt' dich gut, du Seepferd du!
Schlag' ihn aufs Haupt! schlag zu, schlag zu!

Die Füße glitschen aus im Blut,
Schlag' stärker zu! mit Muth, mit Muth!

Das Blut kommt wie ein Bach daher,
Schlag' stärker zu! schlag' mehr, schlag' mehr!

Das Blut steigt bis zum Knie hinan,
Ein rother Sumpf bedeckt den Plan.

Schlag' drauf, schlag' immer stärker drauf!
Und spar' das Ruhn für morgen auf.

So halt' dich gut, du Seepferd du!
Schlag' ihn aufs Haupt! schlag' zu, schlag' zu!

III.

Als ich in meinem kalten Grabe schlief,
Hört' ich, wie durch die Nacht der Adler rief.

Er rief die jungen Adler in das Feld,
Und alle Vögel unterm Himmelszelt.

Und als er sie gerufen, sprach der Aar:
„Erhebt euch schnell auf euer Schwingenpaar.

„Nicht Fleisch von Hund und Lämmern, faul und todt,
Nein! Christenleiber thun uns heute noth!"

Sag' an, du alter Rabe von dem Meer!
Was trägst du da in deinen Krallen her?

und inne hält. Er steigt vom Pferde, und auf einem Steine in der Sonne sitzend, sagt er seinem Sohne an, welcher Saaten es bedarf, um den Boden fruchtbar zu machen, und in welcher Reihenfolge je nach den verschiedenen Jahreszeiten die Arbeiten, deren der Ackerbau bedarf, vorzunehmen sind. Und er schließt: Vor dem Ende der Welt wird der schlechteste Boden den besten Weizen tragen. Aber nicht immer tritt er so friedlich auf, und es ist wahrscheinlich, daß er sein Schwert oft mit Blut gefärbt hat. Nach dem Blute der christlichen Priester, dem Blute der räuberischen Mönche, die sich der Bardenharfe bemächtigten und die jungen Edlen entführen, lechzt Gwenn'hlan vor Allem. Mit wilder Freude weissagt er, daß eines Tages die Männer Christi wie wilde Thiere gejagt werden, daß man sie in Haufen abschlachten, daß ihr Blut, in Strömen fließend, ein Mühlrad in Bewegung setzen und daß dieses sich desto schöner drehen werde. Ganz in diesem Geiste wird in dem vorstehenden Gedichte dem fremden christlichen Fürsten ein schreckliches Ende prophezeit. Die Gesänge der waleser Barden der Zeitgenossen Gwenne'hlan's tragen denselben Stempel, doch sind sie nicht so heidnisch. Bei ihnen mischt sich schon Christenthum und Druidenthum. Sie hassen nicht die Kirche, sondern nur die Priester fremder Race, die sie römische Wölfe mit gekrümmten Krallen, Diebe, Fresser und Bösewichter nennen und mit Flüchen überhäufen.

Das Gedicht stimmt überhaupt mit der Dichtungsart der waleser Barden jener Zeit überein. Herr Villemarqué beweis't dies durch mehrere Citationen.

1) Wie Taliesin scheint Gwenne'hlan an die drei Existenz-Kreise der druidischen Theologie und die Seelenwanderung zu glauben. „Dreimal bin ich geboren," sagt Taliesin, „ich war todt, ich war lebend; ich bin so, wie ich gewesen bin. — — — Ich war ein Reh in den Ge-

birgen — — ich war ein gesprenkelter Hahn — — ich war ein falber Dammhirsch — — jetzt bin ich Taliesin."

2) Wie Liwarc'h-henn klagt er über sein Alter und ist traurig, wie er ist er Fatalist. „Wenn mir bestimmt wäre, glücklich zu sein," ruft der cambrische Dichter seinem todten Sohne zu, „wärest du dem Tod entronnen." — — — „Bevor ich mit Hülfe der Krücken wandelte, war ich schön. — — Ich bin alt, ich bin allein, ich bin verfallen. — — Unseliges Verhängniß, welches in der Nacht seiner Geburt Liwarc'h aufgebürdet ward: lange Leiden ohne Ende!"

3) Eben so wie Gwennc'hlan den ausländischen Fürsten in Gestalt eines Ebers und den bretonischen als ein Seepferd aufführt, eben so nennt Taliesin einen waleser Häuptling ein Schlachtroß.

4) Die Geschichte des bretonischen Barden, welcher in Ketten seinen Todesgesang anstimmt, bietet einige Aehnlichkeit mit jener Aneurin's, welcher in der Gefangenschaft sein Lied Gododin dichtete: „In einem unterirdischen Hause, trotz den Eisenketten, die meine beiden Kniee fesseln, werde ich Aneurin das Lied Gododin's singen, ehe das Morgenroth aufgeht." In demselben Gedichte findet sich ein Vers, welcher sich fast buchstäblich in dem Gesange wiederholt: „Ein See voll Blut steigt bis an die Kniee."

5) Der Sinn der 23., 24. und 25. Strophe der „Prophezeiung Gwennc'h-hlan's" ist ganz derselbe, wie in zwei Strophen eines Liedes von Liwarc'h-henn, in welchem der Barde die Folgen einer Schlacht beschreibt.

Der deutsche Leser wird gewiß überrascht sein, daß wir ihn mit einem neuen Sänger aus uralter Zeit bekannt machen, da er schon Homer und Ossian und die namenlosen blinden Heldendichter der Serben kennt.

Der Frankenwein und der Schwerttanz.

I.

Besser Traubenglut
  Als Maulbeerblut;
Besser Traubenglut.

O Feuer! o Feuer! o Stahl! o Stahl! o Feuer und Schwert!
O Eich'! o Eich'! o Flut! o Flut! o Eich' und Erd'!

Besser weißer Wein
  Als Bier allein;
Besser weißer Wein.

O Feuer! o Feuer! o Stahl! o Stahl! o Feuer und Schwert!
O Eich'! o Eich'! o Flut! o Flut! o Eich' und Erd'!

Besser Wein voll Kraft
  Als Aepfelsaft;
Besser Wein voll Kraft.

Besser Frankenwein
  Als Meth allein!
Besser Frankenwein.

Franke, Reb' und Blatt!
  Dir, Düngerstatt!
Franke, Reb' und Blatt!

Wein für dich und Erz,
Bretonenherz!
Wein für dich und Erz.

Wein und Blut vermischt,
Das rinnt und zischt;
Wein und Blut vermischt.

Weißer Wein und Blut,
Blut roth wie Glut;
Weißer Wein und Blut.

Blut und Wein im Guß,
Ein ganzer Fluß;
Blut und Wein im Guß.

Blut vom Frankenkind,
Ist, was da rinnt;
Blut vom Frankenkind.

Ich trank Wein und Blut
In Kampfeswuth;
Ich trank Wein und Blut.

Blut und Rebensaft,
Das nährt die Kraft;
Blut und Rebensaft.

II.

Blut und Wein und Tanz
Dir, Sonnenglanz;
Blut und Wein und Tanz.

Tanz und Kriegsgesang
  Und Schlachtgedrang;
Tanz und Kriegsgesang.

Sang und Schwertertanz
  Im Kreis, im Kranz;
Sang und Schwertertanz.

Lied vom blauen Schwert,
  Das Mord begehrt;
Lied vom blauen Schwert.

Schwert im Schlachtgefild,
  Du König wild!
Schwert im Schlachtgefild.

Schwert, o König groß!
  Im Kampfgetos;
Schwert, o König groß!

Regenbogenstrahl
  Schmück' dich, o Stahl!
Regenbogenstrahl.

O Feuer! o Feuer! o Stahl! o Stahl! o Feuer und Schwert!
O Eich'! o Eich'! o Flut! o Flut! o Eich' und Erd'!

Der Frankenwein und der Schwerttanz.

(Gwinar C'hallaoued, ha korol arc'hleze.)

Trotz aller Verehrung, welche die Bretonen den Apfelbäumen und der Frucht zollten, die ihnen ihren Apfelwein lieferte, begnügten sie sich doch nicht immer mit dem nationalen Getränke. Im sechsten Jahrhundert machten sie sehr häufige Einfälle in die benachbarten Frankenländer, um sich mit köstlichem Weine zu verproviantiren.

Gregor von Tours erzählt: Sobald der Herbst kam, zogen die Bretonen mit Wagen, Kriegs- und Winzergeräth zur bewaffneten Weinlese aus. War die Traube noch am Stocke, so lasen sie sie ab; war der Wein schon gepreßt, nahmen sie ihn fort. Wenn sie Eile hatten oder von den Franken überrascht wurden, tranken sie ihn auf der Stelle aus. Dann führten sie die Weingärtner als Gefangene fort und kehrten freudig in ihre Wälder und Sümpfe zurück.

Erinnert das nicht an die Expeditionen, welche die Hussiten in die benachbarten Weinländer machten, um ihren Kelch mit Wein zu versorgen, wie das in Meißner's Zizka schön besungen ist?

Augustin Thiérry meint, daß das vorstehende Lied während eines solchen Raubzuges gedichtet worden sei.

Herr Villemarqué vermuthet, daß das Gedicht aus zwei verschiedenen Gesängen, aus einem Weinlied und aus einem Lied an die Sonne, einem Fragmente des uralten Schwertliedes der Bretonen zusammengesetzt sei. Die Sprache in den sieben letzten Strophen ist unstreitig viel älter als die der zwölf übrigen. Was die rythmische Form betrifft, so ist das ganze Gedicht im celtischen Original von Anfang bis zu Ende ganz so, wie die Gesänge der ältesten

Barden, regelmäßig alliterirt. Ein anderer Umstand beweis't, daß es wirklich aus zwei verschiedenen Gedichten zusammengesetzt ist, nämlich, daß die zwölf ersten Strophen sämmtlich mit demselben Buchstaben: G, und die sieben letzten mit einem K alliterirt sind. Im alten celtischen Alphabet, wo die Buchstaben durch verschiedene Zweige dargestellt werden, ist das G durch einen Epheuzweig, das bacchische Symbol, und das K durch einen Haselzweig, das bretonische und cambrische Symbol der Niederlage durchs Schwert, dargestellt.

Zusammengesungen wurde es wahrscheinlich, weil es dieselbe Melodie hatte.

Das celtische Original spricht, wo wir Franken übersetzt haben, von Galliern. Wir bemerken hier ein- für allemal, daß in den bretonischen Liedern immer von Galliern die Rede ist, wo es Franken oder selbst Normannen heißen sollte. Sogar die modernen Franzosen, z. B. in dem Gedichte aus der Revolution: „die blauen" heißen noch so. Aus uralten Zeiten hatten sie sich daran gewöhnt, jeden Feind, der ihnen aus Osten kam, mit diesem Namen zu bezeichnen. Aehnlich verhält es sich mit der Bezeichnung Sachsen. So nennen sie jeden Feind, der ihnen von der „großen Insel", Britannien, kommt. Sie haben diesen Namen als Flüchtlinge herübergebracht, da sie im fünften Jahrhundert vor den Angelsachsen flohen, und haben ihn noch beibehalten, als die Insel schon längst von den Anglonormannen erobert war. Ja, heute noch haben sie für die Engländer keine andere Bezeichnung.

Arthur's Marsch.

Vorwärts! Vorwärts! vorwärts zum Streit!
Komm, Bruder! komm, Vater! komm, Sohn! seid bereit,
Kommt all ihr Männer voll Herzhaftigkeit!

Des Kriegers Sohn ist am Morgen erwacht,
Er sprach zu seinem Vater: „Hab Acht! —
Reiter auf der hohen Wacht!

„Sie reiten übers Gebirge leis,
Sie reiten auf Pferden grau und weiß,
Der Odem der Pferde gefriert zu Eis.

„Geschlossene Reihen zu drei und zu drei'n,
Zu sechs und sechs geschlossene Reih'n,
Und tausend Lanzen im Sonnenschein.

„Schau'! wie die Schlange sich windet und biegt
Hinter dem Banner, das wallt und fliegt,
Es wallt vom Winde des Todes gewiegt.

„Ueber die Berge schlägt sie den Reif,
Neun Speerwurflängen mißt ihr Streif
Von dem Kopfe bis an den Schweif.

„Ich weiß es, das ist Arthur's Heer,
Er zieht an der Spitze mit durstigem Speer,
Er zieht auf dem Gipfel der Berge daher."

„Wenn's Arthur, wenn's Arthur ist, mein Kind,
Den Bogen schnell und die Pfeile geschwind!
Das Eisen soll sausen — und fort wie der Wind!"

Und eh' sein letztes Wort verklang,
Erhob sich dröhnender Schlachtgesang
Und hallte die Berge und Berge entlang:

„Herz um Auge und Kopf um Hand!
Auf hohem Berg und in tiefem Land!
Flammen um Hitze und Schwert um Gewand!

„Hengst um Stute und Stier um Rind!
Vater um Mutter und Mann um Kind!
Blut um Thränen und Herr um Gesind!

„Und Drei für Einen! so sei's gethan!
Auf hohem Berg und auf tiefem Plan,
Bis ein Blutstrom rollt das Thal heran.

„Und wenn wir fallen in Kampfeswuth,
So taufen wir uns mit eignem Blut
Und sterben im Herzen frohgemuth.

„Und wenn wir sterben blutigroth,
Wir sterben nach altem Bretonengebot,
So kommt uns nie zu früh der Tod."

Arthur's Marsch.

(Bale Arzur.)

Die Sage vom König Arthur ist zu genugsam bekannt, als daß wir hier weiter darauf einzugehen brauchten. Wir machen nur darauf aufmerksam, wie die Bretonen das Andenken an diesen cambrischen Helden und die Sage, die sie aus ihren Ursitzen herübergebracht haben, auch noch diesseit des Meeres und bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Arthur war einer jener Könige, welche sich die Bretonen aus cambrischem Stamme wählten, als die Sachsen sich aus Bundesgenossen in erobernde Feinde verwandelt und London und die westlichen und südlichen Küsten genommen hatten. Arthur besiegte sie in mehreren Schlachten. Trotzdem hatte er im Innern und unter seinen eigenen Stammgenossen viele Feinde zu bekämpfen. In einer Schlacht gegen seinen Neffen 542 verwundet, wurde er auf die Insel Avalon, das heutige Glastonbury, im Süden der Savernebucht gebracht, wo er einsam an seinen Wunden starb. In der Verwirrung jener Zeit wußte Niemand die näheren Umstände seines Todes oder den Ort seines Begräbnisses anzugeben, und so kam es, daß man sein Sterben, wie sein Leben mit einem geheimnißvollen Nimbus umgab. Lange nach seinem Tode noch erwartete ihn sein Volk, daß er komme und die Sachsen besiege. Diese Hoffnung verwandelte sich nach und nach in die Sage, daß er mit seinen Rittern auf irgend einer Zauberinsel weile und eines Tages erscheinen werde, um seinem Stamme in großer Noth beizustehen. Zur Ausschmückung dieser Sage hat wohl der Umstand beigetragen, daß Arthur

auch der Name einer alten celtischen Gottheit ist, und wahrscheinlich hat man Macht und Tugenden dieses Kriegsgottes auf den nationalen Helden übertragen.

Noch heute glaubt man in der Bretagne, so oft ein Krieg droht, ihn mit seinem Heere über die Gipfel des schwarzen Gebirges ziehen zu sehen, und darauf bezieht sich das vorstehende Lied.

Wenn wir die Arthursage alles dessen entkleiden, was die Romandichter des Mittelalters hinzugethan haben, hat sie die größte Aehnlichkeit mit der serbischen Sage vom unsterblichen Marko, dem Sohne König Mucaschin's. Er tritt sogleich nach der verhängnißvollen Schlacht von Kossowa, welche der serbischen Unabhängigkeit ein Ende gemacht hat, auf und ist mit allen Tugenden und Heldenthaten ausgerüstet, welche das serbische Volk seinen Kriegern zuzuschreiben liebt. Er lebt durch Jahrhunderte und nimmt Theil an den verschiedensten Kriegen, in den verschiedensten Ländern der Welt. Noch heute lebt er, aber als Einsiedler in den serbischen Gebirgen, wo er die Erfindung des Pulvers betrauert, weil sie allem Heldenthum ein Ende machte.

Arthur's Marsch wird noch jetzt vorzüglich seiner Melodie wegen, hier und da vom Volke gesungen, und war zur Zeit der Chouanerie ein beliebtes Marsch- und Kriegslied.

Merlin Wunderthäter.

Wohin so früh zur Morgenstund',
Merlin, mit deinem schwarzen Hund?

— Wau wau! wu! wau wau! wau! wau wau! wu!
Wau wau! wu! wau! wu! —

„Ich such', ich such' mit Zauberei,
Ich suche hier das rothe Ei,

„Des Seewurms rothes Ei am Strand
Und im Geklüft der Felsenwand.

„Ich suche, wo auf der Wiese blühn
Das goldne Kraut und die Kresse grün.

„Und nach der Mistel muß ich spähn,
Wo Eichen am Quell im Walde stehn."

Merlin! nicht weiter sollst du gehn,
Die Mistel laß auf der Eiche stehn;

Das goldne Kraut laß weiter blühn,
Und auf der Wiese die Kresse grün;

Und laß das Schlangenei bedeckt
Vom Schaum des Meers, im Felsen versteckt.

Merlin, Merlin! laß das Treiben sein.
Der Wunderthäter ist Gott allein!

Merlin der Barde.

I.

„Hör' mich, mein gutes Großmütterlein!
Ich möchte gern beim Feste sein;

„Beim neuen Fest und beim Turnier
Des Königs, dahin verlanget mir."

„Zum neuen Feste gehst du nicht heut,
Nicht heut und nicht in künftiger Zeit;

„Das Fest ist nimmer für dich gemacht,
Du hast geweint die ganze Nacht.

„Laß sein, laß sein das neue Fest,
Dein Auge war im Traum benäßt."

„Großmütterlein! wenn du mich liebst,
Zum Feste du mir den Urlaub gibst."

„Beim Fest treibt dich zu singen das Herz,
Heimkehrend weinest du vor Schmerz."

II.

Gestriegelt hat er sein Fohlen schnell,
Mit Stahl beschlagen glatt und hell;

Er hat ihm den Zaum ins Gebiß gesteckt
Und hat es mit leichter Decke bedeckt;

Er band ihm um den Hals einen Reif
Und flocht ein Band in seinen Schweif;

Dann nahm er das Pferd und stieg darauf
Und kam zum Feste im vollen Lauf.

Und als er kam auf das festliche Feld,
Der Hörnerton erschallt und gellt.

Es drängte sich das Volk zu Hauf,
Und bäumend sprangen die Pferde auf.

„Der kühne Reiter, dem's gelingt,
Daß er die Schranke des Felds überspringt

„In einem Sprunge flink und frank,
Bekommt des Königs Tochter als Dank."

Wie das erschallet, bäumt sich und fährt
Gewaltig empor sein rothes Pferd;

Es wiehert und greifet mächtig aus,
Blut sprüht ihm aus den Nüstern heraus;

Vom Aug' ihm fuhr ein Blitz in die Rund',
Und mit dem Hufe schlug's den Grund;

Im Rennen all die andern besiegt's,
Im Sprung hoch über die Schranke fliegt's.

„Herr König! du hast es geschworen hier,
Linor, dein Kind, gehört nun mir."

„Linor, mein Kind, ist nicht für dich,
Für keinen, der dir jemals glich;

„Und keinen Zauberer mach' ich zum Lohn
Für Zauberei zum Schwiegersohn."

Ein greiser Mann, der beim König war,
Mit weißem Bart und weißem Haar,

Weiß, wie die Wolle, die hangen bleibt
Am Dorn, wenn vorbei die Herde treibt

Ein Mann mit einem Wollengewand
Mit Silbertressen rings am Rand —

Zur Rechten des Königs saß der Greis
Und sprach ihm in die Ohren leis.

Der König neigt sich zu ihm hinab,
Dann schlug er den Tisch mit dem Zepterstab,

Dreimal schlug er mit dem Zepter darauf,
Und alles Volk horcht schweigend auf:

„Bringst du mir die Harfe des Merlin,
Um die sich vier goldene Ketten ziehn,

„Bringst du die Harfe mit zur Stätt',
Die hängt zu Häupten an seinem Bett,

„Hast du sie losgebunden — dann
Wirst du vielleicht meiner Tochter Mann."

III.

„Großmütterlein, wenn du mich liebst,
Du mir einen Rath, einen guten, gibst;

„Wenn du mich liebst, Großmütterlein!
Mein armes Herz zerspringt vor Pein.“

„Hätt'st du gehorcht auf meinen Mund,
Dein armes Herz wär' jetzt gesund;

„Doch, armes Kind, sei frohen Sinn's,
Du bindest los die Harfe Merlin's;

„Und wische vom Aug' die Thränen dir
Und nimm den goldnen Hammer hier;

„Man schlägt mit dem Hammer, so viel man mag,
Kein Schall ertönet von seinem Schlag.“

IV.

„Euch Glück und Segen in diesem Palast,
Da bin ich wieder euer Gast:

„Wohl lange zog ich daher, dahin:
Das ist die Harfe von Merlin.“

Wie ihn des Königs Sohn gehört,
Sprach er zu seinem Vater verstört.

Den Sohn wohl höret der König an,
Zum Harfenträger sprach er dann:

„Wenn du ihm noch den Ring entwandt,
Den immer er trägt an der rechten Hand,

„Wenn du mir darbringst diesen Ring,
Nicht bist du als Eidam mir zu gering.“

Er weinte sehr und wanderte fort:
„Großmutter! o, höre dieses Wort:

Du weißt, was der König festgesetzt,
Nun hat er's gebrochen und verletzt.“

„Nicht weine, mein Kindlein, schweig, o schweig.
Geh hin und fasse jenen Zweig,

„Den Zweig, den ich in den Kasten gelegt,
Der zwölf ganz kleine Blättlein trägt,

„Zwölf zitternde Blättlein, die schimmern hold,
Als wären sie von lauterem Gold.

„In sieben Nächten, vor sieben Jahr,
Aus sieben Wäldern bracht' ich sie dar.

„Um Mitternacht. wenn die Hähne krähn,
Dein rothes Roß wird gezäumet stehn;

„Und fürchte dich nicht, dem Barden Merlin
Wird tiefer Schlaf die Augen umziehn.“

Schwarz Mitternacht war, es krähte der Hahn,
Das rothe Roß flog hin die Bahn;

Noch hatte nicht ausgekräht der Hahn,
Schon war's um den Ring Merlin's gethan.

V.

Und Morgens, als der Tag begann,
Der Jüngling trat an den König heran.

Wie den der König plötzlich ersah,
Ganz starr vor Schrecken stand er da.

Ganz starr der König und Jedermann:
„Nun seht, daß er sein Weib gewann.“

Für eine Weile aus dem Kreis
Trat er mit seinem Sohn und dem Greis.

Und als er wieder trat ins Gemach
Mit den Beiden, der König zum Knaben sprach:

„Wahr ist, was du gehört, mein Sohn,
Jetzt hast du dein Weib und deinen Lohn;

„Doch will ich von dir noch eine That,
Die letzte von allen, die ich erbat.

„Wenn du sie vollführest, dann mit Recht
Bist du ein Königseidam, echt;

„Dann geb' ich dir meine Tochter heraus,
Dazu ganz Leon, bei meinem Haus!

„Merlin den Barden, bringe herbei,
Daß er der Sänger der Hochzeit sei.“

VI.

„O Barde Merlin! aus welchem Land
Kommst du daher mit zerriss'nem Gewand?

„Barhaupt und barfuß, wo wanderst du hin,
Wo wanderst du hin, o Barde Merlin?

„Wo wanderst du hin, in welches Land
Mit deinem Stechpalmstab in der Hand?“

„Ich suche die Harfe, in dieser Welt
Ist all mein Trost auf die Harfe gestellt;

„Ich suche die Harfe, ich suche den Ring,
Allbeides mir verloren ging.“

„So sei getrost, Merlin, Merlin!
Denn deine Harfe ist nicht dahin,

„Die Harfe du wieder finden sollt,
Die Harfe und auch den Ring von Gold,

„Merlin! tritt in die Stube herein,
Du sollst mein Gast zu Tische sein.“

„Nicht eher halt' ich Ruh' und Rast,
Nicht früher kehr' ich ein als Gast,

„Nicht nehm' ich einen Bissen ein,
Als bis ich fand die Harfe mein.“

„Merlin! ihr sollt nicht weiter gehn,
Die Harfe werdet ihr wieder sehn.“

Sie fleht' ihn an, sie bat und bat,
Bis daß er in die Stube trat.

Der Sohn der Alten ist heimgekehrt;
Am Abend, da saß Merlin am Heerd.

Er bebte vor Angst und Schrecken da,
Als er Merlin, den Barden, sah.

Als er ihn sah, wie am Heerd er saß,
Das Haupt geneigt, die Wangen blaß,

Als er am Heerde sah Merlin,
Nicht wußte er da, wohin entfliehn.

„Sei ruhig, Kind, erschrick nicht so sehr,
Sein Schlummer ist tief, sein Schlaf ist schwer.

„Drei rothe Aepfel hat er verzehrt.
Die briet ich für ihn auf diesem Heerd,

„Drei meiner Aepfel hat er verzehrt,
Nun folgt er willig, wohin man begehrt."

VII.

Noch lag im Bette die Königin,
Da fragte sie ihre Dienerin:

„Was hat die Stadt so aufgestört,
Was will der Lärm, den ich gehört,

„Daß ich heut Morgen so früh erwacht,
Daß meines Bettes Säulen gekracht,

„Was ist geschehn in Hof und Haus,
Was ruft das Volk so freudig aus?"

„Das ist ein Fest, sie feiern den Gast,
Merlin zieht ein in den Palast,

„Mit ihm eine Alte in weißem Gewand,
Sie führt einen Eidam an der Hand."

Der König lief hinaus, um zu sehn,
Da er's gehört, was fürder geschehn.

„Steh auf aus deinem Bett, o Gesell!
Steh auf, mein Herold, steh auf so schnell!

„Und ruf' es im ganzen Lande aus:
Wer will, der komm' ins Hochzeitshaus;

„Der komme zum Feste; des Königs Kind
Macht Hochzeit, eh' die Woche verrinnt.

„Zur Hochzeit rufe die Ritter und Herrn
Der ganzen Bretagne von nah und fern;

„Die Ritter und Herrn, die Richter zumal,
Die Priester ruf' und die Krieger in Stahl;

„Zuerst die großen Grafen im Reich;
Und Reiche und Arme, Alle zugleich;

„Und reit' durchs Land und richt' es aus,
Und kehre bald wieder zurück nach Haus."

VII.

Sind eure Ohren zum Hören gemacht,
So schweiget still und habet Acht!

Und habet Acht und höret still,
Was der Herr König befiehlt und will:

Hochzeit wird gerüstet dem Königskind,
Es komme, wer mag, eh' die Woche verrinnt;

Zur Hochzeit ladet der König ein,
Was immer hier wohnet, Groß und Klein;

Zur Hochzeit alle Ritter und Herrn
Aus Land Bretagne von nah und fern;

Die Ritter und Herrn, die Richter zumal,
Die Priester sodann und die Krieger in Stahl;

Zuerst die großen Grafen im Reich
Und Arme und Reiche, Alle zugleich;

Und Arme und Reiche, zu Fuß und zu Roß;
An Gold und Silber fehlt's nicht im Schloß;

Nicht wird es zum Essen fehlen an Kost,
Zum Trinken nimmer an Wein und Most;

Und nicht an Schemeln, zu sitzen darauf,
Und nicht an Dienern, die warten auf.

Von Schweinen schlachtet man hundert Paar,
Zweihundert mastige Stiere sogar;

Zweihundert Kälber, der Ställe Zier,
Je hundert Rehe aus jedem Revier;

Zweihundert Ochsen noch fallen zum Schmaus,
Und ihre Häute theilt man aus;

Und hundert Gewänder; es sind dabei
Weißwollene für die Klerisei;

Halsbänder, hundert, von Golde klar,
Zum Schmucke für die Kriegerschar;

Ein Saal von prächtigen Mänteln voll,
Jedweder ein Fräulein schmücken soll;

Achthundert neue Hosen dabei,
Die holen die armen Leute frei;

Für hundert Geiger zurecht gemacht
Sind Bänke, gespielt wird Tag und Nacht;

Merlin, der Barde, vom Hof umringt,
Der feiert die Hochzeit mit Pracht und singt.

So groß wird werden die Festlichkeit,
Wie's nie eine gab, zu keiner Zeit!

IX.

„Sagt, Küchenmeister, sagt mir an,
Ob schon die Zeit der Hochzeit verrann?"

„Die Hochzeit ist aus, jetzt ist's genug!
Rein ausgeleert sind Schüssel und Krug!"

Wohl fünfzehn Tage hat sie gewährt,
Genug der Freuden hat sie beschert!

Fortzog man reich an Gaben und Nutz,
Mit Königs Urlaub, in Königs Schutz,

Sein Eidam hat sich gen Leons Land
Vergnügt mit seinem Weibe gewandt.

Und Alles freudigen Abschied nahm,
Den König allein bedrückte Gram:

Merlin ging wieder aus dem Land,
Und Niemand weiß, wohin er verschwand.

Merlin.

(Marzin oder Merddyn, Myrdin, Merzlin, Marzin.)

Die mythische Gestalt Merlin's ist auch in Deutschland so populär geworden, daß wir es für überflüssig halten, den bretonischen Gedichten, die ihn (oder beide Merlin) feiern, breitere Erläuterungen beizugeben. Wir begnügen uns, die Noten Villemarqué's und anderer Commentatoren auszuziehen.

Den Namen Merlin haben zwei Barden getragen. Der Eine stammte, nach den Angaben der waleser Dichter, die vor dem zehnten Jahrhundert gelebt, von einer Vestalin und (nach Nennius und Gildas) von einem römischen Consul. Er lebte im fünften Jahrhundert unter der Regierung Emreis-Aurel's und galt für den ersten Zauberer und Wunderthäter seiner Zeit.

Der andere sagt uns selbst, daß er das Unglück hatte, in der Schlacht von Arderiz, wo er das goldene Halsband, das Zeichen der cambrischen Häuptlinge, trug, seinen eigenen Schwestersohn unfreiwillig zu tödten, daß er darüber von Sinnen kam und sich aus der Welt in den Wald von Kelidon zurückzog (gegen 577). Das ist der unter dem Namen „des Wilden" bekannte Merlin.

„Ich gewähre", sagt er, „den Menschen das Schauspiel eines Wilden; ich flöße Schauer und Schrecken ein; ich bin ohne Gewand und nackt... und Niemand ehrt mich mehr. Die Freude flieht weit von mir. Die Frauen kommen nicht mehr, um mich zu besuchen. Obgleich ich heute von ihr, die schön ist wie der schneeige Schwan, verachtet bin, so trug ich doch das goldene Band in der Schlacht

von Arderiz ... O Jesus, warum fiel ich nicht an dem Tage, da ich so unglücklich war und mit meiner Hand den Sohn Gwendiz', meiner Schwester, tödtete? Ich Unseliger! Gwendiz' Sohn ist todt, und ich habe ihn getödtet!"

Die Schlacht von Arderiz wird zu den drei leichtfertigen Schlachten der Insel Britannien gezählt. Achtzigtausend Menschen raffte sie hin um eines Lerchennestes willen. Nach den alten Quellen hat Merlin in Folge dieses ungeheuren Unglücks, das er, wie es scheint, verursacht hatte, großen Haß auf sich gezogen. Er hat gebüßt, denn er verlor bei dieser Gelegenheit nicht nur den Schwestersohn, sondern auch neunundvierzig Apfelbäume von hundert siebenundvierzig, die in seinem Garten standen. Dieser Verlust scheint ihm eben so schmerzlich gewesen zu sein, als der erste, und zur Verwirrung seines Geistes beigetragen zu haben.

Mehrere englische Antiquare, betroffen über diese Sonderbarkeiten, und weil sie außerdem keinen Ort Namens Arderiz finden konnten, haben erklärt, daß die Schlacht dieses Namens niemals geliefert worden und daß in allem dem nur Mythen und Anspielungen zu suchen seien, zu denen wir den Schlüssel verloren haben. Andere gingen weiter und sahen in Merlin einen Druiden, der den Fall der heiligen Apfelbaumwälder beweint, welche die feindliche Axt gefällt und die der Uneingeweihte in Besitz genommen. Diese stützen sich auf folgende Stelle in Liedern:

> „Ward je ein Mensch so reich beschenkt wie Merlin, noch eh' er gealtert? Er bekam sieben Apfelbäume und sieben mal zwanzig darüber — alle von gleichem Alter, von gleicher Höhe, von gleicher Breite, von gleicher Größe. Sie erhoben sich auf dem Abhang des Gebirges; ihre Zweige waren von grünem Laube bedeckt; ein Mädchen mit wallendem Haare war ihre Hüterin; die Rose hieß das Mädchen, rosig waren ihre Zähne.

„Stolze Apfelbäume! O ihr, deren Schatten und Früchte wir lieben, deren Schönheit wir bewundern! Die Fürsten und Häuptlinge suchen tausend Vorwände, um meinen einsamen Garten zu entweihen; so thun auch die lügnerischen, naschhaften, bösen Mönche und die träge und geschwätzige Jugend. — Alle werfen sich mit Gier über meine Aepfel her und meinen, sie werden durch sie die Thaten ihrer Könige vorhersagen können.“

Die Celten in Wales besitzen mehre Gesänge dieses Barden, deren Echtheit nicht bestritten wird; doch scheinen nur von Einem Merlin Ueberreste da zu sein. Die Celten der Bretagne haben weder von dem einen noch von dem andern irgend ein Lied, sondern nur einige Volksgesänge, die sich auf beide, oft auf beide zugleich beziehen. Denn in der Ueberlieferung oder in der Phantasie des Volkes scheinen die Gestalten der beiden Merlin in eine einzige zusammengeschmolzen zu sein. Während oft die eine Strophe des Volksliedes auf Merlin den Zauberer hindeutet, läßt sich die andere auf Merlin den Barden und Wilden anwenden.

Im ersten Gedichte ist offenbar der Gedanke an Merlin den Zauberer oder Wunderthäter vorherrschend. Es führt Beschäftigungen auf, die man nur den Zauberern zuschrieb. Er steht des Morgens früh auf und durchstreift, begleitet von seinem schwarzen Hunde, Wälder, Wiesen und Ufer, um das rothe Ei der Seeschlange zu suchen, welches, um den Hals getragen, nach dem uralten Volksglauben unendliche Zaubermacht verschaffte. Est ovorum genus in magna fama. Angues innumeri aestate convoluti salivis faucium corporumque spumis artifici complexu glomerantur: anguinum appellatur Druidae id dicunt etc. Plinius.

Ferner sucht dieser Merlin die grüne Kresse, das Goldkraut und die Eichenmistel. Dem Goldkraut trauen

noch heute die Bretonen eine große Kraft zu. Wenn man zufällig darauf tritt, schläft man sogleich ein und versteht die Sprache der Hunde, Wölfe und Vögel. Es glänzt von Weitem wie Gold, und man findet es nur früh Morgens und auch dann nur, wenn man barfuß und im Hemde ausgeht, um es zu suchen, und einen Kreis um sich beschreibt. Man reißt es aus und darf es nicht abschneiden. Nur sehr heilige Leute finden es. Die Macht der Mistel kennen wir aus den deutschen Sagen.

In dem zweiten Gedichte tritt Merlin nur noch als Barde auf. Andere thun Wunder, er nicht mehr. Er singt nur noch, aber es bedarf der Wunder, um ihn dazu zu zwingen, um ihn wieder in die Gesellschaft der Menschen zu bringen. Trotz aller Wunder verschwindet er wieder, und Niemand weiß, wohin er gekommen. Hier haben wir es gewiß mit Merlin dem Wilden zu thun, denn Merlin der Wilde sagt es ja selbst in dem von ihm übrig gebliebenen waleser Fragmente, daß er vom Hofe entflohen und sich in die wilden Wälder zurückgezogen.

Auch die Aepfel liebt unser Merlin so sehr, daß er sich durch sie betrügen läßt. Wie kann man ihn denn für einen andern halten, als für Merlin den Wilden, der diese Frucht so kostbar und schmackhaft findet, wie wir schon oben gesehen und wie wir noch aus diesen seinen Worten erkennen! „O Apfelbaum," ruft er, „süßer, theurer Baum! mein Herz ist deinetwegen voll Unruhe; ich zittere, daß die Holzhacker kommen und rings um deine Wurzel graben und deinen Saft verderben, daß du künftig nicht mehr blühest und Früchte bringst."

Gottfried von Monmouth, ein Romandichter des zwölften Jahrhunderts, der wie alle Romandichter von der Artus- und Merlin-Tradition lebte und sie kannte, legt Merlin folgende Worte in den Mund: „Eines Tages, da

wir jagten, kamen wir an eine Eiche mit bemoos'ten Zweigen. Zu ihren Füßen floß ein Brünnlein aus grünem Gras hervor. Wir setzten uns hin, um zu trinken. Da lagen zwischen den zarten Gräsern, zerstreut, duftige Aepfel. Ich theilte sie an die Gefährten aus, die sie schnell verzehrten; alsogleich kamen sie von Sinnen; sie zitterten, sie schäumten, sie wälzten sich wüthend auf dem Boden, und endlich flohen sie nach verschiedenen Seiten aus einander, wie Wölfe, und füllten die Lüfte mit traurigem Geheule. Diese Früchte waren, wie ich seitdem erfahren, mir zugedacht. In jenen Gegenden wohnte ein Weib, das mich ehemals geliebt und mit mir einige Jahre der Liebe verlebt hatte. Ich verstieß sie, ich wies ihre Liebkosungen von mir, und sie wollte sich rächen. Diese verzauberten Früchte hatte sie hingelegt ..... glücklicher Weise habe ich nicht davon gekostet."

Die Aepfel kommen noch in anderen Volksliedern der Bretonen vor, z. B. in dem Gedichte „Der Milchbruder". Es ist natürlich, daß die Bretonen diese Frucht, die ihnen ihren edelsten Trank, den Cider, lieferte, hoch hielten und noch hoch halten (siehe das Gedicht „Die Blauen") und daß sie sie mythisch verklärt und viel besungen haben.

Herr Villemarqué meint, daß der König, der in diesem Gedichte eine echte Königsrolle spielt, immer verspricht und immer nicht Wort hält, der König Budik sei, der aus Wales aus und in die Bretagne mit Völkern eingewandert ist. In der Geschichte spielt er eine bessere Rolle als in Liedern. Er schlug sich gegen die Franken und vertheidigte die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Clodwig ließ ihn zu Ehren Gottes, da er ihn nicht besiegen konnte, einfach ermorden. Er hatte eine Tochter, die Alienor, oder Linor hieß, und verheirathete sie mit einem Häuptling, dem er das Land von Leon gab. Das

ist historisch, und so weit stimmt sogar diese sehr alte Ballade mit der .Geschichte. Herr Villemarqué glaubt, daß sie im sechsten Jahrhundert gedichtet ist und daß sie bis zum zehnten manche Aenderung erlitten hat.

Lez-Breiz.

Epische Gesänge.

Die Abreise.

I.

Das Kind Lez-Breiz, als es noch war zu Haus,
Erschrak es eines Tages überaus.

Es kam ein Ritter aus dem grünen Wald,
Der war von Kopf zu Fuß in Stahl geschnallt.

Lez-Breiz, das Kind, als es den Ritter sah,
Glaubt es, der heil'ge Michael sei da,

Und warf sich mit den Knieen auf den Grund
Und schlug sich Kreuze über Stirn und Mund.

„O heiliger Sanct Mikel, der ihr seid,
In Gottes Namen thut mir nichts zu Leid!“

„Ich bin ein Heiliger in meinem Sinn,
Gerad' wie ich ein Uebelthäter bin.

„Ich bin kein heil'ger Mikel, schau mich an,
Doch läugn' ich nicht, ein Ritter wohlgethan.“

„Von Rittern hört' ich niemals sprechen hier
Und sah noch wen'ger einen, so wie ihr.“

„Ein Ritter ist ein Mann, gerad' wie ich,
Sahst du nicht einen, der vorüberstrich?“

„Gebt ihr mir selber Antwort erst, ich bitt',
Was ist denn das, was macht ihr denn damit?“

„Das ist ein Waffen, gut zu Stoß und Schlag,
Damit verwund' ich, wen ich will und mag.“

„Da gibt wohl meine Keule bessern Schutz,
Der bot noch Keiner ungestraften Trutz.

„Und was ist das für eine Platte, sagt,
Die kupferne, die ihr am Arme tragt?“

„Das ist nicht eine Kupferplatte, Kind,
Ein Schild von Blankem, wie die Schilde sind.“

„Herr Ritter, spottet nicht, wenn's euch gefällt,
Das Blanke, das ich sah, war kleines Geld.

„Das hatte Platz wohl in den Händen mein,
Doch dies ist breit, als wie ein Ofenstein.

„Und was für sondre Kleider habt ihr doch,
Die sind wie Eisen schwer und schwerer noch!“

„Auch ist ein eh'rner Harnisch, was ich trag',
Um mich zu schirmen gegen Schwerterschlag.“

„Wenn Reh und Hindin so gewappnet wär',
Ich glaube, sie zu tödten, wäre schwer.

„Doch sagt, kamt ihr zur Welt mit dieser Haut?"
Der alte Ritter lachte überlaut.

„Wer Teufels gab euch denn ein solches Kleid,
Wenn ihr damit nicht schon geboren seid?"

„Der mir es gab, der hat dazu das Recht."
„Wer ist es denn?" „Graf Kemper von Geschlecht.

„Nun sag' mir an, nun ist an dir die Reih':
Kam hier ein Ritter, so wie ich, vorbei?"

„Es kam vorbei ein Ritter, so wie ihr,
Und eilt' davon auf diesem Wege hier."

II.

Da lief das Kind nach Hause athemlos
Und sprang der Mutter plappernd auf den Schooß:

„Und weißt du nicht, mein liebes Mütterlein?
Nie sah ich was, wie heut, so schön und fein.

„Ich sah wohl einen Mann, der schöner war
Als Michael, der Engel am Altar."

„Es ist kein Mensch, der schöner wär', mein Kind,
Der schöner wär', als Gottes Engel sind."

„Und schönre gibt es dennoch, mit Verlaub,
Frau Mutter, Ritter heißen sie, ich glaub'.

„Ich sag' dir, daß ich fort mit ihnen zieh',
Ich will ein Ritter werden, so wie sie."

Die Dame traf dies Wort als wie ein Streich,
Sie fiel zu Boden dreimal, todesbleich.

Und Lez-Breiz, ohne nur den Kopf zu drehn,
Lief eilig weg, um in den Stall zu gehn.

Da fand er eine Mähre schnöd gestalt't,
Der sprang er auf den Rücken alsobald,

Und ritt dem schönen Ritter nach in Eil',
Ade zu sagen, hatt' er keine Weil';

Dem Ritter nach ins weite Land hinaus,
Und so verließ er seiner Mutter Haus.

Die Rückkehr.

Der Herr Lez-Breiz erstaunte überaus,
Als er zurückkam in der Mutter Haus;

Als er nach Hause kam im zehnten Jahr,
Gepriesen von der ganzen Ritterschar.

Der Herr Lez-Breiz, erschrocken war er fast,
Als er des Hauses Hof betrat in Hast;

Als auf der Schwelle das Gestrüpp' er sah,
Brombeer und Nessel, welche wuchsen da;

Als halbverfallnes Mauerwerk sich reckte
Aus dichtem Epheu, der es halb versteckt'.

Lez-Breiz, der Ritter, als er wollt' ins Haus,
Da trat ein altes, blindes Weib heraus.

„Sagt, alte Mutter, kann ich euer Gast
Für diese Nacht sein und hier halten Rast?"

„Ihr sollt mit Freuden aufgenommen sein,
Doch was wir bieten, Herr, ist arm und klein.

„Das Haus geht so zu Grunde und verfällt,
Seitdem das Kind hinauslief in die Welt."

Kaum daß nach diesem Wort die Alte schwieg,
Als eine junge Maid herniederstieg.

Die sah verstohlen nach dem Rittersmann,
Dann hub sie bitterlich zu weinen an.

„O, sagt, ich bitt' euch, sagt mir, junge Maid,
Was weint ihr so, was drückt euch für ein Leid?"

„Herr Ritter! was ich weine, sag' ich gern:
Ich hatte einen Bruder, der ist fern.

„Zehn Jahre sind's, daß er mich ließ allein,
Er ritt davon und wollte Ritter sein.

„So oft ich einen solchen Ritter seh',
So oft auch wein' ich, Herr, in stillem Weh;

„So oft auch wein' ich, Arme, die ich bin,
Um meinen Bruder, den ich trag' im Sinn."

„Habt ihr nicht einen andern Bruder, Kind,
Nicht eine Mutter, die noch bei euch sind?"

„Auf Erden hab' ich keinen Bruder, nein!
Vielleicht im Himmel, das kann eher sein.

„Dort ist nun auch mein armes Mütterlein,
Ich und die Amme sind im Haus allein.

„Ich weiß es, als mein Bruder nicht mehr kam
Und Ritter ward, verzehrte sie der Gram.

„Hier steht ihr Bett noch, Niemand schläft darin,
Und dort steht noch ihr Lehnstuhl beim Kamin.

„Und dann ihr Kreuz, das trag' ich auf der Brust,
In dieser Welt noch meine einz'ge Lust."

Herr Lez-Breiz stöhnte dumpf, doch laut genug,
Daß ihn die junge Maid erschrocken frug:

„Verlort ihr eine Mutter, Herr, wie ich,
Daß ihr mit lautem Weinen hört auf mich?"

„Ja, ich verlor sie, du hast recht gedacht,
Doch bin ich selber, der sie umgebracht."

„Um Gott, Herr Ritter! wenn ihr das gethan.
Wer seid ihr und wie nennt ihr euch? sagt an!"

„Morvan, Sohn des Koran, so heiße ich,
Und Lez-Breiz auch; o Schwester! kennst du mich?"

Da ward der Maid Bestürzung also groß,
Daß sprachlos sie verblieb und regungslos.

Bis er umschlang mit beiden Armen fest
Den Hals der Maid und Mund auf Lippen preßt';

Daß sie mit Macht ihn in die Arme schloß
Und ihn mit hellen Thränen übergoß.

„Gott nahm dich, Gott hat dich zurückgebracht,
Gott sei gepriesen, er hat mein gedacht!"

Der Ritter des Königs.

I.

Lez-Breiz, der Ritter, fordert' zum Gefecht
Den Ritter Lorgnez nach Gebrauch und Recht.

Gott führe dir, Bretonenheld, die Hand
Und schenke gute Kunde deinem Land!

Zu seinem Knappen sprach der Ritter werth:
„Wach' auf, o Knapp! und fege mir mein Schwert,

„Und Helm und Schild und meine Lanze gut,
Ich muß sie röthen heut in Frankenblut.

„Sie sollen heut noch tanzen in der Schlacht
Mit Gottes Hülf' und meiner Arme Macht.“

„O, sagt mir an, mein lieber Herr, ich bitt',
Nehmt ihr mich diesmal nicht zum Kampfe mit?“

„Was sagte wohl die arme Mutter dein,
Wenn ich nach Hause käm' und käm' allein?

„Und wenn dein Blut flöss' auf die grüne Haid',
Wer möcht' ihr Trost verleihn in ihrem Leid?“

„Um Gottes willen, Herr, habt ihr mich gern,
Laßt ihr mich nicht vom Schlachtgetümmel fern.

„Die Franken, Herr, die machen mir nicht bang.
Mein Herz ist hart, mein Stahl ist scharf und lang.

„Und was man auch dagegen sagen mag,
Wohin ihr geht, Herr, folg' ich Nacht und Tag;

„Wohin ihr geht, da folg' ich Schritt für Schritt,
Und überall, wo ihr kämpft, kämpf' ich mit."

II.

Lez-Breiz, der Ritter, zog wohl in den Streit,
Sein Knappe war sein einziges Geleit'.

Und als er kam nach Sanct Anna d'Armor,
Da trat er in das Gotteshaus zuvor.

„O heil'ge Anna, sei gebenedeit!
Du hast mich jung gesegnet und geweiht.

„Ich hatte nicht vollendet zwanzig Jahr',
Als ich bereits in zwanzig Schlachten war,

„Die wir gewannen, siegreich stets im Streit,
Durch deine Hülfe, sei gebenedeit!

„Wenn ich auch diesmal meinen Heimweg find',
Bring' ich dir, Heilige, ein Angebind'.

„Ich bring' dir einen Wachsstock, wie ein Band,
Der dreimal deiner Mauern Fuß umspannt;

„Der dreimal sich um Kirch' und Kirchhof schlingt
Und dreimal um dein Land — wenn mir's gelingt —

„Ein Altarbanner auch von lichtem Schein
Mit einem Halter, glatt von Elfenbein;

„Und sieben Silberglocken voller Pracht,
Die überm Haupt dir singen Tag und Nacht;

„Und dreimal schöpf' ich Wasser auf den Knie'n.
Den Weihekessel, dreimal füll' ich ihn."

„Geh, Ritter, geh, Lez-Breiz, geh in den Streit,
Ich geh' mit dir und bin an deiner Seit'."

III.

„Hört ihr's? das ist Lez-Breiz, der stürmt einher,
Gefolgt gewiß von einem ganzen Heer.

„Ei, schau! auf einem Esel weiß und klein
Sitzt er, sein Zügel ist ein Strick von Lein.

„Ein kleiner Knappe folget ihm allein,
Doch soll dies ein gewalt'ger Kämpe sein."

Sobald der junge Knapp' die Schar ersah,
Da ritt er seinem Herrn vielmöglich nah.

„Seht ihr dort Lorgnez kommen? und ein Heer
Von Kriegern zieht voraus, gewappnet schwer.

„Und hinter ihm kommt eine Kriegerschar,
Zehn sind, und zehn, und wieder zehn sogar.

„Sie kommen zum Castanienwald heraus,
O armer Herr! das wird ein harter Strauß."

„Du wirst dann leichter finden ihre Zahl,
Wenn sie gekostet haben meinen Stahl.

„Komm Knappe, zieh! dein Schwert schlag' an mein Schwert,
Und los auf sie, und zittern soll die Erd'!"

IV.

„He! guten Tag dem Herrn Lez-Breiz ich sag'."
„He! dem Herrn Lorgnez sag' ich guten Tag."

„Sag', kommst du denn so ganz allein zur Schlacht?"
„Ob ich allein bin, nimmst du bald in Acht.

„Ich komme nicht allein in diesen Streit,
Die heil'ge Anna geht an meiner Seit'."

„Ich bin durch meines Königs Willen hier;
Dein Leben will er, und das nehm' ich dir."

„So geh nur heim und sag' dem Herrn die Mähr,
Daß ich mich nicht den Teufel um ihn scheer'.

„Ich höhne ihn und höhne dich, Vasall!
Und höhn' dein Schwert und höhn' die Deinen all.

„Kehr' zu den Weibern nach Paris zurück,
Daß man dich dort mit goldnen Kleidern schmück';

„Sonst mach' ich dir dein warmes Blut so kalt,
So kalt wie Eisen und wie Stein alsbald."

„O, sagt mir, Lez-Breiz, werther Herr und Held,
In welchem Busch saht ihr das Licht der Welt?

„Der letzte Knappe wäre gut genung,
Schlüg' euch den Helm vom Kopf mit einem Schwung."

Lez-Breiz schien es nach diesen Worten Zeit;
Er zog sein langes Schwert zum blut'gem Streit.

„Hast du den Vater nicht gekannt, den Sohn,
Den sollst du kennen lernen, dir zum Lohn."

V.

Vor seiner Thüre stand der Eremit
Und sprach zum Knappen, der vorüberritt:

„Ihr jagt in großer Eile durch den Tann
In einer Rüstung, drauf das Blut gerann.

„Kommt nur, mein Kind, in meine Siedelei
Und ruht euch aus und waschet euch dabei."

„Zu ruhn und waschen hab' ich keine Weil',
Ein Brunnen thut mir noth und das in Eil';

„Für meinen Herrn Lez-Breiz ein kühler Trank,
Der müd gekämpft, erschöpft zu Boden sank.

„Dreizehn erschlug er dort im nahen Holz,
Vor Allen Lorguez, einen Ritter stolz.

„Ich hab' wohl eine gleiche Zahl gefällt,
Da machten sich die Andern aus dem Feld."

VI.

Ha! kein Bretonenherz in seiner Brust
Hätt' der gehabt, dem's da nicht sprang vor Lust,

Als er geröthet sah das grüne Kraut,
Von dem verfluchten Frankenblut bethaut.

Der Herr Lez-Breiz saß bei den Todten da
Und stärkte sich am Bilde, das er sah.

Gewiß! kein Christenherz in seiner Brust
Hätt' der gehabt, der da nicht weinen mußt',

Als er geschaut zu Sanct Anna d'Armor
Lez-Breiz, wie er mit Thränen netzt den Chor;

Lez-Breiz der kniet und weint, emporgewandt
Zum wahren Schutzgeist vom Bretonenland.

„Du bist es, die gewonnen diese Schlacht,
O Heilige! es sei dir Dank gebracht.“

VII.

Zum ew'gen Angedenken an die Schlacht
Ward von dem Sänger dieses Lied gemacht.

Aus der Bretonen Mund von Meer zu Meer
Soll's klingen fort und fort, Lez-Breiz zur Ehr'.

Lang' sei's gesungen rings mit lautem Schall,
Um zu erfreu'n des Landes Männer all.

Der Mohr des Königs.

I.

Der Frankenkönig sprach an einem Tag
Zu seinen Rittern an dem Hofgelag:

„Der Dienst wär' mir vor allen andern lieb,
So Einer mir Lez-Breiz zu Paaren trieb.

„Mich zu bekriegen, das ist all sein Thun,
Mir Volk zu tödten, will er nimmer ruhn."

Als dieses Wort vernahm des Königs Mohr,
So stand er auf und trat zum König vor:

„Daß ich euch stets, o Herr, gedient mit Fleiß,
Ich hab' euch oft geleistet den Beweis.

„Doch weil ihr wollt ein Zeichen meiner Treu',
So soll Lez-Breiz besiegeln sie aufs Neu'.

„Wenn ich sein Haupt nicht bring', und morgen zwar,
So bring' ich willig euch das meine dar."

II.

Des andern Tages früh ums Morgenroth
Kam zu Lez-Breiz sein Knapp' in Angst und Noth:

„Der Mohr des Königs fordert euch zum Streit.“
„Wenn er mich fordert, mach' ich mich bereit.“

„O lieber Herr! so wißt ihr dieses nicht,
Daß er mit Zauberei des Teufels ficht.“

„Und ficht er mit des Teufels Zauberei,
Steht unsern Waffen Gott, der Herre, bei.

„Geh, sattle mir mein schwarzes Pferd in Eil',
Ich rüste mich und gürte mich derweil.“

„Herr, mit Vergunst, wenn euch mein Rath was werth,
So kämpft ihr nicht auf eurem schwarzen Pferd.

„Im Stall des Königs stehn der Pferde drei,
Und unter diesen steht die Wahl euch frei.

„Wenn ihr wollt hören auf des Knappen Mund,
So thu' ich wohl euch ein Geheimniß kund.

„Ein alter Pfaff war's, der mir dies gemeld't,
Ein Gottesmann, wenn Einer auf der Welt.

„Ihr laßt den Braunen und den Schimmel stehn,
Der Rappe kann mit euch zum Kampfe gehn.

„Der Rappe stehet in der beiden Mitt',
Der Mohr ist's, der ihn bändigte und ritt.

„Wenn ihr mir glaubet, so besteigt ihr den,
Um mit dem Mohren im Gefecht zu stehn.

„Sobald er in die Halle tritt, der Mohr,
Wirft er den Mantel auf den Grund zuvor.

„Doch ihr, ihr hütet euch, zu thun wie er,
Hängt euren Mantel an die Wand vielmehr.

„Legt ihr das eure unter sein Gewand,
Verdoppelt sich die Stärke seiner Hand.

„Und naht der schwarze Riese wie der Blitz
Macht ihr ein Kreuz mit eurer Lanzenspitz';

„Dann, wenn er auf euch losstürmt voller Wuth,
Empfangt ihr ihn mit eurem Eisen gut.

„Durch die Dreieinigkeit und eure Kraft
Zersplittert nicht in eurer Hand der Schaft."

III.

In seiner Hand zerknickte nicht der Schaft
Durch die Dreieinigkeit und seine Kraft.

Die Lanz' in seiner Hand wich um kein Haar,
Als sie da sprengten auf einander dar;

Als sie da kamen durch die Hall' gefegt,
Stirn gegen Stirn, die Lanzen eingelegt.

Die Pferde selber wieh'rten blind vor Wuth
Und bissen sich, daß niederquoll das Blut.

Der Frankenkönig thronte in der Hall'
Und schaute zu mit seinen Edlen all.

Er sprach: „Du schwarzer Meerrab', halt' dich gut!
Und rupf' mir diese Amsel bis aufs Blut."

Doch als der Riese stürmte auf ihn dar,
Als wie der Sturmwind stürzt auf den Korsar,

So wankte nicht in seiner Hand die Lanz';
Des schwarzen Riesen Stange blieb nicht ganz.

Des Mohren Speer zersplittert' und zerkracht',
Er selber flog von seinem Roß mit Macht.

Sie stürmten auf einander nun zu Fuß,
Und Einer gab dem Andern schlimmen Gruß.

Sie hieben auf einander also keck,
Daß rings die Mauern zitterten vor Schreck;

Und daß ihr Waffen rothe Flammen sprüht',
Dem Eisen gleich, das auf dem Amboß glüht.

Bis endlich der Bretone fand die Fug',
Da er sein Schwert hineinstieß tief genug.

Stracks auf den Boden fiel des Königs Mohr,
Sein Kopf der prallte noch einmal empor.

Da trat ihm auf den Bauch der Ritter werth
Und zog heraus sein eingebohrtes Schwert.

Dann nahm Lez-Breiz den Riesen bei dem Schopf
Und schlug ihm ab den großen schwarzen Kopf.

Und als er hatte abgehau'n den Kopf,
Hängt' er ihn auf an seinem Sattelknopf.

Er hängt' ihn auf an seinem Sattelknopf,
Am grauen Bart, geflochten wie ein Zopf.

Als er sein Schwert sah, das von Blute troff,
Da warf er es weit von sich in den Hof.

„Ich tragen solch ein Schwert an meiner Seit',
Vom Blut des Mohren schmutzig und entweiht?"

Dann saß er auf und setzt' die Sporen ein,
Und ritt davon, der Knappe hintendrein.

Als er nach Haus gekommen war, den Kopf
Des Mohren nahm er ab vom Sattelknopf,

Und nagelt' ihn an seine Thüre fest,
Zum Anblick der Bretonen und zum Fest.

Die weißen Zähne und die schwarze Haut,
Welch scheußlich Schauspiel, daß den Leuten graut',

Wenn sie vorüber gingen und den Mund,
Den offnen, sahn, der gähnte wie ein Schlund!

Die Krieger staunten laut und sagten dann:
„Lez-Breiz, der Ritter! schaut, das ist ein Mann!"

Lez-Breiz jedoch, der kühne Ritter, froh
In seinem Sinn, sprach zu sich selber so:

„In zwanzig Schlachten hab' ich schon gekriegt,
Und zwanzigtausend Mann hab' ich besiegt;

„Doch solche Mühe hatt' ich nie zuvor,
Als heute mir gemacht des Königs Mohr.

„O theure Mutter Ann', ich danke dir,
Daß du so große Wunder thust an mir.

„Ich will dir auf den Berg ein Bethaus bau'n,
Vom Leger und vom Indi aus zu schau'n."

Der König.

An diesem Tage zog Lez-Breiz, der Held,
Dem König selbst entgegen in das Feld.

Dem König selber droht er mit dem Schwert,
Fünftausend Tapfre folgen ihm zu Pferd.

Er wollte gehn, da — horch! ein Donnerschlag!
So furchtbar, als man einen hören mag.

Sein sanfter Knappe hatte Acht darauf
Und nahm den Schlag als schlimmes Zeichen auf.

„In Gottes Namen, Herre, bleibt zu Haus,
Vom Himmel gehen Unglückszeichen aus.“

„Zu Hause bleiben, Knapp’, was fällt dir ein?
Ich gab Befehl, es muß geritten sein!

„Und vorwärts gehen will ich bis ans End
So lang’ in meiner Brust das Leben brennt.

„Bis ich des Wälderkönigs Herze kalt
Zwischen der Erd’ und meinem Absatz halt’.“

Die Schwester von Lez-Breiz sah dieses kaum,
So sprang sie seinem Pferde an den Zaum.

„O lieber Bruder mein, hast du mich gern,
So bleibst du heute von dem Kampfe fern.

„Das hieße nur in dein Verderben gehn,
Und ach! was soll hernach mit uns geschehn?

„Ich seh' ein weißes Meerpferd am Gestad'
Und eine Riesenschlange, die's umfaht.

„Sie schlingt zwei Ring' um seine Hinterbein',
Drei Ringe schlägt sie um die Hüften sein.

„Sie hebt sich längs den Mähnen und umstrickt's
Mit noch zwei Ringen, brennt es und erstickt's.

„Und aufrecht steigt das Pferd und wirft den Kopf
Zur Seit' und beißt das Unthier in den Kropf.

„Das Unthier gähnt; den Stachel roth wie Blut,
Bewegt's und rollt sich auf und pfeift vor Wuth.

„Die Jungen hören's, und sie nahen sich;
Flieh! ungleich ist der Kampf! flieh! rette dich!"

„Ob mich der Frank' mit Tausenden bedroht,
Ich kämpfe doch und fliehe nicht den Tod."

Er hatte nicht geendet dieses Wort,
War er schon weit, schon weit vom Hause fort.

Der Eremit.

I.

Der Siedler schlief im Wald von Hellean,
Da klopft's an seiner Thüre dreimal an.

„Macht auf die Thüre, guter Eremit!
Ich suche Zuflucht in des Waldes Mitt'.

„Vom Frankenland stürmt eis'ger Wind einher.
Nicht Thier noch Herde irrt im Freien mehr.

„Vom Meere bläs't ein eisig kalter Wind,
Es ist nicht gut für die, die draußen sind."

„Wer klopft an meiner Thüre so mit Macht
Und fordert Einlaß noch um Mitternacht?"

„Gut hat mich die Bretagne einst gekannt,
Am Tag der Noth ward ich Lez-Breiz genannt."

„Ich öffn' euch meine Thüre nicht, ihr stört
Das Land durch Aufruhr, das hab' ich gehört.

„Ihr stiftet Aufruhr, sagt man, und ihr seid
Ein Feind des Königs, welchen Gott geweiht."

„Ich stifte weder Aufruhr noch Verrath,
Ich rufe Gott zum Zeugen meiner That.

„Verflucht sei der Verräther, der Vasall!
Verflucht der König und die Franken all!

„Sie geifern mit der Zung', wie Hunde, heiß;
Ihr Schweiß macht Loch, wie der Verdammten Schweiß.

„Fluch den Verräthern! ohne ihre Macht
Hätt' ich den Sieg erfochten in der Schlacht."

„Zu fluchen hüte dich, o Menschenkind!
Fluch' nicht, ob's Freunde oder Feinde sind.

„Vor Allem bleib' dein Fluch vom König fern,
Denn dieser ist gesalbt von Gott dem Herrn."

„Der ist von Gott gesalbt nicht und geehrt,
Der der Bretonen Vaterland verheert!

„Er ist nicht der Gesalbte Gottes, nein!
Dem Teufel sein Gesalbter, das kann sein.

„Doch alles Gut, was man vom Teufel nimmt,
Ist zum Beschlagen Beelzebub's bestimmt;

„Ist zum Beschlagen Beelzebub's verfällt,
Dem nie ein Eisen an dem Hufe hält.

„Mach, alter Siedler, auf die Pforte dein,
Daß ich, um auszuruhn, hab' einen Stein."

„Ich kann euch nicht eröffnen meine Thür,
Die Franken suchten mir wohl Streit dafür."

„Mach auf die Thüre, alter Eremit!
Sonst werf' ich sie ins Haus mit einem Tritt."

Da sprang der Siedler aus dem Bett herfür,
Nahm einen Kienspan und macht' auf die Thür.

Kaum war sie aufgethan, so ist alsbald
Der Eremit entsetzt zurückgeprallt,

Als er den Geist sah, der da vorwärts kam,
Den eignen Kopf in beide Hände nahm;

Die Augen voll von Feuer und von Blut,
Die in den Höhlen wirbelten mit Wuth.

„Erschrick nicht, alter Christ! und schweige still;
Denn Gott, der höchste Herr, ist's, der es will.

„Der Herrgott hat den Franken es erlaubt,
Für eine Zeit mir abzuhau'n das Haupt.

„Euch selbst jedoch erlaubt er, daß ihr jetzt
Auf meinen Rumpf mein Haupt mir wieder setzt,

„Dieweil ich immer hülfreich in Gefahr
Und immer gütig für die Meinen war."

„Wenn Gott, der Herre, meiner Kraft erlaubt,
Euch wieder aufzusetzen euer Haupt,

„Dieweil ihr immer hülfreich in der Noth
Und gut gewesen, nach des Herrn Gebot,

„Sei euer Haupt euch wieder aufgethan
Durch Gott, den Vater, Sohn und Geist fortan."

Durch des geweihten Wassers Heiligthum,
Ward das Gespenst zum Menschen wiederum.

Als das Gespenst nun Mensch geworden war,
Da sprach der Eremit, und solches zwar:

„Macht euch bereit, ihr werdet Buße nun,
An meiner Seite strenge Buße thun.

„Ihr traget sieben Jahre einen Rock von Blei,
Der an den Hals euch angeschlossen sei.

„Und täglich nüchtern um die Mittagszeit
Holt ihr Quellwasser auf dem Berge weit.“

„Nach eurem heil'gen Willen sei's gethan,
So wie ihr sagt, so sag' auch ich fortan.“

Und als verflossen war das siebte Jahr,
Von seinem Kleid war wund sein Fersenpaar.

Es fiel sein Bart, der grau geworden war,
Bis auf den Gurt, und grau war auch sein Haar.

Dem Eichstamm glich er wohl nach dieser Frist,
Der sieben Jahr' lang abgestorben ist.

Wer ihn gesehen hätt' von seinem Land,
Es hätte ihn kein Einziger erkannt.

Nur eine Dame, die erkannt' ihn bald,
Sie ging in weißem Kleide durch den Wald.

Sie sah ihn an und weinte still dazu:
„Lez-Breiz, mein theurer Sohn, so bist es du?

„Komm nur, mein armes Kind, komm nur herbei,
Daß ich dich schnell von deiner Last befrei';

„Bis ich mit goldner Scheer' die Kette schor:
Bin deine Mutter, Anna von Armor."

II.

Ein Monat war es mehr als sieben Jahr,
Daß ihn sein Knappe suchte immerdar.

Sein Knappe sprach sich selber also an,
Als er im Walde zog von Hellean:

„Und bracht' ich auch alsbald den Mörder um,
Verlor ich meinen Herrn nicht wen'ger drum."

Da hört' er, wie ein traurig Wiehern schallt
Von einem Pferde durch den fernen Wald.

Und seines streckt die Nase in den Wind
Und wieh'rt ihm zu und sprengt davon geschwind.

Gekommen an das Ende von dem Wald,
Den Rappen von Lez-Breiz erkannt' er bald.

Er stand, den Kopf geneiget bei dem Quell,
Doch fraß er weder, noch er trank zur Stell'.

Den Rasen nur beroch er manche Stund'
Und scharrte mit den Füßen in den Grund.

Dann hub er wieder seinen Kopf empor
Und wieherte so traurig wie zuvor.

Und wieherte so klagend, daß man meint,
Er habe bei dem Wiehern selbst geweint.

„Sagt, würd'ger Häuptling, der ihr kommt zum Quell,
Wer schläft wohl unterm Rasen hier zur Stell'?"

„Das ist Lez-Breiz, der schläft an diesem Ort,
Es währt sein Ruhm mit der Bretagne fort.

„Er wird erwachen mit Geschrei alsbald
Und wird die Franken jagen durch den Wald."

Lez-Breiz.

(Lez-Breiz.)

Lez-Breiz oder Morvan ist der eigentliche Nationalheld der Bretonen, er ist ihr Fingal, Alfred oder Roland. Die Sage hat auch sein Ende mit solchen Wundern ausgeschmückt, wie dies bei jedem Volke mit irgend einem Helden aus bewegter und auf weite Zukunft einflußreicher Zeit geschieht.

Morvan, zu Deutsch Meerrabe, Herr von Leon, rief kurze Zeit nach dem Tode Karl's des Großen und unter der Regierung seines Sohnes, Ludwig's des Frommen, die Bretonen zur Empörung auf, nahm den Titel König an und verweigerte den Tribut, den seine Vorgänger den Franken gezahlt hatten.

„Nuntiatur imperatori, inobedientiam protervia Britonum, qui in tantum eruperant insolentiam, ut unum suorum Marmannum nomine, regem appellare ausi sunt, subjectionemque omnimodis recusarint.“ Vita Ludovici.

Morvan verschanzte sich hinter Sümpfen und dichten Waldungen, oder führte den Krieg, nach Art der Veneten gegen Cäsar, mit plötzlichen Ueberfällen und schnellen Rückzügen in unzugängliche Gegenden. Der Krieg scheint trotzdem sehr bedeutend geworden zu sein, da Ludwig der Fromme es für nöthig hielt, persönlich eine große Armee ins Land zu führen; und er hätte sich vielleicht durch Jahre hingezogen, wenn Morvan nicht im Kampfe gefallen wäre (818). Sein Nachfolger war Gwiomarc'h, gleichfalls ein Herr von Leon, der alsbald in die Fuß-

stapfen von Lez-Breiz trat und sieben Jahre später, wie dieser, im Kampfe fiel. Neumenoiu, den das nächstfolgende Lied besingt, war sein Nachfolger.

Auch Ermoldus Nigellus in seinem „Carmen de rebus gestis Ludovici Pii“ erzählt die Geschichte Morvan's, und zwar mit manchen Einzelheiten, die sich im Volksliede wiederholen. Wir geben sie nur auszugsweise.

Landebert, ein Landgraf der Franken, welcher die westlichen Gränzen des Reiches zu bewachen hat, verklagt die Bretonen beim Kaiser als ein stolzes und unruhiges Geschlecht, voll Bosheit und Lüge, das nur dem Namen nach christlich ist, wie wildes Gethier in Wäldern haus't, von Raub lebt und weder Recht noch Gesetz erkennt. Ihr König heißt Morvan und regiert sie ihrer würdig. Darauf nimmt sich der Kaiser vor, dieses Volk zu unterwerfen, hält es aber für Pflicht, ihren König, der doch getauft ist, vorerst zu warnen und zur Unterwerfung aufzufordern. Zu diesem Zwecke wird der heilige Abt Witchar abgesandt. Der Abt reitet der Bretagne entgegen. Er kennt das Land, den Herrscher und seine Residenz; denn die Abtei, die er der Gnade des Kaisers verdankt, liegt an der bretonischen Gränze. Er kommt an einen abgelegenen Ort, der rings von einem Walde, einem Flusse, einem Sumpfe und einem großen Graben mit Gehege umgeben war. Dort stand die große und feste Halle Morvan's, in der sich eben Krieger mit den verschiedensten Waffen versammelten. Witchar kündigt die Ursache seines Kommens an und bemerkt auf dem Antlitze Morvan's eine gewisse Unruhe. Doch faßt sich dieser schnell und antwortet auf den Gruß Witchar's und auf den Gruß des Kaisers, den ihm der Abt bringt, mit freundlichen Worten. Darauf setzt ihm Witchar auf sehr beredte Weise die Nothwendigkeit seiner Unterwerfung aus einander, beschreibt ihm die große Macht des Kaisers,

die Tapferkeit der Franken und fordert ihn endlich auf, schnell einen Entschluß zu fassen. Er fügt hinzu, daß der Kaiser seinen Gehorsam durch Belehnung mit der Bretagne und vielleicht durch noch größere Gunstbezeugungen belohnen werde. Morvan sah während dieser ganzen Rede starr zur Erde und stampfte von Zeit zu Zeit mit dem Fuße. Schon hatte ihn der kluge Bote mit Drohungen und Versprechungen fast überzeugt, als plötzlich die Gattin Morvan's, ein stolzes Weib, eintrat. Es war die Stunde, da sie allabendlich vor dem Schlafengehen hereinzukommen pflegte, um ihren Gatten zu umarmen. Sie küßte ihm zuerst die Kniee, dann die Hände und das Antlitz. Sie geht um ihn herum, entfernt sich und kommt wieder, zieht seine Aufmerksamkeit auf sich und sucht ihm zu gefallen, ohne ihre Absicht merken zu lassen. Morvan umarmt sie gerührt. Da neigt sie sich zu ihm und flüstert ihm viele Worte ins Ohr. Dann richtet sie sich wieder auf, und indem sie einen Blick voll Verachtung auf den Gesandten wirft, fragt sie: König der Bretonen, wer ist dieser Fremdling, woher kommt er, wovon spricht er, von Frieden oder von Krieg? Es ist ein Abgesandter der Franken, antwortet ihr Morvan lächelnd; ob er Krieg oder Frieden bringe, das ist Sache der Männer; Weib, geh an deine Verrichtung. Witchar merkt sogleich, daß Morvan zu schwanken beginne, und dringt auf sofortige Antwort. Aber Morvan verlangt Bedenkzeit über Nacht.

Gleich mit Tagesanbruch erscheint Witchar an Morvan's Thür. Dieser tritt erst spät hervor und ruft dem Gesandten mit erregter Stimme zu: Ziehe fort und bringe deinem König meine Antwort: Nicht bewohn' ich sein Land und nicht will ich seine Gesetze. Herrscht er über die Franken, herrsche ich mit demselben Rechte in der Bretagne. Den Tribut verweigere ich; wenn die Franken Krieg wollen, sollen sie kommen, sie finden mich bereit.

Witchar wiederholt noch einmal seine Drohungen und prophezeit den Bretonen ein schlechtes Ende. „Tausende von Lanzen und Schilden wirst du gegen dich heranziehen sehen. Unsere Krieger werden dein Land überschwemmen, du wirst in Gefangenschaft fortgeschleppt oder todt auf den Sand geworfen werden.“ Voll Zorn erhebt sich der Fürst von seinem Sitze und sagt mit Stolz: „Ich habe tausend Wagen voll Speere, mit denen ich euch entgegen gehen werde; ich habe gemalte Schilde, die so viel werth sind, als eure weißen, und ich fürchte nicht den Kampf.“

Der Abt bringt die Nachricht in aller Eile dem Kaiser, welcher sogleich Rüstungen beginnt und Franken, Schwaben, Sachsen, Thüringer in großer Zahl versammelt und in eigener Person gegen Vannes führt. Noch einmal schickt er an Morvan, um ihn zur Unterwerfung aufzufordern. Aber der Bote kommt bald zurück; Morvan, aufgereizt von seinem stolzen Weibe, hat ihn mit Schimpfworten fortgeschickt. Das Lager wird abgebrochen, die Trompete erschallt, und die Franken beginnen das Land auf das furchtbarste zu verheeren. Die Bretonen erscheinen in kleinen Scharen auf den Höhen, in Hohlwegen, in Gebüschen und Felsklüften und greifen den Feind aus ihren Verschanzuugen an. In der Tiefe der Thäler bereitet sich Morvan zum Kampfe vor. Mit einer kleinen Anzahl zieht er aus, um sich leichter bewegen zu können. Zwei Speere nimmt er in die Hände, schwingt sich auf sein Roß und leert noch vor der Thür seines Hauses einen großen Becher Wein. Mit freudigem Gesichte küßt er sein Weib, seine Kinder, seine Diener, und die Waffen schwingend, ruft er aus: Weib, die Waffen, die ich hier freudigen Herzens erhebe, du wirst sie noch heute von Frankenblut gefärbt sehen. Der Arm dessen, der dich liebt, wird nicht einen Speer vergeblich werfen. Lebe wohl, vielgeliebtes Weib, lebe wohl! Darauf vertieft er sich in

die Wälder, um den Kaiser selbst aufzusuchen. Seine Genossen folgen ihm freudigen Muthes; aber im Walde bietet sich ihnen ein trauriges Schauspiel dar. Vieles Volk, das Waffen tragen konnte, hat sich aus dem verwüsteten Lande dahingeflüchtet. Auch in der Ebene sind die Scharen der Bretonen aus einander gesprengt. In Haufen liegen die Tapfern verblutend auf dem Sande der Haide oder in den Sümpfen. Erstarrt bleibt Morvan stehen, und ein düsterer Muth bemächtigt sich seiner. Könnte ich ihm nahe kommen, diesem Frankenkönig, auf Speerwurfsweite, ruft er aus, er hätte von mir, was er verlangt, ich würde ihm den Tribut in Eisen zahlen; für sein Leben gäbe ich das meinige nur um der Ehre und meines Landes willen. Einer seiner Genossen macht ihn aufmerksam, daß diese Wünsche unzeitig sind, daß der König wohl behütet ist und die ganze Ebene und die Straßen eingenommen hat, und er räth ihm, die Einzelnen zu verfolgen, welche von dem Heere getrennt sind. Morvan schüttelt das Haupt und antwortet: Wahr sprichst du, ich fühle es, aber deine Worte sind mir schmerzlich. Thränen kamen ihm in die Augen und Zorn ins Herz.

Da erscheint eine Zahl Franken in der Gegend. Morvan stürzt sich auf sie, greift sie vorn, an den Seiten und rückwärts an, zieht sich zurück und greift wieder an, wie es der Brauch war in seinem Lande. Er schlägt mächtig und tödtet oder verwundet alles, was ihm entgegen kommt. In den Reihen der Franken war ein gemeiner Mann, Namens Kosl, der bald großen Ruhm erwerben sollte. Morvan treibt sein Pferd gegen ihn. Der fränkische Krieger steht. Franke, ruft der Bretonenfürst, ich will dir ein Geschenk machen, das ich dir seit lange aufgespart habe; nimm es und denke mein. So sprechend, schleudert er seinen Speer gegen Kosl; aber dieser hält seinen Schild vor und ruft Morvan zu: Stolzer Bretone!

ich habe deine Gabe empfangen, jetzt ist's an dir, anzunehmen, was die Franken zu schenken haben. Darauf führt er mit seiner Lanzenhacke gegen Morvan einen gewaltigen Streich und spaltet ihm die Schläfe. Morvan stürzt vom Pferde, und der Franke, das seine verlassend, zieht das Schwert und trennt ihm den Kopf ab. Aber einer der Genossen Morvan's trifft ihn rücklings, und Kosl fällt im Augenblicke seines Sieges. Man bringt den Kopf Morvan's in das Lager. Die Franken, voll von Freude, eilen herbei, um ihn zu sehen. Aber er ist ganz von Blut bedeckt, und man ruft Witchar, daß er ihn erkenne. Witchar gießt Wasser über den Kopf, und nachdem er ihn gewaschen und mit einem Kamme die langen Haare zur Seite gestrichen, sagt er: Das ist der Kopf Morvan's, glaubet mir Alle, dieser Schädel ist mir im Gedächtniß geblieben, und ich kenne ihn wohl. Gerührt, befiehlt der Kaiser, daß man ihn mit allen kirchlichen Ehren bestatte. Als die Nachricht bei den Bretonen angekommen, war große Trauer. Tausend Stimmen rufen: Der König ist todt, unser Morvan ist todt, gefallen von der Lanze eines Franken! Wehe! wir müssen uns unterwerfen!

So weit das lateinische Gedicht, das in Distichen geschrieben ist und das sich, wenn wir nicht irren, in Pertz' „Monumenta Germaniae historica" findet. Obwohl es von den Feinden Morvan's und der Bretonen ausgeht und den Hofpoeten fühlen läßt, so kann man doch daraus erkennen, daß Morvan den Ruhm, den er bei seinen Landsleuten noch heute genießt, verdient. Der Tod Morvan's ist ohne Zweifel historisch treu berichtet in dem lateinischen Gedichte. Auch im Volksliede wird erzählt, daß der Knappe seinen Tod unmittelbar gerächt hat, und der Eremit, welcher den Kopf durch die Kraft des Weihwassers wieder aufsetzt, ist derselbe Abt Witchar. Die Frau Morvan's, welche die lateinische Erzählung eine so bedeu-

tende Rolle spielen läßt, und die an die Stelle der Schwester tritt, deren das Volkslied erwähnt, ist wahrscheinlich eine Zugabe des Hofpoeten, der den feindlichen Fürsten darstellen will, als ob er nur von den Aufreizungen seines Weibes getrieben, der Uebermacht des Kaisers habe Trotz bieten können. Abgesehen von der historischen Treue der bretonischen Volkslieder, die bei aller sagenhaften Ausschmückung sich nie von der Natur und der Wahrheit entfernen, sieht man aus dem Charakter der Männer, wie er aus den Liedern hervorgeht, daß sie keiner solchen Aufreizung bedurften, und aus dem Charakter der Weiber, daß sie, ganz ihrem Geschlechte gemäß, die Männer zurückzuhalten, aber nicht in den Kampf zu treiben suchen. Das Volkslied verweilt nicht bei dem Tode seines Helden, verbirgt ihn jedoch auch nicht. Der lateinische Hofpoet aber verschweigt alle die früheren Kämpfe, welche das Volkslied besingt und die offenbar nicht geeignet waren, das Carmen de rebus gestis des frommen Ludwig mit Ruhm zu bereichern. Der „Ritter des Königs", den Lez-Breiz erlegt, ist in der Geschichte nicht aufzufinden, um so weniger, als ihm das Volkslied den bildlichen Namen Lorgnez, oder Niedertracht, gibt. Geschichtlich aber und durch Eginhard erhärtet ist, daß Ludwig der Fromme bei der Eroberung von Barcelona mehrere maurische Ritter gefangen nahm und sie an seinem Hofe behielt, wie dieses überhaupt zur Zeit an den Höfen Sitte war, Männer von dunkler Race in ihrem Gefolge zu haben.

Bemerkenswerth ist noch, daß die Frist von sieben Jahren, nach deren Verlauf das Erwachen Morvan's angekündigt wird, mit der Erhebung seines Nachfolgers Gwiomarc'h zusammenfällt.

Die Gesänge von Lez-Breiz sind nicht bloß in der Bretagne populär, sondern sind auch übers Meer zu ihren Stammverwandten in Wales gewandert. Aus einem Liede hat es sich auf dem fremden Boden nach und nach

in eine Legende in prosaischer Form verwandelt, welche im eilften Jahrhundert niedergeschrieben wurde und viel von ihrem ursprünglichen Reize verlor. Da ihnen Lez-Breiz fremd war, übertrugen sie die Sage auf einen ihrer Nationalhelden, den alten Peredur.

Ueberhaupt haben sich die bretonischen Sagen von Arthur, Merlin, Lez-Breiz ꝛc. im Mittelalter über Europa verbreitet. Besonders viel sind sie von den mittelalterlichen Romandichtern Frankreichs, z. B. Chretien de Troyes ausgebeutet worden. In Deutschland hat sie der Sänger des Graal benutzt, der offenbar die Bretagne, das Land, in welchem der heilige Graal verwahrt wurde und vier Kirchen hatte, wovon noch eine in Kemperle steht, so wie die bretonischen Sagen gekannt hat. In neuester Zeit hat sie Brizeux, der bretonisch-französische Dichter, auf den wir später zurückkommen werden, in französischen Versen bearbeitet. Diese Arbeit ist bis jetzt für Frankreich einzig in ihrer Art und zeigt, was man in Einfachheit und Naivität auch in der französischen Sprache leisten kann — wenn man kein Franzose ist. Wir theilen hier Abtheilung II des Gesanges „Der Ritter des Königs“ mit. Einige Verse fehlen in dem früheren Abdrucke des Gedichts, nach welchem die Brizeux'sche Uebertragung gemacht ist.

Le seigneur Lez-Breiz, des Bretons l'appui,
Allait au combat, son page avec lui.

Passant à l'Armor, tout près du saint lieu,
Il voulut entrer et prier un peu:

„Quand je vins chez vous, sainte Anne d'Armor,
La première fois, j'étais jeune encor.

„Avais-je vingt ans? Je ne le crois pas:
Pourtant j'avais vu plus de vingt combats.

„Combats où mon coeur fit bien son devoir,
Mais gagnés surtout par votre pouvoir.

„Si dans mon pays sans mal je reviens,
Mère, vous aurez part dans tous mes biens.

„Un cordon de cire épais de trois doigts
Autour de vos murs tournera trois fois.

„Dame, vous aurez, pour prix de mes jours,
Robe de brocard, manteau de velours,

„Vous aurez aussi bannière en satin
Avec un support d'ivoire et d'étain.

„Sept cloches d'argent sur votre beau front,
Le jour et la nuit, gaîment chanteront.

„Puis j'irai trois fois remplir à genoux
Votre bénitier: Mère, entendez-vous?"

„Chevalier Lez-Breiz, va combattre, va!
Ton rival est fort, mais je serai là."

Wie sich die Cambrier in Arthur einen unsterblichen Helden geschaffen haben, der freilich, wie wir sahen, mit den Celten in die Bretagne übersiedelte, so haben auch die Bretonen ihrem Nationalhelden Lez-Breiz die Unsterblichkeit verliehen. Noch heute herrscht in manchen Gegenden der Bretagne der Glaube, daß Lez-Breiz schlafe und eines Tages erwachen werde. So hat es ja das Volk in allen Ländern mit seinen Helden und Lieblingen gehalten. Wir erinnern hier an Kaiser Karl im Untersberg, an Barbarossa im Kyffhäuser, an den bereits erwähnten serbischen Königssohn Marko, an die Ritter des Berges Blanik in Böhmen und an Kaiser Joseph in Oesterreich.

Historische Gedichte.

Der Tribut des Neumenoion.

I.

Das goldne Kraut ist abgemäht;
Ein kalter Regen am Himmel steht.
— Schlacht! —

Der Häuptling vom Gebirg Are,
Der große Häuptling sprach: „O weh!

„Es regnet, und immer mehr und mehr,
Es zieht vom Lande der Franken her.

„Drei lange Wochen harr' ich so,
Und harr' ich auf meinen Sohn Karo.

„Du guter Krämer, der's Land durcheilt,
Sag: weißt du, wo mein Sohn verweilt?"

„Vielleicht, mein Vater, doch sagt mir an,
Was macht er, und wie ist er gethan?"

„Er ist ein Mann von Herz, mein Sohn,
Er ging mit dem Wagen nach Roazon.

„Er ging mit den Wagen ins Frankenland,
Die Rosse zu drei und drei gespannt.

„Drauf ist geladen der Tribut
Von der Bretagne, gewogen gut.“

„Trug er den Sold nach Roazon,
Harrt ihr umsonst auf euren Sohn.

„Als man es wog, das Silber rund,
Da fehlten drei an hundert Pfund.

„Dein Kopf, so sprach der Seneschall,
Ergänze das Gewicht, Vasall!

„Das Schwert hat er gezogen schnell
Und schlug das Haupt ihm ab zur Stell'.

„Das nahm er bei den Haaren dicht,
Warf in die Schale das Gewicht.“

Als dies vernahm der Häuptling alt,
Da glaubt er sich von Sinnen bald.

Fiel auf den Felsen, wie er war,
Barg sein Gesicht im weißen Haar.

Das Haupt in den Händen, mit Jammerton
Rief er: „Karo! mein armer Sohn!“

II.

Der große Häuptling verläßt sein Haus,
Er zieht mit seinen Verwandten aus.

Der große Häuptling geht immer zu,
Bis an das Schloß Neumenoiu.

„Sag' mir, du oberster Pförtner mein,
Mag wohl dein Herr im Hause sein?"

„Und sei er drinnen oder draus,
So schütz ihn Gott sammt seinem Haus."

Kaum daß er gesprochen dieses Wort,
Der Herr trat durch des Schlosses Pfort'.

Er kehrte von der Jagd nach Haus,
Die Hunde sprangen ihm voraus.

In Händen trug er den Bogen sein
Und auf den Schultern ein wildes Schwein.

Das lebige Blut, wie ein rothes Band,
Floß über seine weiße Hand.

„Ihr Männer von den Bergen steil,
Ich grüß' euch und wünsch' euch gutes Heil!

„Vor Allen, großer Häuptling, dir!
Was gibt es Neues, was wollt ihr mir?"

„Ob die Gerechtigkeit eine Statt
Und die Bretagne ein Oberhaupt hat,

„Und ob's noch einen Gott und Herrn
Im Himmel gibt, möchten wir wissen gern."

„Im Himmel ist ein Gott, ich glaub',
Ein Herr auf Erden mit Verlaub!"

„Wer will, der kann, und wer da kann,
Der thut die Franken in den Bann.

„Der jagt die Franken und schützt sein Land
Und rächt und rächt mit blutiger Hand.

„Er rächt, die todt, die lebend sind,
Mich rächt er und Karo, mein Kind!

„Mein Sohn Karo, mein armer Sohn!
Von einem Franken geköpft mit Hohn!

„Sein Haupt, das in die Wage rollt,
Um voll zu machen den Sündensold.

„Sein junges Haupt so blond und schön,
Wie Hirsenblüth' auf Bergeshöh'n!"

Da weinte bitterlich der Greis,
Daß Thränen rollten im Barte weiß.

Sie glänzten, wie auf Lilien rein
Der Thau im Morgensonnenschein.

Als solche Schmach der Herr erfuhr,
Da that er einen blutigen Schwur:

„Beim Kopf des Ebers schwör' ich dies,
Und bei dem Pfeil, der ihn durchstieß:

„Ich wasch' das Blut nicht von der Hand,
Bis ich die Schmach wusch von dem Land."

III.

Neumenoiu that unverzagt,
Was nie ein andrer Fürst gewagt.

Er ging mit Säcken an das Meer
Und füllte sie mit Kieseln schwer;

Daß er dem Frankenkönig kahl
Mit Steinen den Tribut bezahl'.

Neumenoiu that unverzagt,
Was nie ein andrer Fürst gewagt.

Mit blanken Eisen beschlug er sein Pferd
Und nagelt' die Eisen umgekehrt.

Neumenoiu, der that mit Muth,
Was nie ein andrer Herrscher thut.

Und ob er gleich von fürstlichem Blut,
Bracht' er doch selber den Tribut.

„Macht auf die Thore der Stadt alsbald,
Daß ich in Roazon Einzug halt'!

„Der ankam, ist Neumenoiu,
Er führt euch Wagen voll Silber zu.“

„Steigt ab, o Herr! und kommt ins Schloß
Und laßt im Schoppen Wagen und Roß.

„Laßt euer Pferd in des Knappen Hand
Und kommt mit uns zum Tischesrand.

„Zum Essen kommt, doch zum Waschen zuvor,
Dort läuft das Wasser aus dem Rohr.“

„Ich werde mich waschen in kurzer Frist,
Wenn der Tribut gewogen ist.“

Als man die Säcke herbeigeführt,
Sie waren alle wohl zugeschnürt.

Als man den ersten zur Wage trug,
So hatte der Gewicht genug.

Als man den zweiten zur Wage trug,
So hatte der Gewicht genug.

Als man den dritten zur Wage trug:
„Holla! holla! Nicht Gewicht genug!“

Als dies der Senneschall vernahm,
Er eilig zu dem Sacke kam.

Er faßte den verschlungnen Strick,
Ihn aufzuknüpfen im Augenblick.

„Geduld! Geduld! mein Ritter werth!
Ich hau' ihn auf mit meinem Schwert.“

Kaum daß er diese Worte sprach,
Sprang schon sein Schwert den Worten nach.

Dem Franken, vorgebeugt zum Strick,
Dem sprang es sausend ins Genick,

Durchfuhr Fleisch, Nerv und Bein im Nu,
Noch eine Kette der Wage dazu,

So daß der Kopf in die Schale fiel,
Da war des Gewichts nur allzu viel.

Da war die Stadt in Aufruhr bald;
„Halt an den Mörder, den Mörder halt!

„Er flieht, holt Fackeln unverweilt,
Und lauft ihm nach und eilt und eilt!“

„Auch ich nähm' Fackeln an eurer Statt;
Die Nacht ist schwarz und der Weg ist glatt.

„Doch bis ihr mich findet, ist mir bang,
Zerreißt ihr eure Schuhe lang'.

„Wär' schade drum, sie glänzen sehr,
Die Wage, die verbraucht ihr nicht mehr.

„Die goldene Wage verbraucht ihr nicht mehr,
Zu wägen bretonische Steine schwer.“

— Schlacht! —

Der Tribut des Neumenoion.

(Drouk-Kinnig Neumenoiou.)

Die Lieder, welche die Bretagne noch heute singt und die Morvan-Lez-Breiz und Neumenoiou, ihre Befreier und Helden, feiern, sind wahrscheinlich nur Theile eines großen Liederkreises, der einstmals die Kämpfe der Bretonen gegen die Franken und die hervorragenden Helden dieser Kämpfe besang. Wenigstens berechtigt uns der Vergleich mit der Urpoesie anderer Länder und das Fragmentarische der noch lebenden Gesänge zu dieser Annahme. Es müßte sonst auffallen, daß Gwiomarc'h, der Nachfolger Morvan's und Vorläufer Neumenoiou's, nicht besungen worden, der doch ein würdiges Glied in der Reihe der Helden ist, die für die Unabhängigkeit der Bretagne gekämpft haben.

Nach dem Tode Gwiomarc'h's, der bei einem Ueberfalle geblieben, nachdem er in Aachen dem Kaiser Ludwig dem Frommen mehrere Male Treue geschworen und sich mehrere Male empört hatte, folgte Neumenoiou, der Armin der Bretonen. Er wuchs am Hofe Ludwig's des Frommen auf und wurde von Ingelheim aus als Statthalter in die Bretagne geschickt. So lange sein Wohlthäter Ludwig lebte, blieb er seinen Versprechungen treu; nur leise bereitete er seine Unabhängigkeits-Erklärung durch einzelne Thaten der Willkür vor, denen er während des Kampfes Ludwig's mit seinen Söhnen den Anschein zu geben wußte, als ob sie zum Vortheil des verrathenen und unglücklichen Vaters unternommen worden wären. Mit Hülfe eines Mönches, des heiligen Convoion, dem er eine reichdotirte

Abtei übergab, schuf er sich einen nationalen Clerus, der ihm in Zukunft gegen den im Lande seßhaften fränkischen hülfreich an die Hand gehen sollte. Mit Klugheit schürte er ununterbrochen kleine Unruhen in der Bretagne, um den nationalen Geist nicht entschlafen zu lassen, ohne je den Anschein auf sich zu laden, als ob er selbst an diesen einzelnen Aufständen Theil hätte — so daß er sogar eine Zeit lang von seinen Landsleuten für einen Verräther gehalten wurde und daß der Feldzug, den Ludwig im Jahre 830 zu Aachen beschloß, wohl den Bretonen, nicht aber dem scheinbar unterthänigen Statthalter galt. Indessen machte er sich durch eine weise Landesverwaltung eine große Partei. Kaum war Ludwig gestorben, als Neumenoion schnell die Maske abwarf, und die Verlegenheit Karl's des Kahlen, der von Sarazenen und Normannen zugleich bedrängt war, benutzend, erklärte er die Bretagne von der fränkischen Gewalt unabhängig. In Kurzem hatte er sich der Städte Rennes und Nantes bemächtigt, die seit jener Zeit mit der Bretagne vereint blieben. Eine Armee, die Karl der Kahle endlich gegen ihn schickte, wurde in die Flucht geschlagen, und Neumenoion überschritt die Loire und drang bis Poitou vor. In der Abtei St. Florent zwang er die Mönche, seine Bildsäule auf ihre Thürme zu stellen, mit dem Gesichte gegen Frankreich gekehrt. Karl der Kahle befahl ihnen darauf durch Boten, die Bildsäule hinabzustürzen und seine, Karl's, an die Stelle zu setzen, das Gesicht gegen die Bretagne gekehrt. Alsbald kam Neumenoion zurück und steckte das Kloster in Brand.

Im Jahre 845 rüstete sich Karl aufs Neue gegen Neumenoion und rückte mit einer starken, aus Franken und Sachsen zusammengesetzten Armee bis an die Ufer der Vilaine vor. In der Nähe des Klosters Ballon schlug ihn Neumenoion in einer zweitägigen Schlacht aufs Haupt.

jagte ihn in die Flucht und bemächtigte sich seines ganzen Lagers. Von nun an unterhandelten nur noch die Franken mit ihm als mit einer berechtigten Macht. Weniger glücklich war er gegen die Normannen, die von Zeit zu Zeit die Küsten der Bretagne plünderten. Doch hinderte ihn das nicht, endlich mit dem Willen des Volkes sich zum Könige krönen zu lassen. Seine ganze Regierung zeichnet sich durch Weisheit, durch Sorge für die Wohlfahrt seines Volkes und die Unabhängigkeit seiner Heimath aus. Eine der kühnsten Thaten, die er ausgeführt, war die Absetzung von zwölf Bischöfen gegen den Willen des Papstes und des französischen Clerus, weil sich diese zwölf der Simonie schuldig gemacht hatten. Und doch schickte ihm der Papst einen goldenen Reifen als Diadem. Nicht so bald war der Metropolitan von Tours beruhigt; er berief ein Concilium zusammen und bewog mit dessen Hülfe Karl den Kahlen zu einem neuen Kriege gegen diesen Sohn des Verderbens. Noch ehe Karl vorrückte, hatte Neumenoiou bereits Mans und Angers eingenommen. Dann kehrte er eilig zurück und trieb ihn von Nantes und Rennes. Da er weiter gegen Vendome vorrücken wollte, überfiel ihn plötzlich der Tod; die Franken sagten, ein Engel sei herabgestiegen und habe ihn erschlagen. Ihm folgte sein Sohn Erispoe.

Weder nach seinem Tode noch bei Lebzeiten hat der ältere Bruder, den Neumenoiou hatte, Ansprüche auf die Krone erhoben; ein Beweis, daß dieser Held nicht aus dem königlichen Hause Morvan's stammte und die Krone keinem Erbrecht, wie Viele behaupten wollen, sondern einfach seinen Verdiensten, seinem Heldenmuthe und seiner Klugheit zu danken hatte. Neumenoiou war ein Mann von niedriger Geburt und ging in seiner Jugend hinter dem Pfluge. Er kam, man weiß nicht, wie, frühzeitig an den Hof Ludwig's, wo er das Waffenhandwerk lernte und

den Frankenfreund so gut zu spielen wußte, daß er von Ingelheim nach Vannes als Statthalter geschickt wurde. Ein lateinisches Lied aus seiner Zeit, das von fränkischen Mönchen verfaßt worden, sagt von ihm:

Quidam fuit hoc tempore,
Nomenoius nomine,
Pauper fuit progenie,
Agrum colebat vomere,
Sed reperit largissimum
Thesaurum terra conditum
Quo plurimorum divitum
Junxit sibi solatium.
Dehinc per artem fallere
Coepit quae mox succrescere
Donec super cunctas ope
Transcenderet potentiae.

Das bretonische Volkslied besingt nur Eine That, eine wirkliche oder eine erdichtete, mit welcher Neumenoiou seine Laufbahn als Befreier beginnt.

Alan der Fuchs.

Bärtig ist Alan der Fuchs, er
klä︎fft und kläfft und kläfft im Holze:
„Weh den fremden Hasen!“ Seine
Augen sind geschärfte Bolze.

Scharf sind seine Zähne, seine
Füße schnell, als ob er fliege;
Roth von Blut sind seine Klauen,
und er kläfft: „Zum Krieg, zum Kriege!“

Wetzen sah ich die Bretonen
ihre Waffen, ihre wilden,
Nicht auf Steinen der Bretagne,
aber auf den Frankenschilden.

Aernten sah ich die Bretonen
auf dem Schlachtgefild der Franken,
Aber nicht mit schart'gen Sicheln —
mit den Schwertern, mit den blanken.

Nicht das Korn und nicht den Weizen,
wie sie auf den Feldern wachsen,
Nein: die Aehren ohne Bart vom
Land der Franken und der Sachsen.

Dreschen sah ich die Bretonen,
aber nicht mit holznen Flegeln —
Dreschen mit den Hufen ihrer
Pferde und mit eh'rnen Schlegeln.

Einen Freudenschrei vernahm ich,
wie er tönt aus Siegers Munde,
Hallend von dem Berg Sanct Mikel
fort bis zum Elorner Grunde.

Von dem Kloster zu Sanct Weltas
hallend bis ans End der Erden;
Allerwärts in der Bretagne
soll der Fuchs gepriesen werden.

Tausend-tausendmal gepriesen
sei der Fuchs von Tag zu Tagen;
Nie soll man dies Lied vergessen,
aber um den Sänger klagen.

Der dies Lied zum ersten Male
sang, hat niemals mehr gesungen;
Ihm die Zunge abzuschneiden,
weh! den Franken ist's gelungen.

Aber fehlt die Zunge, blieb ihm
noch das Herz, und mit den Händen
Weiß er immer noch des Liedes
Pfeile klingend zu versenden.

Alan der Fuchs.

(Alan-al-Louarn.)

Alan der Fuchs, auch der Bärtige genannt, ist ein Epigone Morvan's und Neumenoiou's, denen er an Heldenmuth nicht bedeutend nachsteht. Doch hat er es nicht mehr mit den Franken, die unter den erschlaffenden Karolingern ungefährlich waren, sondern mit der frischen Kraft der Normannen zu thun, welche die Halbinsel von allen Seiten angriffen, die Bewohner plünderten, Städte verheerten und ganze Länderstrecken in Besitz nahmen.

Die Unruhen, welche in Folge der Ermordungen Erispoe's und Salomon's III., verschiedener Erbstreitigkeiten, der Einfälle der Normannen und der Theilung der Bretagne in mehrere Grafschaften oder Herzogthümer das Land seit beinahe sechzig Jahren zerrissen, zwangen Alan, Grafen von Vannes, den Enkelsohn Alan's des Großen, frühzeitig nach Großbritannien auszuwandern und dort bei den Angelsachsen Schutz zu suchen. In den großen Wäldern der Insel übte er zuerst seine Kraft im Kriege gegen Eber und Bären. Zum Manne geworden, sammelt er die flüchtigen Bretonen, erscheint plötzlich in der Bretagne (937), verbindet sich mit Berengar, Grafen von Rennes, überfällt die Normannen, tödtet ihrer eine große Zahl und jagt den Rest über die Gränze. Aber Wilhelm, der Nachfolger Rollo's, dringt mit einer neuen Macht in die Bretagne, unterwirft Berengar und zwingt den vereinsamten Alan, aufs Neue über das Meer zu flüchten. Doch schon im Jahre 938 landet er wieder an der Küste der Heimath, überfällt die Normannen in ihrem Lager bei Dol,

tödtet sie fast alle, besteigt sogleich mit seiner kleinen Schar wieder die Schiffe, eilt nach einem andern Punkte der Küste und bereitet einem zweiten Normannenlager dasselbe Schicksal. Hierauf durchzieht er eilenden Schrittes das ganze Land von Norden nach Süden. Alles Volk strömt und jubelt ihm zu und begleitet den Befreier von Sieg zu Sieg, bis er vor Nantes erscheint und dort in einer entscheidenden Schlacht die Normannen zwingt, diese wichtige Stadt zu verlassen und ihr Heil auf den Schiffen zu suchen. Er fand diese Hauptstadt so verwüstet, daß er sich den Weg zur Kathedrale durch Dornen, Unkraut und Gestrüpp mit seinem Schwerte bahnen mußte. Um sie wieder zu bevölkern, gab er den Einwohnern und allen, die sich in ihr ansiedeln wollten, lockende Privilegien und erklärte jeden Sclaven und Leibeigenen, der sie zu bewohnen kam, für frei. Von da aus erweiterte er noch die Gränzen der Bretagne gegen Süden zu.

Von nun an regierte Alan der Fuchs, oder der Bärtige, ruhmvoll und in Frieden bis zum Jahre 952, wo er in seinem Bette starb. Er hinterließ einen Sohn Drogon, Grafen von Vannes und Nantes.

Dieser Alan ist es, den das Lied besingt. Der Umstand, daß darin gar nicht von Normannen, sondern von Franken die Rede ist, mit denen damals die Bretonen in Frieden lebten, darf den Leser nicht irre machen. Das Volkslied hat es einmal so angenommen, alle Feinde der Bretagne, die ihr von Osten kamen, Gallier (oder Franken), und alle Feinde, die von der „großen Insel“ herüberschifften, „Sachsen“ zu nennen. Diesmal spricht das Volkslied wieder von Galliern; wir haben keinen Anstand genommen, „Franken“ zu übersetzen, da wir doch ein- für allemal eine Bezeichnung für die continentalen Feinde adoptiren mußten und die Bretagner nichts von Normannen wissen.

„Aehren ohne Bart" nannten die Bretonen, bei denen es Brauch war und ist, die Haare lang zu tragen, ihre auswärtigen Feinde, die Normannen und Franken, welche die Köpfe schoren. Dies zur Erklärung der fünften Strophe. — Herr Villemarqué versichert, daß die Bauern während der Chouanerie den Gesang auf George Cadoudal, ihren General, bezogen. Dieser hatte auch den Beinamen „der Fuchs".

Der Falke.

Der Falke würgte das Huhn im Holz,
Die Bäurin erschlug den Grafen stolz.
Da hat man das Volk zertreten schier,
Das arme Volk, wie ein wildes Thier.

Das Volk zertreten, zerstampft der Strand
Von den Bedrängern aus Frankenland.
Die Gräfin hat sie gerufen zu Leid,
Gleichwie die Kuh nach dem Stiere schreit.

Da brach der wüthende Aufstand los,
Und Alles erhub sich, Klein und Groß.
Daß ein Huhn und ein Falke zu Tode kam,
Stürzt die Bretagne in Blut und Gram.

Auf dem Gipfel der schwarzen Berge bei Nacht,
Da hielten die Bauern Johanniswacht;
Sie saßen ums Feuer lichterloh,
Auf seine Gabel stützt sich Kado.

„Ihr Mehlbreiesser! sagt, ich frag',
Ob Einer die Steuer noch zahlen mag.
Ich meines Theils, ich zahl' keinen Deut,
Viel lieber will ich hangen noch heut."

„Auch ich zahl' keinen Heller mehr,
Meine Söhne sind nackt, meine Ställe leer.
Ich zahl' nicht, ich schwör's bei der feurigen Loh',
Bei Sanct Johann und Sanct Kado!

„Verloren ist mein Gut und Hab',
Es bleibt mir nur der Bettelstab.
Und eh' noch dieses Jahr verrinnt,
Geh' betteln ich mit Weib und Kind."

„Geh keinen Schritt, das sag' ich dir!
Und willst du gehn, so geh mit mir.
Ha! wenn sie wollen Krieg und Schlacht,
Das sollen sie haben diese Nacht.

„Schlacht sollen sie haben, und noch vor Tag!
Wir schwören's beim Meer, beim Donnerschlag;
Wir schwören's bei den Sternen, beim Mond,
Bei allem, was Himmel und Erde bewohnt."

Kado nahm einen Feuerbrand,
Ein Jeder nahm ein Scheit zur Hand:
„Schnell, Kinder! macht euch auf die Bahn!
Auf und davon nach Keraran!"

An seiner Seit' im ersten Glied,
Da ging sein Weib und sang ein Lied.
Im Gehen sang sie: „Wohlauf! Wohlan!"
Den Feuerhaken trug sie voran.

„Nicht daß sie betteln durch Stadt und Feld,
Bracht' ich meine dreißig Buben zur Welt;

Nicht daß sie wälzen den Eichstamm zu drei'n,
Nicht daß sie schleppen zum Bau den Stein.

„Nicht daß sie tragen des Lastthiers Loos,
Hab' ich sie getragen in meinem Schoß.
Nicht daß sie stampfen in Ewigkeit
Mit nackten Füßen die grüne Haid'.

„Nicht daß sie hüten Hund und Roß,
Und Vögel füttern im Herrenschloß;
Daß den Dränger sie tödten muthiglich,
Hab' ich meine Söhne geboren, ich!"

Sie gingen von Berg zu Bergen fort,
Von einem zum andern Feuerort.
Flink! flink! Hussa, ein Feuermeer!
Ins Feuer das ganze Schergenheer!

Und als sie stiegen von Berg zu Thal,
Sie waren dreitausend an der Zahl;
Und als sie kamen nach Lonzadol,
Da waren die neuntausend voll.

Und als sie kamen nach Keraran,
Sie kamen zu dreißigtausend an.
Da rief Kado, der Schlachtgesell:
„Wohlauf und Muth! wir sind zur Stell'!"

Kaum hörte er zu sprechen auf,
So kamen dreihundert Wagen zu Hauf,
So war das Holz gethürmt ums Schloß,
Daß närrisches Feuer drüber schoß.

Die Flamme sprühte so wild und stolz,
Daß das Eisen der Feuergabeln schmolz,
Daß die Knochen krachten im Geröll,
Wie die der Verdammten in der Höll'.

Daß die Schergen heulten wuthentbrannt,
Wie Wölf', in eine Grube gerannt,
Und, als erschien der helle Tag,
Daß Alles in Staub und Asche lag.

Der Falke.

(Ar Falc'hon.)

In vielen der ältesten und neueren Sagen mit historischer Basis werden die Aufstände des unterdrückten Volkes mit einem Angriff auf das Eigenthum des Landmanns motivirt oder eingelenkt. Gewöhnlich ist der Angriff gegen das dem Bauer theure Hausthier gerichtet. Wir erinnern hier nur an Melchthal's Stiere. Diese Sage hier scheint uns poetischer und rührender als die meisten ihrer Art, weil es das kleine Huhn eines armen Weibes ist, das ein Opfer des adeligen Falken wird. Die Geschichte erzählt die Begebenheit folgender Maßen: Gottfried der Erste, Herzog von Bretagne, machte eine Pilgerreise nach Rom und überließ die Regierung des Landes seinem Weibe Ethwige, Schwester Richard's von der Normandie. Als er von seiner Pilgerfahrt zurückkam, stürzte sich der Falke von seiner Faust auf das Huhn eines armen Weibes und erdrosselte es. Das arme Weib ergriff einen Stein und erschlug mit einem Wurfe den Falken und den Herrn (1008). Der Tod des Fürsten war das Zeichen zu einer großartigen Volkserhebung. Die Witwe rief ihre Anverwandten mit fremden Kriegern ins Land, ließ morden und brennen und legte dem armen Volke, wie dieses Brauch ist, zu den alten Lasten, welche es in den Kampf getrieben, noch neue auf.

Loiza und Abalard.

„Nicht mehr als zwölf Jahre hatt' ich,
als mit Abalard, dem weisen
Und geliebten Lehrer, aus dem
Vaterhaus ich ging auf Reisen.

„Als ich mit dem theuren Lehrer
bin in Nantes angekommen,
Hatt' ich die Bretagnersprache
nur gesprochen und vernommen.

„Nichts als die Gebete wußt' ich,
nur das Ave und das Pater,
Da ich noch als kleines Mädchen
war daheim bei meinem Vater.

„Aber eine Hochgelahrte
bin ich jetzt in allem Wesen,
Fränkisch und Lateinisch weiß ich,
schreiben kann ich nun und lesen.

„Stark in Schrift und Sprache, weiß ich
auch die Bibel auszulegen,
Und trotz einem Priester geb' ich
einer Hostie Weih' und Segen.

„In der Messe weiß des Priesters
Sinn zu Sünden ich zu wenden,
Und die Nestel kann ich knüpfen
in der Mitt' und an den Enden.

„Und ich weiß, wo sich in Asche
Gold, gediegnes, reines, findet
Und im Sande klares Silber;
und wenn mich kein Zauber bindet,

„Kann ich eine schwarze Hündin,
einen Raben aus mir machen,
Oder einen tollen Irrwisch,
wohl auch, will ich's, einen Drachen.

„Und ich weiß ein Lied, das reißet
auf den Himmel gleich Gewittern,
Und das macht die See erbeben
und das Erdenrund erzittern.

„Wohl vertraut mir und bekannt ist
alles Wissen dieser Erde,
Sei's von dem, was schon gewesen,
oder was geschehen werde.

„Zu dem ersten Latwerg, das wir
im Verein bereitet haben,
Nahmen wir das Herz der Kröte
und das linke Aug' des Raben,

„Und des Farrnkrauts Samen aus dem
hundert Faden tiefen Bronnen
Und des Goldlacks Wurzel, die ich
auf der Wiese hab' gewonnen.

„Nackten Hauptes, nackten Fußes
in der ersten Morgenstunde,
Nur das Hemd auf meinem Leibe,
riß ich sie aus ihrem Grunde.

„An die ersten Proben, die ich
angestellt mit meinen Tränken,
Wird das Roggenfeld des Pfarrers
und wird selbst der Pfarrer denken.

„Denn von achtzehn Metzen, die er
ausgesät in Frühlingstagen,
Hat er in der Zeit der Aernte
nicht zwei Hand voll heimgetragen.

„Hab' zu Haus bei meinem Vater
einen kleinen Silberkasten;
Wehe dem, der ihn zu öffnen
waget oder anzutasten!

„Sind drei Vipern drin, die brütend
um ein Drachenei sich schlingen;
Wenn mein Drache aufkommt, wird er
mancherlei Verderben bringen.

„Wenn mein Drache aufkommt, wehe!
Vieles richtet er zu Grunde,
Flammen wird er um sich werfen,
sieben Meilen in die Runde.

„Nicht mit Rebhuhnfleische nähr' ich
noch mit Schnepfen meine Schlangen,
Sondern mit dem Blut der Kinder,
Die die Taufe nicht empfangen.

„In dem Kirchhof hab' das erste
Kindlein ich getödtet, eben
Als der Priester im Talare
ihm die Taufe wollte geben.

„Als sie es bestattet hatten,
schlich ich hin auf leisen Sohlen,
Nur in Strümpfen und geräuschlos,
um es aus dem Grab zu holen.

„Wenn ich auf der Erde bleibe
und mit mir die Kunst, die freie,
Wenn wir auf der Erde bleiben,
nur ein Jahr noch oder zweie,

„Nur ein Jahr noch oder zweie,
ich und der die Kunst mich lehret,
Wird die Welt wohl von uns beiden,
wird die Erde umgekehret.“

— Gebet Acht, o jung Loiza,
gebet Acht auf eure Seele!
Diese Welt ist euer, jene
ist dem Herren zu Befehle.

Heloise und Abaillard.

(Loiza hag Abalard.)

Ohne die Ueberschrift würde es wohl dem deutschen Leser schwer, in den Helden dieses Volksliedes das berühmte Liebespaar, den großen Scholastiker des eilften Jahrhunderts und seine Freundin, wieder zu erkennen. Man sieht, daß das bretonische Volk den gelehrten Abaillard in eine Art von Doctor Faust und Heloise in eine Art Mariken von Nymwegen, den weiblichen Faust des holländischen Volksbuches, umgewandelt hat. Das ganze Gedicht erinnert an einen Monolog, den Mariken nach der Rückkehr von ihren siebenjährigen Irrfahrten mit dem Teufel hält. Zu dieser Entstellung der geschichtlichen Charaktere haben nach der Meinung des Herrn La Villemarqué die Mönche von St. Gildas, welche ihr Abt Abaillard mit philosophischer Verachtung behandelt hat, das Ihrige beigetragen. Doch hat sich dem Liede und den Mönchen zum Trotz in der Bretagne auch das unverfälschte Angedenken an das unglückliche Liebespaar erhalten. Ein Omnibus-Kutscher erzählte uns ihre Geschichte eben so gut und ausführlich, wie Herr Freminville, Verfasser der „bretonischen Antiquitäten". Die beiden Persönlichkeiten sind überhaupt in der Boccage und in der Bretagne sehr populär. In Le Palet zeigte uns ein Bauernknabe die Stelle von Abaillard's Geburtshause, und im herrlichen Cliffon ist man auf die Grotte Heloisens, in welcher sie sich nach ihrer Niederkunft verborgen, eben so stolz als auf die Erinnerungen des großen Connetable, auf die herrlichen Wälder

und die malerischen Thäler, welche Poussin seine besten Stoffe geliefert haben. Dies zur Entschuldigung des Volkes, welches, von Mönchen verführt, rührenden und schönen Erscheinungen der Geschichte im Liede so großes Unrecht thut. Auch in St. Gildas, wohin, wie bekannt, die Mönche Abaillard als Abt beriefen, um ihrem Kloster zu einiger Berühmtheit zu verhelfen, kann jeder Bauer den historischen Cicerone machen. Auch von Astrolab, dem schönen Sohne Abaillard's und Heloisens, weiß er dem Fremdling zu erzählen.

Das Volkslied ist in Uebereinstimmung mit der Geschichte, wenn es Heloise in Nantes verweilen läßt; denn dort und in dem nahen Flecken Le Palet hat sie sich, wie man weiß, um 1099 mit Abaillard mehrere Jahre lang aufgehalten. Diesen Aufenthalt auf dem classischen Boden des Druidismus benutzt es zugleich, um ihr alle die Eigenschaften zuzuschreiben, die es den Druiden und Druidinnen und in der Folge allen Zauberern zu leihen pflegt. Man vergleiche nur dieses Lied mit Merlin Wunderthäter, Seite 18. Wir fuhren auf dem Wege von Nantes nach Le Croisic in den breiten Mündungen der Loire, an jener flachen Insel vorbei, auf welcher ehemals ein Collegium von Druidinnen gestanden hatte. Die druidischen Traditionen waren noch im dreizehnten Jahrhundert in diesen Gegenden so lebhaft, daß der Bischof der Diözese mit einer Excommunications-Bulle dagegen zu Felde zog. Merkwürdig ist in dieser Beziehung, daß der druidische Barde Taliesin sich im sechsten Jahrhundert auf dieselbe Weise wie Heloise seiner Kunst rühmt. Auch er kann sich in einen Hund, Hahn, ein Reh, in einen Drachen oder Irrwisch verwandeln. Der Irrwisch spielt eine große Rolle im bretonischen Wunderglauben, welcher ihn als Kind darstellt, das einen Feuerbrand im Kreise schwingt. Er erscheint außerdem in Gestalt eines Pferdes, das sich in

den Stall führen läßt, aber, an der Thür angekommen, seinem Führer plötzlich den Feuerbrand an den Kopf wirft und entwischt; oder erscheint als weiße verirrte Ziege, die nach Sonnenuntergang am Ufer des See's steht, traurig blökt und den Wanderer ins Wasser lockt; als weiße Hindin, die den Jäger neckt; überhaupt als Kobold, als boshafter und spottsüchtiger Geist, der seine Freude daran hat, den Menschen zu necken. Alles das, vorzugsweise der Irrwisch in Gestalt eines Pferdes, erinnert uns an den neckischen Elfengeist Puck, den wir ebenfalls auf celtischem Boden in der Grafschaft Wickloff in Irland kennen gelernt haben, und der von den Poeten nach und nach in einen liebenswürdigen Sommernachtstraum-Puck umgewandelt wurde.

Die unter einander gemischten druidischen und christlichen Zauberkünste, deren Heloise sich rühmt, kehren überall wieder; weniger verständlich jedoch ist die sechste Strophe: „Und die Nestel kann ich knüpfen in der Mitt' und an den Enden.“ Zur Erklärung dieser Verse wird die Ausführung aus einem alten Hexenzwange genügen. Dort heißt es, die Hexen verstehen es auch: „ligare phallum in medio et per fines“, um die Befruchtung zu verhindern.

Frankreich besitzt neben diesem celtischen Liede noch ein anderes auf Abaillard bezügliches. Es ist in lateinischer Sprache geschrieben und hat einen altfranzösischen Refrain. Abaillard zog sich nach seinem Unglücke in die Wüste, in die Einöde zurück, wo er das Paraklet, eine große scholastische Schule, gründete. Heloise mit ihren Schülerinnen folgte ihm und siedelte sich in seiner Nähe an. Bald verbreiteten sich entehrende, auf das Zusammenleben der Schüler und Schülerinnen hindeutende Gerüchte, welche dem Meister durch einen seiner Diener hinterbracht wurden. Abaillard löſ'te in Folge dessen die Schule auf.

Der Schmerz, den die Schüler darüber empfanden, findet seinen Ausdruck in einem Gedichte, von dem wir einige Strophen mittheilen:

Ad Petrum Abaelardum.

Lingua servi, lingua perfidie,
Rixe modus, semen discordie
Quam sit prava sentimus hodie
Subjacendo gravi sentencie:
Tort a vers nos li mestre.

Lingua servi, nostrum discidium,
In nos Petri commovit odium.
Quam meretur ultorem Gladium,
Quia nostrum extinxit studium!
Tort a vers nos li mestre.

Detesdus est ille rusticus
Per quem cessat a scola clericus;
Gravis dolor! quod quidam publicus
Id effecit ut cesset logicus!
Tort a vers nos li mestre.

— — — — —

Nos in unum passim et publice
Traxit aura torrentis logice
Desolatos, magister, respice
Spemque nostram, que langet refice.
Tort a vers nos li mestre.

Per inpostum, per deceptorium,
Si negare vis adjutorium.
Hujus loci non oratorium
Nomen erit, sed ploratorium.
Tort a vers nos li mestre.

(Siehe Leroux de Lincy, Chants historiques français.)

Johanna die Flamme.

I.

„Was klimmt dort das Gebirg herauf?
Ist wohl von schwarzen Hämmeln ein Hauf."

„Von schwarzen Hämmeln ein Hauf? — O nein!
Ein Heer — das könnte eher sein.

„Ja, ja, ein Heer aus Frankenland,
Vor Henbont zieht es, das wird berannt."

II.

Die Herzogin ritt die Gassen entlang,
Da waren alle Glocken in Gang.

Auf weißem Zelter trabte sie,
Ihr kleines Kindlein auf dem Knie.

Allüberall, wo sie zog vorbei,
Erhob das Volk ein Freudengeschrei:

„Dem Sohn und der Mutter helfe Gott,
Die Franken aber mach' er zu Spott!"

Und als der Umzug war vorbei,
Da hörte man der Franken Geschrei:

„Wir fangen im Lager mit einem Streich
Die Hindin jetzt, ihr Junges zugleich.

„Wir haben goldne Ketten bereit,
Zusammenzubinden allebeid'."

Von ihrem hohen Thurm herab
Johanna, die Flamme, die Antwort gab:

„Die Hindin fängt man schwerlich ein,
Den tückischen Wolf, das kann eher sein.

„Wenn er zu kalt hat in dieser Nacht,
Wird ihm in die Höhle ein Feuer gemacht."

Wie sie gesprochen dieses Wort,
Ging sie mit grimmigem Herzen fort.

Sie zog ein eisernes Mieder an,
Einen schwarzen Helm hat sie aufgethan.

Sie nahm ein Schwert von scharfem Stahl
Und Krieger, dreihundert an der Zahl;

Hielt einen Feuerbrand empor
Und zog aus der Stadt durch ein Seitenthor.

III.

Die Franken saßen in guter Ruh'
Beim Mahle und sangen lustig dazu;

Die Zelte hatten sie zugemacht,
Die Franken, und sangen durch die Nacht,

Als eine ferne Stimme erklang,
Die sonderliche Antwort sang:

„Wohl mancher, der singt in dieser Nacht,
Wird weinen, eh der Tag erwacht!

„Wohl mancher, der weißes Brot jetzt ißt,
Ißt schwarze Erde in kurzer Frist!

„Wohl mancher, der sich am Rothwein letzt,
Wird bald von fettem Blut benetzt!

„Wohl mancher, der jetzt den Prahlhans macht,
Wird Asche sein vor Ende der Nacht!"

So Mancher neigte schwer sein Haupt,
Vom süßen Wein der Sinne beraubt,

Da solcher Nothruf das Lager durchzieht:
„Es brennt! es brennt! ihr Freunde, entflieht!

„Das Feuer brennt, das Feuer leckt!
Johanna, die Flamme hat's angesteckt!"

Johanna, die Flamme, ist fürwahr
Das kühnste Weib, das jemals war!

Sie hat an alle vier Ecken gelegt
Das Feuer, das jetzt das Lager durchfegt.

Der Wind, der hat es noch angefacht
Und weiter gejagt und erhellt die Nacht.

Die Zelte sind vom Feuer verzehrt,
Die Franken geröstet, zu Asche verkehrt;

Zu Asche verkehrt dreitausend und mehr;
Nur hundert entkamen vom ganzen Heer.

IV.

Johanna, die Flamme, lachte da,
Als sie des Morgens durchs Fenster sah.

Und als sie sah hinaus ins Land,
Da war das ganze Lager verbrannt.

Da stieg der Rauch in Wirbeln auf,
Und jedes Zelt war ein Aschenhauf.

Johanna, die Flamme lachte voll Spott:
„Welch schönes Ackerfeld, mein Gott!

„Mein Gott! wie schön ist das Feld zu sehn,
Ein Samenkorn wird tragen zehn.

„Das Sprüchwort der Väter bleibt doch gut:
Der beste Dünger ist gallisches Blut.

„Nichts mag dem Kornfeld so nahrhaft sein,
Als wie zermalmtes gallisch Gebein.

Johanna die Flamme.

(Jannedik-Flamm.)

Das Lied besingt ein historisches Factum. Johanna von Flandern, das Weib Montfort's, welcher Karl v. Blois die Erbschaft der Bretagne streitig machte (s. die Note zur Schlacht der Dreißig), ist eines der schönsten und muthigsten Weiber des ganzen Mittelalters. Ihre Thaten werden nur in Verbindung mit den Thaten der bedeutendsten Helden ihrer Zeit genannt, und sie ragte selbst neben Chandos, Johanna von Belleville, der Mutter Clisson's, neben Clisson selbst und den Helden der Dreißigschlacht als eine bedeutende Erscheinung hervor. In der schwierigsten Zeit, da ihr Mann gefangen, ihre Partei geschlagen war, wußte sie die Interessen ihres Sohnes, des späteren Johann IV., mit Kraft und Erfolg zu vertreten. „Montfort," so sagte sie zu ihrem Adel, „Montfort ist gefangen, aber nichts ist verloren, Montfort ist nur Ein Mann." Sie warf sich in die feste Stadt Hennebont, und sie selbst ging hinaus und steckte das Lager des sie belagernden Feindes in Brand, daher wahrscheinlich ihr Name „Jeanne la Flamme". Nach einer andern Version soll der Name nur eine Abkürzung von Jeanne la Flamande sein, was auch nicht unwahrscheinlich ist. Nach ihrer kühnen That mag man ihn dann auf das in Flammen gesteckte Lager gedeutet haben. (S. Froissart L. I. Cap. 173.)

Der Sänger dieses Gedichtes ist offenbar von der Montfort-englischen Partei, so wie der Sänger der „Dreißigschlacht" der Blois-französischen Partei angehört.

Wie das ganze Land, so waren im 14. Jahrhundert auch die Sänger in zwei Parteien getheilt. So hört man aus dem Einen Gesange heraus den Haß gegen die Engländer, während der andere, sein Zeitgenosse, die Franzosen verflucht. Dieselbe Erscheinung tritt uns im Süden bei den Zeitgenossen Bertrand de Born's entgegen. Von specifisch französischem Patriotismus war nur in einem kleinen Theile des heutigen Frankreichs, im Centrum, und auch da nur von Zeit zu Zeit die Rede, wie sehr gern uns auch die heutigen französischen Historiker das Gegentheil glauben machen möchten.

Die Schlacht der Dreißig.

I.

Es kommt der Monat März hervor,
Mit seinen Hämmern schlägt er ans Thor;
Der Regen fällt, der Wälderbrecher,
Der Hagel schüttelt herab auf die Dächer.

Es bricht nicht der Monat März allein
Mit seinen tobenden Hämmern herein,
Es rasselt und prasselt mit Gekrache
Nicht nur der Hagel auf Giebel und Dache.

'S ist nicht der Hagel allein, der schlägt,
'S ist nicht der Regen allein, der fegt —
Viel ärger als Wind und Hagel und Regen
Sind die verfluchten englischen Degen.

II.

O Schutzpatron! heiliger Herr Kado!
Mach' unsere Herzen muthig und froh,
Daß wir, die von Alters dies Land bewohnen,
Mit dir besiegen den Feind der Bretonen.

Wir geben dir, wenn wir Sieger sind,
Ein langes Schwert zum Angebind',
Ein Panzerhemd mit goldnem Geschmeide,
Sammt einem himmelblauen Kleide.

Und jeder, der dich so prächtig schaut:
„O heil'ger Kado!“ — wird er rufen laut —
„Auf Erden und in himmlischen Reichen
Hat Sanct Kado nicht seines Gleichen!“

III.

„Sag' an, sag' an, mein junger Knapp'!
Wie viele kommen das Thal herab?“
„Wie viele kommen? — Ich seh' sie vom Weiten,
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechse, die reiten.

„Wie viele kommen, ich sag's euch genau:
Fünf, sechs, sieben, acht sind's, die ich erschau';
Neun, zehn, eilf, zwölfe seh' ich weiter,
Und dreizehn und vierzehn und fünfzehn Reiter.

„Fünfzehn! und Andre den Ersten nah:
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechse sind da,
„Sieb'n, acht, neun, zehn, eilf, zwölf seh' ich weiter,
Und dreizehn und vierzehn und fünfzehn Reiter.“

„Und sind's, wie wir selber, dreißig bloß,
Kameraden, marsch! mit den Sicheln drauf los!
Grad los auf die Pferde, daß zittert der Rasen!
Die werden uns nimmer das Korn abgrasen.“

Und Streich auf Streich! mit solcher Gewalt,
Wie wenn vom Gehämmer der Amboß erprallt.
Blut kam geflossen über die Schollen,
Gleich einem Bache, der angeschwollen.

Zerhackte Panzer klafften breit,
Wie ein zeriss'nes Bettlerkleid;
Es scholl der Ritter Geschrei, das grimme,
So laut wie des großen Meeres Stimme.

IV.

Pembrock, der englische Wieselkopf, rief,
Als ihn Tinteniac im Kampf anlief:
„Den Stoß nimm meines guten Speeres
Und sag' mir, ob er ein Rohr, ein leeres."

„Was leer sein wird in kurzer Frist,
Ich wette, daß es dein Schädel ist;
Manch Rabe wird daraus sich letzen,
Mein Holder! und dran den Schnabel wetzen."

So rief der und führte alsogleich
Mit seinem Hammer einen Streich
Nach Pembrock's Helm und Kopf mit Gesause,
Das brach gleich einem Schneckenhause!

Herr Kerarreiz, als er dieses sah,
Mit grinsender Lache rief er da:
„Wenn Alle so wie dieser liegen,
Dann werden sie wohl das Land besiegen."

„Wie viele Todte, mein Knappe gut?“
„Ich kann sie nicht zählen vor Staub und Blut.“
„Wie viele, mein Junge, sind todt geblieben?“
„Ganz abgethan sind fünf — sechs — sieben.“

V.

Am frühen Morgen begann der Streit,
Und währte noch um die Mittagszeit;
Vom Mittag bis zum Abendgrauen
Ward auf die Englischen losgehauen.

Herr Robart rief, gestützt auf die Wehr:
„Mich dürstet, o, mich dürstet sehr!“
Du Bois versetzte den Stich ihm schnelle:
„So trinke dein eignes Blut, Geselle!“

Herr Robart, als er dies Wort vernahm,
Kehrt er das Antlitz ab vor Scham,
Und auf die Englischen warf er sich wieder
Und streckte zornig fünfe darnieder.

„Nun sag' mir, mein Knappe, nun sag' mir, mein Kind,
Wie viele von ihnen noch übrig sind!“
„Gleich, Herr! gleich will ich euch Antwort geben:
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs sind am Leben.“

„Die bleiben am Leben, wenn ihr wollt,
Doch hundert Sous zahlt Jeder in Gold,
Mit hundert Sous zahlt Jeder sein Leben,
Dem Lande zum Besten sollen sie's geben.“

VI.

Das war kein bretonisches Herz fürwahr,
Das nicht gejauchzt, als unsre Schar
Einzog zu Joslin, der Stadt, mit Blüthen
Von goldenem Ginster auf Helmen und Hüten.

Das war kein Freund der Bretonen fürwahr
Und nicht der bretonischen Heiligenschar,
Wer nicht den heil'gen Kado gepriesen,
Der sich so hülfreich den Kriegern erwiesen;

Wer nicht gelobt und gebenedeit,
Gesagt und gesungen in Freudigkeit:
„Auf Erden wie in himmlischen Reichen
Hat Sanct Kado nicht seines Gleichen!“

Die Schlacht der Dreißig.

(Stourm ann tregont.)

Die Schlacht der Dreißig gehört mit zu jenen historischen Momenten, auf welche die Bretonen mit dem größten Stolze zurückblicken, und ist eine der populärsten bei dem liederreichen Volke. Die Schlacht der Dreißig verdient diese Ehre. Nicht nur zeichnet sie sich durch Heldenmuth der einzelnen Kämpfer, durch persönliche Tapferkeit und Hintansetzung aller privaten Vortheile aus — sie gewinnt noch eine rein menschliche Färbung durch das Motiv, das man ihr zu Grunde legt. Wurde sie doch geschlagen, nur um den armen Mann gegen die Quälereien der Engländer in Schutz zu nehmen. Sie bildet eine Episode in jenem blutigen Erbfolgekriege, welchen Charles von Blois mit Hülfe der Franzosen gegen Montfort, den die Engländer unterstützten, im vierzehnten Jahrhundert geführt haben und der die Bretagne in zwei Parteien, in die sogenannte englische und französische, getheilt und das Land von einem Ende zum andern mit Blut und Verwüstung gefüllt hat. Der Barde, der unmittelbar nach der Schlacht das Lied gesungen, gehört offenbar zur französischen Partei, welche Beaumanoir führte; doch ist er nicht zu ungerecht gegen die Engländer unter Pembrock's (oder Bembrough's) Anführung. Da der Kampf einen den Franzosen günstigen Ausgang nahm, fand er auch in Frankreich unzählige Dichter, die ihn rühmten und die Gelegenheit benutzten, französische Tapferkeit auf Kosten der englischen herauszustreichen, obwohl auf der einen

Seite nur Bretonen, die damals noch den Franzosen sehr fremd waren, auf der anderen Seite nur theilweise Engländer und viele Flamänder, ihre abenteuernden Bundesgenossen, standen. Die französischen Dichter weichen bei der Erzählung der Schlacht in mancherlei Umständen ab; doch sind diese Abweichungen nicht von Bedeutung. Bezeichnend ist es aber, daß der bretonische Barde den Ritter Tinteniac mancherlei Heldenhaftes thun und sagen läßt, wovon die französischen Dichter nichts wissen. Die Ursache davon ist in der großen Popularität des Namens Tinteniac zu suchen. Der Leser wird ihn in den Liedern der verschiedensten Zeiten immer wieder finden, da es den Bretonen unnatürlich oder sündhaft geschienen hätte, bei der Erzählung irgend einer Großthat den gefeierten Namen zu vernachlässigen. Das Lied hätte ohne dieses Element gar nicht die bretonische Färbung erhalten. Selbst in den Liedern der neueren Zeit (siehe die „Chouans") begegnet man diesem altromantischen Namen. — Die Authenticität der Schlacht der Dreißig ist lange bestritten worden — der Urcharakter, den sie trägt und der an die Kämpfe nordischer Recken sowohl als homerischer Helden erinnert, war die Ursache, daß man sie lange Zeit als eine Mythe zu betrachten sich gewöhnt hatte. Aber die neuere Forschung, die wieder zu den Quellen zurückkehrt, Chroniken und Lieder zu beachten gelernt hat, thut es unwiderleglich dar, daß die Schlacht der Dreißig wirklich und wahrhaftig und fast ganz auf die Weise, wie das Lied erzählt, geschlagen worden ist. Der Canonicus von Valenciennes, Froissart, bespricht und erzählt sie ausführlich:

„Quand le jour fut venu, les trente compaignons de Brandebourg (Bembro, Pembrock oder Bembrough) ouïrent la messe, puis se firent armer et s'en allèrent en la place de terre, là où la bataille devait estre, et descendirent tous à pied et deffendirent à tous ceux

qui là estoient que nul ne s'entremist d'eulx pour chose ni pour meschef que il veit avoir à ses compaignons, et aussi firent les compaignons à monseigneur Robert de Beaumanoir. Cils trente compaignons, que nous appellerons Anglais, attendirent longtemps les autres que nous appellerons Français. Quand les trente Français fûrent venus, ils descendirent à pied et firent à leurs compaignons le commandement dessusdict etc."

Darauf folgt die Beschreibung des Kampfes.

Neben dieser geachtetsten Quelle, Froissard, können wir noch ein Manuscript aus der Bibliothek der Republik anführen, das vom Chroniker nur in höchst unwesentlichen Dingen abweicht, nicht zu gedenken der vielen, oben erwähnten französischen Gedichte, von denen man behaupten könnte, daß sie nach dem bretonischen Liede gemacht worden seien, obwohl dieses höchst unwahrscheinlich ist, da sie ihren Stoff vollkommen unabhängig behandelt haben. Wir wollen sie nicht weiter anführen, nur einen Zug, den der bretonische Barde ausgelassen hat und der im französischen, zeitgenössischen Gedichte vorkommt, wollen wir, da er sich auf die heilige Woche, in welcher der Kampf Statt fand, bezieht und für die Frömmigkeit der Helden charakteristisch ist, hieher setzen.

„Grande fut la bataille et longuement dura:
Et le chapple (Blutbad) horrible et deçà et delà;
La chaleur fut moult grande, chacun si tressua (schwitzte).
De sueur et de sang la terre rosoya.
A ce bon samedi Beaumanoir si jeuna,
Grand soif eut le baron, à boire demanda;
Messire Geoffroy du Bois tantôt répondu a:
— Bois ton sang, Beaumanoir, la soif te passera.

Ce jour aurons honneur, chacun si gagnera
Vaillante Renommée, ja blamé ne sera.
Beaumanoir le vaillant a donc s'évertua,
Tel deuil eut et telle ire que la soif lui passa etc.

Die siegreichen Helden kommen nach ihrer Stadt Josselin mit Ginsterblüthen (Genêts) an den Helmen zurück; das erinnert uns an Heinrich von Plante à genêt, der sich und seinem Hause dadurch den Namen gab, daß er die Gewohnheit hatte, Ginsterblüthen an seinem Helme zu tragen. Die Schlacht der Dreißig fand auf einer Haide Statt, die von einem Ginstergehege umgeben war und die noch heute „la lande de mi-voie", die Haide des halben Weges, heißt, weil die Helden auf halbem Wege zwischen ihren Garnisonen zusammenkamen. Ehemals stand anstatt eines Monumentes eine einsame Eiche dort. Als sie während des Krieges der Ligeurs niedergehauen worden, ersetzte man sie durch ein Kreuz, welches am Fuße die Inschrift trug:

A la mémoire perpetuelle
de la bataille de Trente, que Mgr le mareschal
de Beaumanoir a gaignée en ce liev
le XXVII Mars l'an MCCCL.

Das Kreuz wurde in der Revolution gestürzt. Jetzt kann der Wanderer, der vom Schlosse Josselin über die einförmige Haide gegen Ploermel zieht, auf dem alten Kampfplatz einen granitenen Obelisken begrüßen, welcher auf Marmortafel folgende Inschrift trägt:

Vive le Roi long-temps,
les Bretons toujours!

Ici le 27 Mars 1351, trente Bretons, dont les noms suivent, combattirent pour la défense du pauvre,

du laboureur, de l'artisan, et vainquirent des étrangers que des funestes divisions avaient amenés sur le sol de la patrie.

Postérité bretonne, imitez vos ancêtres.

(Folgen die Namen der dreißig Helden.)
Sous le règne de Louis XVIII,
Roi de France et de Navarre,
le 11 Juillet 1819.

La première pierre de ce monument etc.

Die Pathe du Guesclin's.

I.

Die Sonne lacht, es glänzt der Tag,
Der Thau erglänzt am Rosenhag.

Der Thau erglänzt, bescheinen nicht
Mag ihn der Sonne heil'ges Licht.

Denn das ist nimmer Himmelsthau,
Blut ist es, Blut, was ich erschau'.

Blut ist's, das Rojerson verspritzt,
Der schlimmste Sachs', der im Lande sitzt.

II.

„Mein Gretchen, du bist ein flinkes Kind
Und rasch zu Fuße wie der Wind.

„Bring morgen früh die Milch aufs Feld,
Den Mannen, die die Saat bestellt."

„Mein Mütterlein, hast du mich lieb,
Wem Andern die Bestellung gib

„Wen Andern schicke mein Mütterlein,
Leicht fällt auf mich ein böser Schein.

„Es kann's mein ältest Schwesterlein,
Es kann's wohl auch mein jüngstes sein.

„O Mutter gut, besteht nicht drauf,
Herr Rojerson, der paßt mir auf."

„Mag immer passen, wem's behagt,
Ihr werdet gehen, Euch ist's gesagt.

„Ihr werdet gehen vor Tage schon,
Da schläft noch gut Herr Rojerson."

III.

Und Morgens früh da stand sie auf,
Zu Vater, Mutter sprach sie drauf,

Zu Vater, Mutter sprach voll Gram
Margretchen, da sie den Milchtopf nahm:

„Nun, Vater, Mutter, nun Ade,
Weil ich euch niemals wiederseh'.

„Ade, ihr beiden Schwestern mein,
Ade, ade, Franzese klein."

So ging das Mägdlein ihren Gang,
Das holde Kind, den Wald entlang.

Barfuß, lieb, flink zog sie vorbei,
Den Milchkrug auf dem Kopfe frei.

Vom Schloßthurm hoch, von ferne schon,
Sah sie heran nahn Rojerson.

„Schnell auf, mein Page, aufgewacht,
Und auf ein Häslein Jagd gemacht;

„Ein Häslein weiß, das auf dem Kopf
Trägt einen milchgefüllten Topf."

IV.

Das Mägdlein kam entlang den Strand,
Der Herr schon auf der Lauer stand;

Er stand an seiner Zugbrück' da,
Und sie erbebt, wie sie ihn sah.

Vor Schrecken bebt sie — den sie trug,
Vom Kopfe fiel herab der Krug.

Das arme Kind, wie's das erschaut,
Da weinte sie, sie weinte laut.

„Sei still, du hast geweint genug,
Man gibt dir einen andern Krug.

„Zum Inbiß komm mit mir, mein Kind,
Man wird den neuen füllen geschwind."

— „Dank, schöner Herr Ritter, laßt das sein,
Ich nahm schon meinen Inbiß ein."

— „So geh mit mir in den Garten hinaus
Und pflücke dir einen schönen Strauß.

„Du findest dort auch Blumen genug,
Zu zieren deinen neuen Krug.“

— „Die Blumen lass' ich für Andre stehn,
Ich muß ein Jahr lang in Trauer gehn.“

— „So pflücke die Beeren frisch und gut
Im Garten, sie sind so roth wie Glut.“

„Und mögen sie sein so roth wie Glut,
Ich fürchte die Schlange, die drunter ruht.

„Der Ruf der Schnitter dringt an mein Ohr,
Sie werfen mir meine Trägheit vor.

„Sie fragen, wo ich auf meinem Gang
Mit meinem Milchtopf bleibe so lang'.“

— „Du sollst ja gehn in kurzer Frist,
Sobald nur dein Milchtopf bereitet ist.

„Mein Gretchen, sie sind just dabei,
Sich selber nach in der Meierei.“

Als sie des Schlosses Schwell' erreicht,
Da zittert ihr Fuß, ihr Antlitz erbleicht.

Und als das Thor ins Schloß fiel jäh,
Da wurde sie so weiß wie Schnee.

— „Sei nicht so bang, du kleine Maid,
Ich thu' dir wahrlich nichts zu leid.“

— „Und wollt ihr mir kein Leid thun nicht,
Warum entfärbt sich euer Gesicht?“

— „Wenn mir im Gesicht die Farbe vergeht,
Das macht die kalte Frühluft, die weht."

— „Nicht weil so kalt die Frühluft streicht,
Vor schlimmen Gedanken seid ihr erbleicht."

— „Schweig still und komm, du närrisch Kind,
Zum Garten, wo schöne Aepfel sind."

Und als sie nun im Garten stand,
Sie brach einen Apfel mit bebender Hand.

— „Gebt mir ein Messer, Herr Ritter, ich bitt',
Daß ich den Apfel schäle damit."

— „Wenn du ein Messer willst, mein Kind,
So geh zur Küche, wo viele sind.

„Dort liegt eins auf dem Eichentisch,
Heut Morgen erst wurd' es geschliffen frisch."

Klein Gretchen trat auf die Küchenschwell',
Zum alten Koche sagte sie schnell:

— „Du lieber Koch, o, steh mir bei,
Und laß mich hinaus, und mach' mich frei."

— „Mein Töchterlein, ach, es kann nicht sein,
Sie zogen des Schlosses Brücke ein."

— „Ha, wenn der Mann mit dem Löwenhaupt
Es wüßte, daß Rojerson mich geraubt.

„Wenn's Guesclin wüßte, mein Pathe gut,
Da müßte fließen rothes Blut."

V.

Und eine kleine Weile danach
Herr Rojerson zum Pagen sprach:

„Wo mag das kleine Gretchen sein,
Daß sie nicht kommt zum Garten herein?"

— „Ich sah, wie sie in der Küche stand,
Ein Messer in ihrer kleinen Hand.

„Sie rief: Herr Jesu, ich fleh' zu dir,
O, sag mir an, was mach' ich mit mir!

„O, sag mir an in meiner Noth,
Erwähl' ich das Leben oder den Tod?

„Ja, heilige Jungfrau, keusch und rein,
Wie du, will ich im Tode sein.

„Jetzt liegt sie auf dem Antlitz, weh!
Und rings herum ein blutiger See.

„Das Messer steckt ihr im Herzen tief,
Ich hörte, wie sie sterbend rief:

„Der Ritter Guesclin, der Pathe mein,
Herr Guesclin wird mein Rächer sein."

— „Sei still, mein Page, und mach dich bereit,
Den todten Leib in Stücke schneid'.

„Ich trag' sie im Korbe nieder zum Bach,
Früh Morgens, eh die Lerchen wach."

VI.

Und als er vom Fluß kam über den Steg,
Da trat ihm der Pathe in den Weg;

Da trat Herr Guesclin vor ihn dicht,
Wie Saucrampfer war sein Gesicht.

„Herr Rojerson, sagt, ich bitt' Euch sehr,
Wo kommt ihr mit dem Korbe her?"

— „Vom Flusse komm' ich, das seht ihr ja,
Nur junge Katzen ersäuft' ich da."

— „Das Blut, das aus dem Korbe träuft,
Ist nicht von Kätzlein, die man ersäuft.

„Herr Engelländer, ich frag' euch jetzt,
Wann saht ihr das kleine Gretchen zuletzt?"

— „Ich sah die kleine Margaret
Nicht mehr seit der Kirmeß von Cleoved."

— „Du lügst, Verräther! denn gestern Nacht
Hast du sie selber umgebracht.

„Den ganzen Adel beschimpfst du schwer
Und deine eigene Rittereh'r'."

Herr Rojerson, wie er hört das Wort,
Da fährt er nach dem Schwert sofort.

„Du wirst der Erste sein, der erfährt,
Ob ich das Ritterthum entehrt.

„Du sollst es erfahren, Herrenknecht,
Ob ich ein Ritter heiße mit Recht.

„Nun drauf! nun dran! und unverzagt!
Und keine Gnade! wenn dir's behagt!“

— „Ja, mir behagte stets und gefiel
Mit Männern von Herz das Waffenspiel,

„Ich spiel' es stets, wo man ehrlich ficht,
Mit Mädchenmördern spiel' ich es nicht.

„Und wo ich einen treffe, zur Stund'
Schlag ich ihn nieder wie einen Hund.“

Und wie er diese Worte ruft,
Da hebt er sein großes Schwert in die Luft,

Und haut nach dem Engelländer zugleich
Und spaltet den Kopf ihm mit Einem Streich.

VII.

Herr Ritter Rojerson starb zur Stund';
Schloß Trogoff ward zerstört von Grund.

Gebrochen ist der Zwingherrn Wehr,
Den Sachsen eine gute Lehr'.

Den Sachsen eine gute Lehr',
Den Bretonen eine gute Mähr.

Du Guesclin's Vasall.

I.

Ein großes Schloß, das raget
inmitten des Walds von Mal,
Es ist von Wasser umgeben,
und Thürmen, vier an der Zahl.

Im großen Hof ist ein Brunnen,
da liegen die Knochen zu Hauf,
Sie steigen höher und höher
in jeder Nacht herauf.

Ums Brunnengelände fliegen
die Raben mit wildem Geschrei,
Sie holen dort ihre Atzung
und krächzen froh dabei.

Leicht fällt die Brücke nieder,
noch leichter steigt sie empor.
Wer hier hineingegangen,
kam niemals wieder hervor.

II.

Ein edler Knappe reitet
mitten durchs sächsische Land;
Es ist der junge Reiter
Jan von Pontorson genannt.

Und wie er spät am Abend
kam an der Feste vorbei,
Einlaß und gute Herberg
vom Wächter begehrt er frei.

„So steigt nur ab, Herr Ritter,
steigt ab und tretet ins Schloß
Und führet in die Stallung
euer rothes Roß.

„Gerst' und Heu bekommt es
die ganze Krippe voll,
Dieweil euch treffliche Mahlzeit
am Tische letzen soll.“

Er saß zu Nacht an der Tafel,
die Reisigen saßen herum,
Sie sprachen nicht mehr und nicht minder,
als wären sie alle stumm.

Sie sagten nur zum Mägdlein:
„Biganna, steige hinauf
Und mache dem edlen Ritter
ein gutes Lager auf.“

Als Alle zu Bette gingen,
weil die Stunde geschlagen hat,
Da suchte wie die Andern
Herr Jan die Lagerstatt.

Herr Jan trat in die Stube,
mit Singen trat er hinein,
Und legt' auf die Bank am Bette
sein Horn von Elfenbein.

„Biganna, mein holdes Mägdlein!
ob du mir Eines vertraust:
Warum du so mit Seufzen,
mit Seufzen auf mich schaust?"

„Wär' euch bewußt, Herr Ritter,
das Weh, das mir bewußt,
Ihr würdet wohl traurig schauen
und seufzen aus tiefer Brust.

Ja, seufzen und mich beklagen,
wenn ihr mein Leid entdeckt —
Unter eurem Kissen
ist ein Dolch versteckt.

Das Blut des dritten Todten
trocknete noch nicht ein —
O weh! o weh! Herr Ritter,
ihr werdet der vierte sein.

Euer Geld und Gold und Waffen
sind unter Riegel und Schloß,

Alles, was ihr habet —
nicht euer rothes Roß."

Er schob die Hand unters Kissen,
da war der Dolch versteckt,
Er zog ihn vor, noch war er
ganz von Blut befleckt.

„Rette mich, o Schwester!
ich mache dich reich fürwahr;
Fünfhundert Thaler geb' ich,
Fünfhundert dir jedes Jahr."

„Dank euch, edler Ritter,
nicht Gold ist, was mir gebricht,
Seid ihr schon verehlicht,
oder seid ihr's nicht?"

„Biganna! dich zu täuschen
vermag ich in keiner Art,
Vierzehn Tage sind es,
daß ich verehlicht ward.

„Doch hab' ich der Brüder dreie,
sind mehr als ich selber werth,
Wenn's deinem Herzen behaget,
wähle, wen es begehrt."

„Nicht mag meinem Herzen behagen
Geld und ein andrer Mann,
Ihr seid es, schöner Ritter,
der allein mir behagen kann.

„Nun folgt mir nach und fliehet
mit mir in schnellem Lauf,
Der Wächter, mein Milchbruder,
hält uns nimmer auf.“

Es sprach der edle Ritter,
da sie gekommen vors Schloß:
„Nun schwing dich auf die Krupe,
Schwester, von meinem Roß.

„Nun reiten wir nach Wengamp,
zum Lehnsherrn reiten wir;
Da wollen wir hören, ob's billig,
daß ich mein Leben verlier'!

„Nach Wengamp hin zum Guesclin,
der ist mein Herr mit Recht;
Pestien wird er berennen:
den Sachsen geht es schlecht.“

III.

„Ich grüß' euch, ihr Leute von Wengamp,
um Gott! und saget mir,
Meinen Herrn du Guesclin,
sagt, wo find' ich ihn hier?“

„Sucht ihr den Herrn du Guesclin,
Herr Ritter, der ist nicht fern,
Ihr findet ihn im Wachtthurm,
er sitzt im Saal der Herrn.“

Als er den Saal betreten,
Herr Jan von Pontorson,
Grad ging er los auf Guesclin,
So sprach er zum Baron:

„Mit euch sei Gottes Gnade,
Gott schütz' euch überall,
Mich aber schützt ihr selber,
denn ich bin euer Vasall."

„Mit euch sei Gottes Gnade,
der ihr so höflich sprecht,
Wen Gott beschützt, der schütze
die Andern, und das ist recht.

„Doch sagt mir, was euch noth thut,
und sagt es unbeirrt."
„Mir thuet noth ein Jemand,
der mit Pestien fertig wird.

„Dort hausen die Sachsen und richten
das arme Land zu Grund,
Sie plündern und sie morden
zehn Meilen in der Rund'.

„Wer dort einkehrt, den tödten
sie ohne Scheu und Scham,
Dem jungen Mägdlein alleine
dank ich's, daß ich entkam.

„Ohne dieses Mägdlein
wär's auch um mich geschehn.
Den Dolch noch roth von Blute,
hier könnt ihr ihn selber sehn."

„Bei allen bretonischen Heil'gen!“
so schrie du Guesclin dazu:
„So lang' ein Sachse lebet,
ist weder Recht noch Ruh'.

„Und schnell mein Roß gesattelt!
und bringet mir mein Schwert!
Und auf den Weg! wir wollen
doch sehn, wie lang' das währt!“

IV.

Der Vogt des Schlosses die Frage
von seinen Zinnen thut,
Er fragte den Herrn du Guesclin
wohl mit spöttischem Muth:

„Seid ihr zu Ball geladen,
ist irgendwo ein Tanz,
Daß ihr und eure Leute
daher kommt in solchem Glanz?“

„Bei meiner Treu', Herr Sachse!
so etwas mag wohl sein,
Doch sind wir zu Tanz nicht geladen,
wir selber laden ein.

„Wir laden zu einem Zitterer,
der dauert wohl manche Stund',
Und sind wir müd, ersetzt uns
der Teufel im Höllengrund.“

Beim ersten Sturme fielen
des Schlosses Mauern ein,
das Schloß erbebte gewaltig
bis in den Grund hinein.

Beim zweiten Sturme brachen
zusammen der Thürme drei,
Zweihundert Männer fielen
und dann noch hundertmal zwei.

Beim dritten Sturme wurden
Thor und Pforten gesprengt,
Das Schloß war genommen, es haben
sich Alle hineingedrängt.

Das Schloß ist nun zerstöret,
der Grund ist angebaut,
Der Ackrer mit dem Pfluge
zieht drüber und singet laut:

„Ein Schächer ist der Sachse,
doch wird uns kein Weh geschehn,
So lang' die maler Felsen
auf ihrem Grunde stehn."

Du Guesclin.

(Gwezklen.)

Bei dem Gedichte „Der Falke“ (S. 93) haben wir darauf hingedeutet, wie der Angriff der Machthaber auf das Eigenthum dem Volke oft den ersten Anstoß zur Erhebung und Befreiung gegeben. Ein edleres und häufiger in Sage und Geschichte vorkommendes Motiv zu Aufständen bildet die Empörung des Volkes über einen Angriff auf die weibliche Tugend. Lucretia und Virginia sind uns aus der Schule bekannt; die Geschichte von Baumgarten's Weib ist durch Schiller's Tell populär geworden; die graubündtische Cordula soll erst neulich von einem deutschen Dichter, Max Waldau, schön gefeiert worden sein; die holländische und friesische Geschichte hat auch ihre Lucretien. In der Bretagne hat das Unglück der Pathe des Helden du Guesclin das Signal zur zeitweiligen Befreiung des Landes von den Engländern oder „Sachsen“ gegeben und dem späteren Connetable von Frankreich und Sieger in so manchen Schlachten die erste Gelegenheit geliefert, sein furchtbares „Löwenhaupt“ zum Schreck der Feinde des Vaterlandes zu schütteln und seinen Zornmuth zu zeigen. Die Geschichte weiß von dem armen Gretchen, der Pathe du Guesclin's, nichts, aber wir haben uns überzeugen können, daß die bretonischen Barden sich der Wahrheit immer ganz nahe halten und nichts auf eine bedeutende Persönlichkeit Bezügliches verfälschen. So glauben wir auch diesem Liede von dem armen Gretchen

und schreiben es der Unbekanntschaft französischer Historiker mit der celtischen Sprache und dem celtischen Leben zu, daß dergleichen Lieder nicht als Geschichtsquellen betrachtet und benutzt worden sind. (Der gründliche und geniale Augustin Thierry macht da freilich eine Ausnahme.) Von der Einnahme des Schlosses Trogoff durch du Guesclin 1364 weiß allerdings die Geschichte zu erzählen, auch einen Rojerson kennt sie, aber unter dem Namen Roger David. Auch der zweiten, „Der Vasall du Guesclin's" überschriebenen Ballade glaubten wir aus oben angeführten Gründen, selbst wenn uns die gelehrte Geschichte nichts von der Einnahme des Schlosses Pestivien, oder bretonisch Pestien, erzählte.

Daß du Guesclin, der später ganz Frankreich mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllte, den selbst Franzosen in langen Gedichten besungen haben (s. Chronique de Bertrand du Guesclin von Cuvélier, 14. Jahrhundert), in den Erinnerungen seiner bretonischen Landsleute einen großen Platz einnimmt, braucht nicht erst versichert zu werden. In dem ganz französischen Nantes steht seine Bildsäule neben der des Connetable Olivier Clisson, und jedes Kind weiß einem dort seine Geschichte zu erzählen.

Hier eine französische Ballade, die unmittelbar nach du Guesclin's Tode, den sie beweint, gedichtet worden:

1.

Estoc d'oneur et arbres de vaillance,
Cuer de Lyon esprins de hardement,
La flour des preux et la gloire de France,
Victorieux et hardi combatant,
Saige en voz fais, et bien entreprenant,
Souverain home de guerre,

Vainqueur de gens et coquerreur de terre,
Le plus vaillant qui oncques fust en vie,
Chascun pour vous doit noir vestir et querre:
Plourez, plourez, flour de chevalerie!

2.

O Bretaingne, ploure ton espérance!
Normandie fay son entierement;
Guyenne aussi, et Auvergne, or t'avance
Et Languedoc, quier lui son monument;
Picardie, Champaigne et Occident,
Doivent pour plourer acquerre
Tragediens, Arethusa requerre,
Qui en eaue fut par plour convertie,
Afin qu'à tour de sa mort les cuers serre:
Plourez, plourez, flour de chevalerie!

3.

Hé gens d'armes, aiez en remembrance
Vostre père; vous estiez si enfant.
Le bon Bertran, qui tant ot de puissance,
Qui vous aimoit si amoureusement,
Guesclin crioit. Priez dévotement,
Qu'il puist paradis conquerre.
Qui dueil n'en fait, et qui n'en prie, il erre,
Car du monde est la lumière faillie;
De toute honeur estoit se droicte serre:
Plourez, plourez, flour de chevalerie!

Der Schwan.

Ein Schwan, ein Schwan ist kommen übers Meer.
Er schwebt um Armors alten Schloßthurm her.

Din! Din! Daon! Erwacht! erwacht!
O Din! Daon! Es geht zur Schlacht!

Wie gut die Kunde dem Bretonen klingt,
Die rothen Fluch den Frankensöhnen bringt!

Din! Din! Daon! Erwacht! erwacht!
O Din! Daon! Es geht zur Schlacht!

Ein großes Schiff ist in die Bucht gegangen,
Die weißen Segel bauschen sich und prangen.

Herr Jann ist heimgekehrt in diesen Tagen,
Herr Jann, um sich fürs Vaterland zu schlagen.

Sein Schwert hat gen die Franken er gezückt,
Die der Bretonen Heimat unterdrückt.

Vom Freudenjubel, der sich rings erhebt,
Erhallet das Gestade und erbebt.

Der Berg von Laz erdröhnt, die weiße Stute
Bäumt sich und wiehert auf in frohem Muthe.

Die Glocken singen mit vergnügtem Munde
Ueb'rall auf hundert Stunden in die Runde.

Der Sommer kommt; im Lichte glänzt die Welt,
Herr Jann ist heimgekehrt, Herr Jann, der Held.

Herr Jann ist uns ein kräftiger Gesell,
Sein Fuß ist wie sein Auge rasch und schnell.

Herr Jann, Bretonenmilch ja sog er ein,
's ist eine Milch gesund wie alter Wein.

Sein Speer, wenn er ihn wiegt, wirft solchen Glanz,
Daß er jedwedes Aug' verblendet ganz.

Sein Schwert, wenn er es schwingt, führt solchen Streich,
Daß es zerspaltet Mann und Pferd zugleich.

— Schlage zu, edler Held, halt dich gut!
Schlage drauf! wasche sie im eignen Blut.

Wer also haut, wie deine Hiebe gehn,
Der hat sein Gut von Gott allein zu Lehn.

— Haltet aus, Bretonen, haltet gut,
Keine Gnade, keinen Frieden, Blut um Blut!

Du der Bretagne unsre liebe Frau,
In Gnaden auf das Land herniederschau!

Wir stiften eine Messe dir zu Ehren,
Die ewig soll und aber ewig währen.

Das Heu ist reif, wer kommt, um es zu mähen?
Das Korn ist reif, wer wird zur Aernte gehen?

Das Heu, das Korn, wer wird nach Haus sie tragen,
„Ich werd' es thun!" hört man den König sagen.

Er kommt, zu mähen im Bretonenland,
Mit einer Silbersense in der Hand.

Die Silbersense soll die Wiesen mähen,
Die goldne Sichel durch die Felder gehen.

Der Franke soll's erfahren noch am Ende,
Ob die Bretonen haben Füß' und Hände!

Herr König! Du erfährst es bald mit Spott,
Ob du ein Mensch nur seiest oder Gott.

Der Wolf des Landes fletscht den Zahn ergrimmt,
Weil er des Heerbanns wilden Ruf vernimmt.

Er hört das Kriegsgeschrei, drum heult er so,
Er wittert Franken, und er heulet froh.

Bald sieht man Blut von Weg und Straßen gießen,
Wie Wasser wird es in den Gräben fließen,

Und Ent' und Gänse schwimmen in dem Blut,
Und ihre Federn sind so roth wie Glut.

Mehr Lanzenschäfte liegen rings zersplittert,
Als Zweig' im Walde, wenn es wild gewittert.

Mehr todte Köpfe liegen da in Scharen,
Als Knochenhäuser rings im Lande waren.

Der Franke bleibet liegen, wo er lag,
Und wo er fiel, bis an den jüngsten Tag,

Der ihn verdammet, ihn und den Verräther,
Der eingeführt den Feind ins Land der Väter.

Der Thau der Bäume fällt allein herab,
Statt des geweihten Wassers, auf sein Grab.

Din! Din! Daon! Erwacht! erwacht!
O Din! Daon! Es geht zur Schlacht!

Der Schwan.

(Ann Alarc'h.)

Wieder ein Lied, welches beweis't, daß es den Bretonen weder um Franzosen noch um Engländer, sondern bloß um die nationale Freiheit und Unabhängigkeit zu thun war.

Charles de Blois war in der Schlacht bei Auray gefallen (1364), und Jean von Montfort, sein Rival, blieb Herr der Bretagne. Aber die Liebe Montfort's zu den Fremden, die ihm das Land erobern geholfen, ihre gute Aufnahme an seinem Hofe, die Gunstbezeugungen, mit denen er sie zum Nachtheil der Bretonen überhäufte, erweckten endlich die nationalen Gefühle. Da ihm seine Barone die Wahl ließen, ob er die Engländer vertreiben oder selbst das Land verlassen wolle, wählte er das Letztere und zog sich nach England zurück. Karl V. glaubte in allem dem ein gutes Zeichen zu erblicken und wollte bei dieser Gelegenheit sein Recht der Suzeraineté in endlichen Besitz verwandeln und schickte eine Armee in die Bretagne, die seinen Willen ausführen sollte. Ein gleichzeitiger Dichter sagt in seiner Chronique du bon roy Jehan:

„Karl V. rüstete ganz glänzende und frische Fähnlein aus, die aus holdseligen und gut geputzten Franzosen bestanden und die sich bei dem Gedanken freuten, daß die Bretonen sich ohne Weiteres ergeben würden. Er glaubte, die Bretonen ohne Widerstreit zu haben und sie zu scheeren wie Schafe. Diese hatten im Kampfe für Frankreichs Unabhängigkeit gegen die Engländer große

Uebel ertragen, sie waren so entstellt, so zerhackt, so verstümmelt! Die Einen waren einäugig, die Andern verkrüppelt; die Haut ihres Gesichtes war wie Rinde; ihre Kleider gingen in Fetzen, ihre Pferde waren todt, ihr Vermögen dahin; sie alle trugen Wunden, aber mehr vorn als im Rücken. Die Franzosen, im Gegentheil, waren gut gekämmt; ihre Haut war weich und fein und der Bart in Zwickel getheilt; beim Tanz in glattgedielten Sälen kannten sie nicht ihres Gleichen; sie sangen wie die Sirenen; sie waren bedeckt von Perlen und Stickereien; sie waren niedlich und aufgedonnert, und die Bretonen schwerfällig und einfältig. Nach der Meinung der letzteren that das weiter nichts. Aber da der Entscheidungstag herankam, hielten die Bretonen Rath und fingen ihre Schwerter zu schärfen und zu schleifen an; Jeder suchte Eisen und Holz hervor, und Harnisch, Degen, Stahlschienen und Beil, und Hammer und Knotenstock; Jeder verkaufte Ochs oder Kuh, um Renner zu kaufen: das kam daher, daß sie die Freiheit vertheidigen wollten bis in den Tod! Denn die Freiheit ist ein erfreulich Ding; sie ist schön, sie ist gut, sie ist nützlich. Sie zitterten vor der Sclaverei, da sie sahen, wie sie in Frankreich herrschte.

„Trop doubtoient avoir noveauls maistres!
Et si pansoient deffendre fort
Leur liberté jusqu' à la mort;
Car liberté est delectable,
Belle et bonne, et bien profitable.
De servitude avoient horreur etc.“

Der Herzog Jean von Montfort wurde zurückgerufen und mit ungeheurem Enthusiasmus als Vertheidiger der nationalen Unabhängigkeit empfangen (1379). Er siegte.

„— — — — — die weiße Stute
Bäumt sich und wiehert.“

Die weiße Stute ist das Meer, welches die Bretonen fast stereotyp als „das große“ bezeichnen.

„Der Verräther“, von welchem die letzte und vorletzte Strophe spricht, ist kein anderer als Bertran du Guesclin, der als französischer Connetable die Franzosen ins Land führte und den Fluch und die Verachtung seiner Landsleute auf sich zog. Sie haben ihm wieder verziehen, da er aus Gram über den Verfall seines Ruhmes in der Heimat und aus Reue, ihren Geist so sehr verkannt zu haben, gestorben ist.

Die jungen Leute von Plouié.

I.

Verflucht sei die Sonne, der Mond sei verflucht!
Verflucht der Thau, der die Erde befrucht't!

Verflucht selbst die Erde, die plouiéer Erd',
Die schuld ist am Streit, der die Dörfer verheert;

Die hat geboren in ihrem Schooß,
Den Kampf, der losbrach mit wildem Getos,

Der alles Landvolk zum Aufruhr hetzt
Und mehr als Einen Bauer verletzt,

Der manchen Mann um den Sohn gebracht
Und manche Witwe und Waise macht,

Der manches Kind auf die Straße jagt,
Das hinter der Mutter geht und klagt.

Verflucht sei vor Allen der Herr aus der Stadt,
Der immer bedrückt den Bauer hat!

Der Edelmann von neuer Art,
Der in der Hecke gezeuget ward!

Der Abenteurer vom Frankengeschlecht,
Der nie Bretone ist gut und echt,

Wie eine Schlang' ist von Taubenart,
Weil sie von der Taube gebrütet ward!

II.

Als am Pfingsttag die Messe geendet hatt',
Erschien im Kirchhof der Hahn der Stadt.

Der Schütze, der Stadtknecht von Kemper erschien,
Stand auf den Stufen des Kreuzes hin.

Sein' Augen waren vor Zorn erglüht,
Wie kochendes Wasser im Topfe sprüht.

„Merkt auf und hört, ihr plouiéer Leut'!
Was ich euch will verkündigen heut:

„Geschätzt werd' Alles in Jahr und Tag,
Was Jeder von euch besitzen mag.

„Die Häuser und der Dünger gar,
Auf eure Kosten geschieht's fürwahr.

„Geht hin mit eurem neuen Geld
Und sucht euch ein ander Nest im Feld."

Kaum daß er diese Worte sprach,
Als los ein großer Aufruhr brach.

Es stürmte Alt und Jung auf ihn,
Die Einen weinten, die Andern schrie'n.

Und Viele stürzten hin vor Schmerz,
Sie stürzten zu Boden, gebrochen das Herz.

„Ihr Väter! ihr Mütter! wir kommen nicht mehr
Und knieen um eure Gräber her.

„Ade! ade! verjagt mit Gewalt,
Fern von der Heimat irren wir bald,

„Wo ihr uns nährtet am Herzen warm,
Wo ihr uns getragen auf dem Arm.

„Ade! ihr heiligen Männer und Frau'n!
An eurem Altar sollt ihr nimmer uns schau'n.

„Ade! du Schutzpatron unsrer Gemein'!
Wir schlagen den Weg des Elends ein."

Da sprach von Plonié, der junge Hauf':
„Ihr Mädchen! sparet das Weinen auf,

„Bis daß von jedem Bauernkind
Das Blut auf die Schwelle des Hauses rinnt,

„Bis daß der letzte Tropfen gefror —
Das Blut der Franzosen seht ihr zuvor!"

Der Schütz', als er hörte solches Wort,
Da sprang er schnell vom Kreuze fort.

Er fand zur Flucht nicht Thür noch Thor,
Er lief wie ein Mensch, der den Kopf verlor.

Er stürzte sich in das Beinhaus hinein,
Verkroch sich in der Bretonen Gebein.

Nun höret, welch ein Wunder geschah,
Wie lebend regten die Knochen sich da.

Sie stiegen empor, sie standen frei,
Rings um den Schützen in einer Reih'.

Hin stürzt er, erdrückt auf einen Schlag,
Daß er in Gebeinen begraben lag.

III.

Das junge Volk von Plouié sprach:
„Das geht uns an, schau'n wir selber nach!"

Und als sie kamen vor Kemper's Thor,
Sie fragten nach ihren Herren zuvor:

„Macht auf die Thore, wir sprächen gern,
Wir Leute vom Lande, mit unsern Herrn."

„Ihr Bauerngesindel! fortgetrollt!
Wenn ihr nicht Pulver riechen wollt!"

„Uns kümmert euer Pulver nicht mehr
Als eure Herrn, die euch stellten hieher!"

Sie hatten noch nicht geschlossen den Mund,
So lagen dreißig auf dem Grund.

Dreitausend aber drangen hinein,
Die Stadt, sie brannte mit lustigem Schein,

Das Ach und Weh der Bürger schreit:
„Ihr Männer von Plouié! Barmherzigkeit!"

Viel Häuser mußten in Asche vergehn,
Das Haus des Bischofs ließen sie stehn,

Des Rosmadek's Haus, des geliebten Herrn,
Er hatte stets die Bauern gern.

Er stammt' aus bretonischem Königsgeschlecht,
Er hielt auf altes Gesetz und Recht.

Der Bischof von Kemper gebot und rief,
Indem er die Gassen der Stadt durchlief:

„Ihr Kinder! lasset das Sengen sein,
Im Namen Gottes haltet ein!

„Und kehret zurück an euren Heerd,
Das Recht soll bestehn, wie ihr's begehrt."

Die Männer von Plonié hörten sein Wort —
„Kommt! kehren wir heim, kommt! ziehen wir fort!"

Das aber war nicht zu ihrem Glück —
Nicht Alle kehrten nach Hause zurück.

Die jungen Leute von Plonié.

(Paodred Plouieo.)

Die Historiker der Bretagne wissen nichts von dem Bauernkriege, dessen dieses Gedicht erwähnt. Doch zweifeln wir nicht, daß er Statt gefunden. Die Historiker sind meist Franzosen, und der Krieg war vorzugsweise gegen die Franzosen und den Feudalismus, den sie in der Bretagne einführen wollten, gerichtet. Ein Canonicus aus Quimper, der zur Zeit der Ligue lebte, welche wahrscheinlich alle alten den Franzosen feindlichen Erinnerungen weckte, erzählt nach Ueberlieferungen von einem Bauernaufruhr, der im fünfzehnten Jahrhundert ausgebrochen und der offenbar mit dem in dem Gedichte gefeierten identisch ist, obwohl der gute Canonicus natürlich gegen die Bauern gestimmt ist, die sich nicht neue, drückendere Gesetze und neue Steuern aufbürden lassen. Er erzählt:

„En l'an 1430 ou 1489, il y eust un grand soulévement en cest éveschè (Quimper) de la populace contre la noblesse et communauté des villes, leur intention et but estant de demerer libres et affranchiz de toute subjection et tailles et pensions annuelles qu'ils payoient à leurs seigneurs et de revendiguer la propriété de leurs terres. Ceste commune effrenée et en très-grand nombre prist sa source au terroir de Karahaez, sous la conduite de trois frères

paysans qu'on dit originaires de Plouié, dont l'un avait nom Jéhan. Or les rustiques ne voyant aulcune resistance, et que tout le mond s'enfuyait devant eulx, ils pensoient déjà avoir tout gaaigné; et vinrent peu à peu jusques à Kemper-Corantin, qu'ils osèrent bien attaquer, et y entrèrent le mercredi penultiesme jour de juillet de l'an 1430 ou 1489. C'est une chose bien assurée qu'ils la pillèrent et y fisrent beaucoup d'insolence, et cela est assez croïable a ceux qui cognoissent combien une paysantaille qui a l'advantage est cruelle et inexorable; ils n'espagnèrent pas les habitants, et fisrent tous les authres actes d'hostilité qui sont coustumiers à ces barbares."

Der gute Canonicus erzählt weiter, daß die Bauern auf ihrem Heimweg überfallen und mehr als tausend getödtet worden, mit Einem Worte, daß es ihnen so erging, wie überall, wo sie sich mit Muth erhoben, siegten und den Friedensworten des besiegten Feindes vertrauten. Das wollten die letzten zwei Zeilen des Liedes besagen, die traurig und melancholisch abbrechen, als ob der Barde sich mit Trauer abwendete von dem verübten Verbrechen, das an den Bauern, die nichts wollten als das alte Gesetz und die man feudalistisch von ihrem Eigenthum stoßen wollte, verübt worden.

Das Gedicht „Der Falke" (Seite 94) ausgenommen, haben wir kein Lied, das auf einen Bauernkrieg Bezug hätte. Die bretonischen Bauern hatten es eben unter ihrer Clan-Verfassung, die sie noch von der Insel herübergebracht, nicht zu schlecht und befanden sich ziemlich wohl, während die Bauern Deutschlands, Frankreichs, Englands unter der Last des germanischen Feudalismus erlagen und zur Verzweiflung gebracht wurden. Das ganze übrige Frankreich ist reicher an Bauernkriegs-Liedern als die Bretagne.

„Jacques Bonhommes,
Cessez, cessez, gensd'armes et pietons
De piller et manger le .bonhomme
Qui de long-temps Jacques Bonhomme
se nomme.“

Die Ligueurs.

Nach Sonnenuntergange
da fing ein Rauschen an,
Wie wenn den Fluß hernieder
schwimmt ein bewaffneter Kahn;
Von Rüstungen ein Geklirre,
ein Trommelwirbeln schallt,
Ein Horngeschmetter, daß mächtig
des Berges Gipfel wiederhallt.

Ich ging hinaus, um zu schauen,
da sah ich den Kranich bloß;
Er stand auf Einem Fuße
und fischte bewegungslos.
„O Kranich, lieber Kranich!
Du fliegst so hoch und weit,
Was gibt's in der untern Bretagne
wieder für Neuigkeit?“

„Es gibt in der untern Bretagne
keine Neuigkeit.
An allen Ecken und Enden
des Landes ist Krieg und Streit.

Es haben sich Alle erhoben,
    Bauer und Edelmann,
Und hilft nicht Gott den Mannen,
    der Krieg nicht enden kann."

Am Donnerstag vor Ostern
    sie haben sich auf dem Plan
Versammelt, um auszurücken
    bei Kergrist-Moëlan:
Die Büchse auf der Schulter,
    die rothe Federzier
Am Hut, das Schwert an der Seite,
    voran das Glaubenspanier.

Sie traten in die Kirche,
    sie wollten nicht ziehen eh,
Sie sagten dem heiligen Petrus
    und dem Herrn Christus Ade.
Wie sie aus der Kirche traten,
    sie warfen sich auf die Knie':
„Joch-Kerne, deine Soldaten
    sieh, deine Streiter hie!

„Wir sind die Kämpfer des Landes,
    wir ziehen in den Streit,
Gegen die Hugenotten
    sind wir zu kämpfen bereit.
Für den wahren Glauben
    und für das Vaterland,
Gegen Sachsen und Franken
    die schlimmer sind als wie ein Brand."

Und als sie den Kirchhof verließen,
 sie fragten aus Einem Mund':
„Wo nehmen wir rothes Tuch her,
 uns zu bekreuzen zur Stund'?"
Der kergutezer Junker
 rief als ein Wackrer darein:
„Folget meinem Beispiel,
 ihr werdet bekreuzet sein!"

Kaum hat er es gesprochen,
 hat er geschlitzt den Arm,
Daß aus der Ader sprudelt
 die Welle roth und warm.
Und hat aufs Wamms gemalet
 ein Kreuz mit blutiger Hand;
Im Augenblicke strahlet
 das rothe Kreuz von jedem Gewand.

Sie zogen ihres Weges
 die kallaker Straß' entlang;
da rief nach Dührt zur Messe
 lauter Glockenklang.
Da wandten sie die Blicke
 und riefen alle voll Weh:
„Lebt wohl, ihr Kirchenglocken!
 ihr Glocken Maria's, Ade!

„Ade, ihr Kirchenglocken,
 gesegnet und geweiht,
Die wir so oft geschwungen
 in heiliger Festeszeit!

Daß es dem Herrn gefalle
und der Jungfrau gefällig sei,
Daß wir euch wieder schwingen,
wenn der Krieg vorbei.

„Ade! ihr heiligen Banner,
die um die Kirche geweht,
Als wir euch pilgernd trugen
am Feste von Sant-Servet.
Daß unser Arm mit Kräften
das Land vertheidigen mag,
So wie er euch auf dem Hügel
vertheidigt hat am großen Tag!

„Gott schütte Reif hernieder,
und was der Franke gesät
An Korn und Weizen, verbrenne,
der den Bretonen verräth.
Und sing's aus Einem Munde
und sing's, Bretonenheer:
Die Hindin vermählt sich dem Wolfe
nimmer und nimmer mehr!"

Es hat dies Lied auf dem Marsche
ein Bauer aus der Schar
Gedichtet im fünfzehnhundert
und zweiundneunziger Jahr.
Er machte das Lied zum Singen
nach einer leichten Weis';
Singt's immer, ihr Männer von Kerne,
dem Lande zu Lust und Preis.

Die Ligueurs.

(Ar-re Unaned.)

Die Reformation ist im Jahre 1558 von Dandelot, Bruder des berühmten Admirals Coligny und Neffen des Connetable von Montmorency, nach der Bretagne gebracht worden. Dandelot wurde in seinem protestantischen Eifer durch die Vicomtesse de Rohan, Schwester des Königs von Navara, unterstützt, welche die verschiedenen, ihr vom französischen Hofe zugestandenen Privilegien benutzte, um in dem katholischen Lande bald eine calvinistische Partei zu bilden. Dieses Beispiel der beiden kräftigen Persönlichkeiten, die Intoleranz der Katholiken, die Controversen und Verfolgungen bewirkten, daß der Protestantismus bereits im Jahre 1569 achtundzwanzig Tempel im Lande zählte. Das Guisenthum, das im übrigen Frankreich herrschte, machte sich auch in der Bretagne bald geltend, und diese wird der Schauplatz all der Arten von Gräueln, die das sechszehnte Jahrhundert in Frankreich bezeichnen. Zur Ehre der Bretagne sei es gesagt, daß die Bartholomäusnacht in ihren Städten nicht den Wiederhall gefunden, wie in den Städten des größten Theiles von Frankreich. An dem Herzog Bourbon-Montpensier, Gouverneur von Nantes, lag nicht die Schuld; denn dieser Prinz, welcher sich bei der Blut-Hochzeit in Paris als ein wüthender Mörder ausgezeichnet hatte, befiehlt den 26. August 1572, also zwei Tage nach den pariser Massacres, dem Senechal und den Magistraten von Nantes, dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen. „Durch dieses Beispiel", sagt er, „wird es genugsam kund, wie

Seine Majestät die Hugenotten der anderen Städte behandelt wissen will." Der Senechal Duplessis Querré und der oberste Municipalbeamte Michel le Loup du Breil hatten Muth genug, diesem Befehle nicht Folge zu leisten, und verhinderten so ein Blutbad, das in der fanatischen Bretagne fürchterlicher als irgendwo ausgefallen wäre; wenigstens darf man so von der bald folgenden Ligue zurückschließen. Diese bildete sich schon unter der Regierung Heinrich's III. Der Herzog von Mercoeur war ihr erster Gründer. Mütterlicherseits ein Abkömmling der beiden ehemals in der Bretagne herrschenden Häuser Penthievre und Blois, hatte er die Absicht, als Prätendent auf die Herzogskrone aufzutreten. Aber der Act der Vereinigung aus den Zeiten Karl's VIII., Ludwig's XII., Franz' I., Anna's von Bretagne und der Königin Claude bestand, und Mercoeur hatte keinen Vorwand, gegen Frankreich, das Haus Valois und speciel gegen Heinrich III., seinen Wohlthäter, aufzutreten. Eben so fehlte es ihm an Mitteln, das bretonische Volk zu fanatisiren, da in Frankreich ein legitimes Haus regierte, das noch dazu seinen guten Katholicismus durch so viele Scheiterhaufen und Blutströme bewiesen hatte. Das Aussterben des Hauses Valois mit Heinrich III. gab ihm, was er brauchte: Vorwand und Mittel, an die Hand. Die Bretonen, welche längst vergessen hatten, wie heldenmüthig sie gegen die Suprematie Roms für das reine Evangelium gestritten, auf welche grausame Weise sie durch die Franken dem römischen Hirtenstabe unterworfen worden, waren nun gegen den ketzerischen Sohn Jeanne d'Albret's, Heinrich von Navara, leicht zu entflammen. In Scharen strömten sie den Fahnen Mercoeur's zu, der nun mit seinen Erbansprüchen hervortrat, aus eigener Machtvollkommenheit „sein Parlament" zu Nantes zusammenberief und seinen neugebornen Sohn „Prinz der Bretagne" nannte. An aus-

wärtigen Bundesgenossen fehlte es ihm auch nicht. Philipp von Spanien, obwohl er selbst im Namen seiner Tochter Clara Eugenia, deren Mutter eine Valois gewesen, mit Erbansprüchen auf die Bretagne auftrat, besann sich keinen Augenblick, dem Glaubensstreiter Mercoeur gegen den Ketzer Heinrich von Bearn fromme Hülfsvölker zu senden, die sofort Thaten verübten, welche der Truppen des schwarzen Herzogs würdig waren und die an die blutigsten Tage in den Niederlanden erinnern. Die Spanier sollten in der Mündung des Blavet landen. Aber diese wurde von den Einwohnern des auf dem Vorgebirge nahebei liegenden Fleckens Loipéran, die dem König, der keine Truppen senden konnte, treu geblieben waren, auf das herzhafteste vertheidigt. Umsonst wurde Loipéran von der Landseite durch die Truppen der Ligue angegriffen; Männer und Weiber kämpften auf den schwachen, in Eile aufgeführten Verschanzungen, bis diese vom Geschütz ganz zerstört und der Flecken Schritt für Schritt genommen worden. Alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, mußten über die Klinge springen. Dreißig Jungfrauen warfen sich in eine Barke, um von der Seeseite zu entrinnen. Da ihnen aber dort die Spanier auflauerten, stürzten sie sich ins Meer, um der Gewaltthätigkeit der Kämpfer Gottes zu entgehen, und ertranken sämmtlich. Nun konnten die Spanier landen. Auf demselben Vorgebirge führten sie sogleich Befestigungen auf, auf derselben Stelle, wo später Richelieu die kleine Festung Port-Louis bauen ließ, welche die Stadt Lorient zu dem machte, was sie heute ist.

Der Herzog von Mercoeur und die Ligueurs beharrten im Aufstande, selbst nachdem Heinrich IV. gefunden hatte, daß Paris eine Messe werth sei. Den Bretonen war ein König immer verdächtig, der einmal ein Ketzer gewesen, und wie sehr Recht sie gehabt, bewies ihnen das

Edict, das er in ihrer Mitte am 13. April 1598 (das Edict von Nantes) gezeichnet hat; der Herzog von Mercoeur wollte seine Erbansprüche und seine ehrgeizigen Träume nicht aufgeben, und die adeligen Führer der Ligueurs, welche Royalisten und Katholiken gleich sehr brandschatzten, befanden sich bei dieser Art von Krieg zu wohl, als daß sie sein Ende hätten wünschen können. Man weiß, daß es dem Glück und der Großmuth Heinrich's, der Weisheit Sully's endlich gelungen ist, die Bretagne auf menschliche Weise zu pacificiren.

Das hier mitgetheilte Volkslied, ein kostbarer Ueberrest aus der Zeit der Ligue, gibt einen kleinen Begriff vom Fanatismus des Landvolkes, obwohl ihn der Poet so viel als möglich durch poetische Färbung zu lindern strebt. Vom Junker Kerkourtois wissen wir, daß er einer der glaubensfestesten Ligueurs war. Man rühmt von ihm, daß er „remplissait son devoir de bon chrestien, jeusnant les caresme, même à la campaigne“. In der That fiel er auch fastend, was uns an einen jener Helden aus der „bataille de trente“ erinnert.

Die letzten Strophen des Gedichtes, in denen von den Kirchenfahnen und dem Tage des heiligen Servet die Rede ist, beziehen sich auf eine alte bretonische Sitte, die noch heute besteht. Wir geben die Worte des Herrn La Villemarqué: „Am Tage vor dem Feste des genannten Heiligen versammelt sich eine große Menge Volkes aus Cornouaille, Treguier, Vannes und Leon vor der Capelle, welche an den Gränzen der genannten Gegenden liegt. Im Augenblicke, da die Procession mit Kreuzen und Fahnen beginnen soll und der Priester das Sacrament am Fuße des Altars erhebt, theilen sich die Bauern von Vannes und Leon (die von Treguier und Cornouaille bleiben neutral) plötzlich in zwei Lager und indem sie ihre furchtbaren Knoten-

stöcke um die Köpfe schwingen, rufen sie mit donnernder Stimme:

Hij ar reo! io! io!
Hij ar reo! etc.

d. i. Schütte den Hagel! io! io! schütte den Hagel! ꝛc. Das ist ein Gebet, auf daß Gott den Hagel vom sprossenden Getreide abwende. Die Procession verläßt die Kirche, und sofort beginnt ein gewaltiger Kampf rings um die Fahne, die ein neutraler Bauer aus Cornouaille in starken Händen hält. Beide Lager bemühen sich, die Fahne in ihren Besitz zu bringen. Die Sieger theilen unter sich die Stücke aus, und der Hagel bleibt den Besiegten." Es geht bei diesem Feste oft sehr blutig her.

La Fontenelle.

I.

Fontenelle, der schönste Bursche von Prat,
Der jemals Hosen getragen hat,
Stahl eine reiche Erbin keck
Vom Schooße ihrer Amme weg.

„Was suchst du, kleines Fräulein, sag',
In diesem Graben am frühen Tag?"
„Ich sammle Sommerblumen ein
Für mein geliebtes Milchbrüderlein.

„Für mein geliebtes Milchbrüderlein
Hier samml' ich Sommerblumen ein,
Doch hab' ich Furcht und zittre sehr,
Es komm' La Fontenelle daher."

„Mein kleines Fräulein, saget mir,
La Fontenelle, den kennet ihr?"
„La Fontenelle, den kenn' ich nicht,
Doch hör' ich, was man von ihm spricht.

„Ich hab' gehört zu jeder Frist,
Daß dieser Mann ein böser ist,
Der Mädchen stiehlt, der Mädchen stahl —"
„Ja ja! und Erbinnen zumal!"

Da nahm er sie in beide Arm'
Und herzte sie und küßt' sie warm,
Und schwang sie hinter sich auf den Bug
Und ritt nach Saint-Malo im Flug.

Und da sie dort gekommen an,
Hat er sie in ein Kloster gethan.
Und als sie vierzehn Jahre zählt,
Da hat er sich mit ihr vermählt.

II.

Das Schloß Koadelan bewohnt das Paar,
Und als sie ihm ein Kind gebar,
War schön das Kind wie des Tages Glanz,
Dem Vater, La Fontenelle glich es ganz.

Da kam ein Schreiben, kam ein Brief,
Der ihn nach Paris, der Stadt, berief.
„Ich lass' euch hier allein am Ort,
Denn augenblicklich muß ich fort."

„O, bleibt daheim, mein Ehgemahl,
Viel lieber ich einen Boten zahl'.
O, geht nicht fort, ich fleh' euch sehr,
Denn geht ihr, kehrt ihr nimmermehr!"

„Bleibt ihr nur ohne Furcht zu Haus,
Ich gehe selbst und richt' es aus;
Pflegt meines Sohns mit treuem Sinn,
Derweil ich von hier ferne bin.“

Bevor er zog zur Hauptstadt fort,
Zum jungen Volke sprach er dies Wort:
„Der heiligen Jungfrau gelob' ich hier,
Der Mutter Gottes, das schönste Panier.

„Das schönste Panier und das schönste Gewand,
Wenn ihr nicht mein vergesset im Land,
Und wenn ihr nehmt mein Kind in Acht,
Bis ich den Weg zurückgemacht.“

III.

„Gott grüß' euch, König und Königin,
Ihr seht, daß ich gekommen bin.“
„So seid willkommen in unserm Haus!
Ihr kamt herein und geht nicht hinaus.“

„Gewiß, ich werde wieder gehn,
Herr König, oder wir wollen sehn!
Man sattle mir mein Roß geschwind,
Daß ich zurückkehr' zu Weib und Kind.“

„In Koadelan kehrt ihr nimmer ein,
Im Kerker, das kann eher sein.
Ich habe Ketten genug im Haus,
Sie reichen für zwei, auch für dreie aus.“

„Mein kleiner Page, hör' mich an,
Mein Page, reit' nach Koadelan.
Der armen Erbin klag' und sag',
Daß sie nicht fürder Spitzen trag';

„Daß sie nicht fürder Spitzen trag',
Ihr armer Herre liegt in Klag'.
Mir aber bring' ein Hemde fein,
Ein Leilach, mich zu hüllen darein.

„Mir aber bring' ein Hemd von Lein,
Ein großes Leintuch weiß und rein,
Und eine goldne Schüssel dazu,
Darauf mein Kopf zur Schaue ruh'.

„Hier nimm von meinem Haar zuvor
Und bind's daheim ans Kirchenthor,
Und sehn's die Leute, sprechen sie:
„Gott sei barmherzig dem Marquis."

„Tragt Haare fort, so viel ihr wollt,
Doch unnütz ist die Schüssel von Gold.
Wir werfen den Kopf auf den Pflasterstein,
Dort wird er ein Ball für die Kinder sein."

Der kleine Page, er kam an,
Und also sprach er zu Koadelan:
„Euch, Erbin, einen bessern Tag,
Als euer Gemahl ihn haben mag.

„Er will durch mich ein Hemde von Lein,
Ein großes Leilach weiß und rein,
Und eine goldne Schüssel dazu,
Darauf sein Kopf zur Schaue ruh'."

IV.

Das Volk von Paris sah staunend drein,
Es frug: „Was mag wohl geschehen sein,
Daß eine Dame aus fernem Land
Kommt schreiend durch die Gassen gerannt?"

„Das ist die Erbin von Koadelan,
Mit grünem Schleppkleid angethan.
Ach! wenn sie wüßte, was mir bekannt,
Sie legte an ein pechschwarz Gewand."

„Herr König, ich fleh' euch, so viel ich kann,
O, gebt heraus mir meinen Mann."
„Den Mann, den geb' ich euch nimmermehr,
Er liegt auf dem Rade, drei Tag' ist's her."

Wer immer käm' nach Koadelan,
Dem finge das Herz zu bluten an,
Dem wäre das Herz von Gram beschwert,
Zu sehn das Feuer erloschen im Heerd;

Zu sehen Unkraut und Nesseln nur
Auf Schwell' und Trepp' und auf dem Flur,
Und auf dem Flur und im Saal zu sehn
Die schlimme Welt voll Hoffart gehn.

Zu sehen die Armen in ihrem Leid,
Sie gehn vorbei voll Traurigkeit
Und rufen aus in ihrer Noth:
„Die Mutter der Armen, sie ist todt!"

La Fontenelle.

(Fontanella.)

Wenn ein Parteigänger-Krieg, der noch dazu einen religiösen Charakter trägt, jemals ein Scheusal hervorgebracht hat, dessen Thaten Grauen erregen, so war La Fontenelle eines. Die Haare sträuben sich, wenn man in glaubwürdigen Historikern von den Gräueln lies't, die dieser Bundesgenosse der Ligueurs, der Streiter für den Glauben, auf der ganzen Oberfläche der Bretagne verübt hat. Fontenelle war ein jüngerer Sohn und stammte von jenem herrlichen Beaumanoir, der in der Dreißigschlacht (s. S. 114) an der Spitze der bretonischen Kämpfer stand. Das Unheil, welches er an der Spitze seiner Räuber allein angerichtet hat, wiegt alle Schrecken jenes blutigen Bürgerkrieges auf und macht, daß das Elend, das Ligueurs und Royalisten über das Land brachten, zu einer unbedeutenden Kriegsfährlichkeit zusammenschrumpft. Nur von einzelnen Lakaien seines Bruders begleitet, fing er sein Handwerk an, aber bald wuchs seine Bande so gewaltig an, daß ihn der Herzog von Mercoeur mit Freuden als seinen Bundesgenossen anerkannte und daß er später ganz unabhängig den Krieg auf eigene Faust führte. Die Insel Tristan, in der Nähe von Douarnenez war sein gewöhnlicher Aufenthalt; man hat uns daselbst Spuren von Befestigungen gezeigt, die noch aus seiner Zeit stammen sollen. Auch die Kirche von Pont-Croix, unweit Douarnenez, wo er eine seiner scheußlichsten Thaten verübte, haben wir gesehen und dort

noch Spuren seiner Belagerung entdeckt. Die schönen Glasmalereien, welche dieses schöne gothische Monument besessen, sollen bei dieser Gelegenheit zu Grunde gegangen sein. Alle Weiber in der Nachbarschaft sind von ihm geschändet worden; an fünftausend Bauern hat er durch Eisen oder Feuer den Tod gegeben; alle Besitzenden mußten ihm Freibriefe und Frei-Geleit abkaufen, ohne daß sie dadurch geschützt gewesen wären. Einen reichen Adeligen überfiel er einmal in seinem Schlosse, zwang ihn mit dem Dolch auf der Brust, alle seine Reichthümer auszuliefern, stößt ihn dann nieder und schändet die schöne Frau auf dem verblutenden Leibe des Gatten. Dann bindet er dem Töchterlein der Unglücklichen eine Katze um den Hals, welche, wüthend geworden, das arme Kind zerreißt. Fontenelle sieht diesem Schauspiele bei einem Glase Wein zu.

Heinrich IV. ließ ihn in Douarnenez belagern, konnte ihn aber nicht zwingen. Ein anderes Mal wurde er gefangen, kaufte sich aber mit Hülfe der ungeheuren Reichthümer, die er aufgehäuft hatte, wieder bei dem Officier los, dessen Gefangener er war. — Als die Ligueurs geschlagen waren und Heinrich IV. die Eroberung durch Vergessen und Vergeben befestigen will, läßt er auch Fontenelle die Freiheit, eben so, wie er sie dem Herzog von Mercoeur gelassen hatte. Aber der Friede ist nicht das Element, in dem Fontenelle leben kann. Nach einigen Jahren nimmt er Theil an der Verschwörung Biron's und empfängt endlich den Lohn, den er schon während seiner ersten Gefangenschaft hätte empfangen sollen: er stirbt auf dem Rade.

Dieses Ende des Räubers und das historische Factum der Entführung einer reichen neunjährigen Erbin bilden den Inhalt des Gedichtes. Ueber seine Schandthaten sieht es hinweg und stellt ihn eigentlich bloß als eine Art von

Don Juan dar, läßt ihn von der geraubten Frau geliebt sein und schließt elegisch und den Verfall seines Schlosses, das nichts als ein Raubnest war, bedauernd. Den historischen Thatsachen gegenüber, nicht genug, das Mitleid für La Fontenelle selbst in Anspruch zu nehmen, bedient es sich seines Weibes, das es die Mutter der Armen nennt. Das ganze Gedicht beweis't, daß es die Bretonen mit der Moralität ihrer Glaubensstreiter nicht genau nahmen und allen Verbrechen gern Absolution gaben, wenn sie nur in den Reihen der Ligueurs, der Kämpfer der Kirche, verübt worden.

Die ganze Conception des Gedichtes erinnert an die Ballade von jenem in Paris hingerichteten Pagen für uns ein Beweis, daß die beiden Gedichte Zeitgenossen sind und daß mit jenem Pagen ein Page Ludwig's XIII. und nicht Ludwig's XI. gemeint sei.

Der Tod Pontcalec's.

I.

Ein neues, neues Lied erklingt,
Das Herr von Pontcalec besingt,

Ha! du Verräther sei verflucht!
Du, sein Verräther, sei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

Ein Lied vom Marquis von Pontcalec,
Er war so schön, so herzhaft und keck!

Er liebte der Bretonen Geschlecht,
Er war selbst ein Bretagner echt.

Ha! du Verräther sei verflucht!
Du, sein Verräther, sei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

Er war geboren in diesem Land,
Aufwuchs er an dem heimischen Strand.

Wenn er die Bretonen geliebet hat,
Nicht hat er geliebt die Bürger der Stadt.

Nicht hat er den Bürger der Stadt geliebt,
Der immer Recht den Franzosen giebt;

Der immer Unrecht den Armen thut,
Weil der nicht Renten hat noch Gut;

Dem Armen, der mit der Arme Kraft
Das Brod für seine Mutter schafft.

Der Pontcalec hat den Entschluß gefaßt,
Uns zu befreien von unsrer Last.

Das ärgert den Bürger der Stadt, er späht
Nach Ursach', wie er ans Leben ihm geht.

Marquis! o haltet euch wohl versteckt,
Die Bürger haben die Ursach' entdeckt.

II.

Er ist seit langer Zeit versteckt,
Ihr habt gut suchen, er wird nicht entdeckt.

Ein Bettler der Stadt, der gebettelt sein Brod,
Der hat ihn überliefert dem Tod.

Kein Bauer hätt' sich versündigt so schwer,
Nicht für fünfhundert Thaler und mehr.

Just war das Fest unsrer lieben Frau,
Als die Dragoner durchritten die Au.

„Sagt an, Dragoner, ob ihr nicht sucht
Nach jenem Marquis, der auf der Flucht!"

„So thun wir, und gib uns Bescheid,
Wenn du es weißt, wie ist sein Kleid?"

„Er ist gekleid't nach der Sitte vom Land,
Er trägt ein gesticktes blaues Gewand.

„Ein weißes Wamms noch trägt er dazu
Und leinene Hosen und lederne Schuh'.

„Sein Strohhut ist ganz roth durchnäht,
Und lang schwarz Haar um die Schultern ihm weht.

„Aus seinem Gürtel schauen hervor
Zwei span'sche Pistolen mit doppeltem Rohr.

„Mit groben Gewanden ist er bedeckt,
Darunter aber sind goldne versteckt.

„Und wendet ihr drei Thaler dran,
Wo ihr ihn findet, sag' ich euch an."

„Drei Thaler? — Keine drei Sous sollst du sehn,
Doch Säbelhiebe, das kann geschehn.

„Ja nicht drei Sous — und zum Pontcalec
Wirst du uns führen auf dem Fleck."

„Ihr guten Reiter, die ihr seid,
Um Gott! so thut mir nichts zu Leid.

„Um Gott! und thut mir nichts zu Leid,
Ich geb' euch gerne den Bescheid.

„Ihr findet ihn in dem Pfarrhaus wohl,
Er speis't mit dem Pfarrer von Lignol.“

III.

O edler Herr! ergreift die Flucht,
Da kommen die Reiter, die euch gesucht.

Da kommt der Dragoner schlimmes Geleit
In glänzenden Waffen und rothem Kleid.

„Nicht glaub' ich, daß ein Reitersmann
An mich die Hand je legen kann.

„Ich glaub', es ist nicht Brauch im Staat,
Daß einen Edlen ein Reiter faht.“

Er hatte noch nicht geendet einmal,
Als sie schon drangen in den Saal.

Er griff nach den Pistolen beid':
„Wer nah kommt, dem geschieht ein Leid!“

Als dies der edle Pfarrer sah,
Auf seine Knie' warf er sich da.

„O, schießt nicht, schießt nicht, Herren mein!
Um Gott den Erlöser haltet ein!“

Als er den Namen dessen vernahm,
Der mit Geduld trug Leid und Gram,

Als er des Erlösers Namen vernahm,
Ihm wider Willen das Weinen kam.

Die Zähne klapperten ihm vor Schmerz,
Dann rief er: „Kommt!“ und faßt sich ein Herz.

Und als er kam durchs Dorf Lignol,
Da sagten die armen Bauern wohl,

Sie sagten: „Es ist eine Sünd und Schand,
Zu binden den Marquis an der Hand.“

Und wie er nahe bei Berne war,
Da kam ihm vorbei eine Kinderschar:

„Guten Morgen, guten Morgen, Herr Marquis,
Wir gehn zur Christenlehr'“, sagten sie.

„Ade! ihr lieben Kindlein, ade!
Weil ich euch niemals wiederseh'.“

„O Herr! und geht ihr denn so weit,
Und kommt ihr nicht wieder in kurzer Zeit?“

„Das ist dem Herrn nur offenbar,
Ihr lieben Kindlein, ich bin in Gefahr.“

Er hätt' sie geherzt und geküßt so gern,
Doch waren die Hände gebunden dem Herrn.

Ein hartes Herz, das sich da nicht rührt,
Es weinten die Reiter selbst, die ihn geführt.

Doch hat das Kriegsvolk allzumal
In seiner Brust ein Herz von Stahl.

Sie haben ihn nach Nantes gebracht,
Da wurde ihm der Proceß gemacht.

Da hat man ihm bald den Spruch gefällt,
Er ward nicht vor seine Gleichen gestellt.

Er wurde gerichtet von einer Schar,
Die vom Hintern der Kutschen gefallen war.

Sie fragten ihn: „Nun saget an,
Herr Pontcalec, was habt ihr gethan?"

„Ich meine Pflicht zu jeder Frist,
Thut ihr, was eures Handwerks ist."

IV.

Am ersten Ostersonntag im Jahr
Ein Bote nach Berne gekommen war.

„Euch allen des Höchsten Segen und Hort,
Wo ist denn der Pfarrer von diesem Ort?"

„Er steigt so eben die Kanzel hinan,
Bald fängt die große Messe an."

Und wie er beginnen will den Spruch,
Legt man ein Schreiben in sein Buch.

Er kann kein Wörtlein des Briefes sehn,
Weil ihm die Augen voll Wasser stehn.

„Was ist geschehn in der Gemeind',
Daß der Herr Pfarrer also weint?"

„Ich wein' ob einer Neuigkeit,
Die euch wird Thränen bringen und Leid.

„Ihr lieben Armen, er ist todt,
Der euch die Kleider gab und das Brod.

„Todt ist, der euch so treu verblieb,
Und der euch liebte, wie ich euch lieb'.

„Todt ist er, der sein Land in Noth
Geliebt, geliebt hat bis in den Tod.

„Todt ist er im zweiundzwanzigsten Jahr,
Und wie ein Martyrer starb er fürwahr!

„Fleht, daß er Gottes Gnad' erwirbt,
Der Herr starb — meine Stimme stirbt!"

Ha! du Verräther, sei verflucht!
Du, sein Verräther, sei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

Der Tod Pontcalec's.

(Maro Pontkalek.)

Es thut uns leid, den Helden dieses Gedichtes eines Theils seiner Glorie berauben zu müssen, indem wir den wahren Sachverhalt jener Verschwörung, in welche der junge Pontcalec verwickelt war, erzählen. Diese Verschwörung war eine Adelsverschwörung, verbunden mit Verrath an das Ausland, an Spanien. Alberoni, der allmächtige Minister dieses Landes, hatte den Plan entworfen, Sardinien und Sicilien zu erobern, die Türken gegen den Kaiser in Bewegung zu setzen, den Stuarts den englischen Thron wieder zu geben und die Regentschaft Frankreichs dem Herzog Philipp von Orleans zu entreißen, um sie seinem König Philipp V. in die Hände zu spielen. Diesen letzten Theil seines Planes wollte er mit Hülfe von Verschwörungen und Cabalen verwirklichen. Er erkaufte eine große Anzahl von Hofleuten und unter ihnen selbst die Herzogin du Maine, schickte nach und nach verkleidete Soldaten in die Bretagne und setzte sich mit vielen bretonischen Edelleuten in Verbindung. Unter diesen fand er eine der Unternehmung günstige Stimmung; denn der bretonische Adel war entrüstet, daß der Regent ihm zugemuthet, einen Theil der Steuern, 200,000 Francs, gleich dem gemeinen Volke zu tragen. Grund genug für ihn, um dem Volke vorzuspiegeln, daß man es seiner Freiheiten und seiner Nationalität berauben wolle, und um das Vaterland an den Fremden zu verrathen. Die Ver-

schwörung wurde entdeckt und zwanzig Edelleute zum Tode verurtheilt. Der Regent, besser als sein Ruf und als seine Zeit, die unglücklicher Weise in ihm stak, begnügte sich damit, vier Köpfe fallen zu sehen, die Köpfe der Herren Pontcalec, du Couëdic, Montlouis und Thalhouet-le-Moine (1720). Die Verschwörung ist unter dem Namen der Conspiration von Cellamare gekannt. Pontcalec ist durch seine Jugend (er hatte nicht mehr als 21 Jahre) zu entschuldigen, und Alle werfen durch den heroischen Muth, mit dem sie gestorben sind, vom Blocke aus einen verklärenden Schein auf ihre That.

Die Strophe:

„Er wurde gerichtet von einer Schar,
Die vom Hintern der Kutschen gefallen war",

bedarf einer besonderen Erklärung. Da wir das Eigenthümliche derselben nicht verlieren wollten, konnten wir sie nicht wörtlich übersetzen.

Kondaonet, naren gand tudpar,
Nemet tud koet doc'h lost ar c'har

heißt wörtlich: er wurde verurtheilt, nicht von seines Gleichen, aber von Leuten, die vom Schweif der Carrossen gefallen waren. Vom Schweif der Carrossen Gefallene heißen in der bretonischen Redeweise die Emporkömmlinge.

Die Schlacht von Saint-Cast.

I.

Die Engelländer und die Bretonen,
Die neben einander als Nachbarn wohnen,
Die sind zur Welt gekommen, fürwahr!
Sich zu bekämpfen auf immerdar.

Als mich des Nachts der Schlaf befallen,
Da hört' ich Trompetenklang erschallen,
Der hallte vom Walde bis in die Bucht:
„Ihr Sachsen, ihr Sachsen, seid verflucht!“

Am Morgen drauf, da ich aufgestanden,
Da sah ich die Engelländer landen;
Es kamen ihre Soldaten daher,
Roth war ihr Kleid und von Golde schwer.

Und als sie zur Schlacht gereihet waren,
Da sah ich kommen die Frankenscharen,
An ihrer Spitze d'Aubigny stand,
Den bloßen Degen in der Hand.

Und d'Aubigny rief: „Im Sturm genommen!
Marsch! vorwärts! und Keiner wird entkommen.
Marsch! meine tapferen Kinder, und Muth!
Nur vorwärts, mir nach und haltet euch gut!“

Da riefen ihm die Antwort entgegen
Einstimmig die französischen Degen:
„Ein wackrer Camerad! da gehen wir mit,
Dem Aubigny folgen wir Schritt für Schritt.“

Und als es kam zum Handgemenge,
Da war kein Einziger im Gedränge,
Der nicht die Augen weit aufthut,
Zu sehen wie d'Aubigny zapfte Blut.

Von seinem Antlitz, Kleid und Haare
Lief ihm das Blut herab, das klare,
Das Blut, das er den Englischen ließ,
Indem er ihnen das Herz durchstieß.

Man sah ihn auf dem Feld des Kampfes
So kalt inmitten des Pulverdampfes,
So ruhig das Herz, so hoch den Kopf,
Als wär' eine Kugel nur ein Pfropf.

II.

Da zogen zum Kampfe die Bretonen,
Die in der untern Bretagne wohnen;
Sie sangen: „Wer dreimal siegt im Streit,
Wird fürder siegen in Ewigkeit.

„Zu Camaret in diesen Tagen,
Da wollten die Sachsen das Landen wagen,
Sie kamen, sich brüstend, über das Meer
Mit ihren geschwollenen Segeln daher.

„Sie fielen von unseren Kugeln am Strande
Wie Tauben nieder und lagen im Sande;
Viertausend kamen und stiegen aus,
Kein Einziger kehrte zurück nach Haus.

„Im Orte, den man Guidel nennet,
Da landeten sie, im Lande Gwennet,
Und fanden eine Ruhestätt'
Zu Guidel wie zu Camaret.

„Im Lande Leon beim grünen Eiland,
Da stiegen sie von den Schiffen weiland,
Da ließen sie so viel Blut im Strauß,
Das blaue Meer sah blutroth aus.

„Die Hügel im Lande, die großen und kleinen,
Sind alle geschichtet aus ihren Gebeinen,
Um die sich die Hund' mit den Raben gerauft,
Die's Wetter gebleicht und der Regen getauft."

Die englischen Schützen bei diesem Gesange
Sie hielten vor Staunen ein im Gange;
So schön schien ihnen Weise und Wort,
Daß sie wie festgebannt blieben am Ort.

„Ihr Schützen, sagt, ist der Muth euch erkaltet,
Daß ihr so plötzlich im Anlauf haltet?"
„Wir bleiben nicht stehn, weil erkaltet der Muth,
Wir sind, wie die, von bretonischem Blut."

Nach dieser Rede: „Wir sind verrathen,"
So riefen sie aus, „flieht, fliehet, Soldaten!"
Die Engelländer flohn zu den Schiffen herbei,
Doch kamen nicht mehr davon als drei.

III.

Als Siebenzehnhundert man geschrieben
Und achtundfünfzig, da wurde vertrieben
Am zweiten Montag im Weiß-Stroh-Mond
Der Sachse, der auf der Insel wohnt.

In diesem Jahre, da lernten das Laufen,
Wie schon vor Zeiten, die sächsischen Haufen.
Und immer wie Hagel in dem Meer
Schmilzt in der Bretagne das englische Heer.

Die Schlacht von Saint-Cast.

(Emgann Sant-Kast.)

Das Factum, das dieses Gedicht besonders interessant macht, ist sonderbarer Weise darin nur angedeutet und wird von den französisch-patriotischen Ergießungen und dem Hasse der Barden gegen die Engländer (oder Sachsen) überwuchert. Wir halten es daher für nothwendig, den deutschen Leser darauf aufmerksam zu machen, indem wir es hier, nach Saint-Pern, besonders erzählen und so die letzten Strophen der zweiten Abtheilung aufklären. „Die Schlacht von Saint-Cast (im J. 1758) zeichnet sich durch eine Begebenheit aus, die in den Kriegsannalen vielleicht einzig dasteht. Eine Compagnie von Bretonen aus der Gegend von Treguier und St. Pal-de-Leon rückte gegen eine Abtheilung der englischen Armee vor, welche Abtheilung aus Gebirgsbewohnern von Wales bestand. Auch diese rückte auf den Kampfplatz vor, indem sie eine ihrer Nationalweisen sang. Plötzlich halten die Bretonen der französischen Armee ganz erstaunt inne: die Nationalweise der Walleser war eine von denen, die täglich in der Bretagne zu hören sind. Elektrisirt von jenen Tönen, die zu ihrem Herzen sprachen, sangen sie, plötzlich begeistert, den Refrain mit zu singen an. Das Staunen war nun auf Seiten der Söhne von Wales. Sie bleiben bewegungslos stehen. Die Officiere der beiden Seiten commandiren Feuer, aber sie commandiren in derselben Sprache, und ihre Soldaten sind versteinert. Doch dauerte dieses Zögern nicht lange.

gerührt werfen die beiden Heeres-Abtheilungen ihre Waffen hin, umarmen einander und erneuern das Bündniß, das vor Jahrhunderten ihre Väter an einander geknüpft hatte.

Nach dem Liede zu schließen, haben die englischen Officiere den ganzen Vorgang dem Verrathe zugeschrieben. Jedenfalls scheint er zur Niederlage der Engländer beigetragen zu haben. Die Geschichte sagt uns, daß die Ueberzahl der Franzosen und die plötzlich steigende Flut, welche die Engländer von ihren Schiffen trennte, eben so viel Schuld hatten an dem Mißglücken der Landung und der gänzlichen Niederlage der Briten, als die unverhofft eingetretene Rührung der Söhne Alt-Britanniens. Mit den verschiedenen Niederlagen der Engländer, auf welche das Lied hinweis't, sind wohl die Schlappen aus dem 17. Jahrhundert und die von 1746 gemeint. In der französischen Revolution hat sich dieser bretonisch-französische Patriotismus bedeutend modificirt, und die Sachsen, die noch im Jahre 1758 so arg verflucht werden, wurden in den 90er Jahren als theure Freunde aufgenommen. Von dieser Freundschaft haben wir noch im Jahre 1852, besonders an den Küsten der Bretagne, leise Spuren entdeckt.

Die Chouans.

Die Greise, die Mädchen, die Knaben und Alle
Nicht tauglich zum Kampf und zum Ueberfalle,
Sagt für die Chouans, eh zu Bette ihr geht,
Ein Pater- und Ave-Maria-Gebet.

Die Chouans sind brav und vom Glauben, dem rechten,
Sie ziehen, für Heimat und Pfarrer zu fechten;
Pocht Einer bei euch — thut auf die Thür,
Gott thut euch auf dereinstens dafür.

Julian der Rothkopf zur Mutter saget:
„Ich zieh' mit Tinteniac, weil mir's behaget."
„Die Brüder gingen — auch du willst gehn?
Doch weil du so willst, mag Gott drein sehn!"

Die Chouans, sie kamen von nah und ferne,
Sie kamen von Dreger, von Wenned und Gerne.
Die Blauen marschirten von Frankreich daher
Zum Schloß Koatlogen, dreitausend und mehr.

Die Stunde, sie schlägt, schon hat sie geschlagen,
Den Kampf mit erbärmlichen Söldnern zu wagen.
Muth, Kind der Bretagne, und ihnen zum Spott!
Mit ihnen der Teufel, mit uns aber Gott!

Der Cadoudal hatte gewaltig zu schaffen,
Ein Prügel, das war sein einzig Gewaffen,
Ein Rosenkranz auch, der im Gürtel ihm steckt,
Und was ihm genaht, hat er niedergestreckt.

Sein Hut war durchlöchert, sein Rock zerschlissen,
Sein Haar von Säbelhieben zerrissen;
Es floß ihm das Blut von der Seite klar:
Fort hieb er immer, er sang sogar.

Dann sah ich ihn nimmer, dann sah ich ihn wieder,
Er saß am Eichbaum und beugte sich nieder,
Indem er viel bittere Thränen vergoß,
Der Herr von Tinteniac lag ihm im Schooß.

Die Schlacht war vorbei — in der Abendstunde
Da standen Alt und Jung in der Runde,
Sie sprachen und nahmen die Hüte ab:
„Wir haben gesiegt, und Er muß ins Grab!
Ach!“

Die Chouans.

(Ar Chouanted.)

Der in diesem Liede gefeierte Held ist Julien von Cadoudal, Bruder des später durch die Verschwörung gegen den ersten Consul berühmt gewordenen George Cadoudal. Neben ihm wird wieder ein Herr Tinteniac, einer der Führer der Chouans, erwähnt; und so kann der Leser bemerken, wie dieser Name durch die Volkslieder vieler Jahrhunderte geht und wie sich's der Volksdichter nicht entgehen läßt, ihn, wo er nur kann, anzubringen. Das Factum verhält sich vollkommen so, wie es im Liede erzählt wird. Das Lied wird nur noch von alten Leuten der Jugenderinnerung wegen gesungen. Die Versöhnung der Parteien scheint in der Bretagne Fortschritte zu machen; wenigstens werden die Bourbonen ganz vergessen. Als ein Zeichen der ersteren, überhaupt als ein gutes Zeichen betrachten wir ein Monument, das wir in Varedes im Boccage am linken Ufer der Loire gesehen haben. Dort liegt der General der Chouans, Bauchamp, begraben, derselbe, der bei diesem Dorfe die Worte: Grâce aux prisonniers! ausrufend gefallen ist und so das Massacre der republicanischen Gefangenen, das beschlossen war, verhindert hat. Die Worte, die er im Verhauchen ausrief, stehen in ehernen Lettern auf dem Piedestal seines Denkmals, und dieses Denkmal des „weißen" Generals

ist von dem Republicaner David d'Angers gebildet, demselben, der Ludwig Börne's Grab-Denkmal auf dem Pere Lachaise errichtet hat. Es macht einen schönen Eindruck, die Worte des antirepublicanischen Generals und die Unterschrift des republicanischen Künstlers auf demselben Piedestal zu lesen.

Die Blauen.

Sehet! die Franzosen kommen;
horchet, wie die Hunde bellen!
Fliehet, fliehet in die Wälder!
treibt die Herden aus den Ställen!

Volk von Kerne! soll uns nimmer,
nimmer die Befreiung glücken,
Soll denn stets den armen Landmann
Raubgesindel unterdrücken?

Die uns Weib und Kind getödtet,
Die uns unsre Töchter schänden,
Morden selbst die armen Kranken,
jene mit den weißen Händen;

Welche Schloß und Hütte ließen
hinter sich in Feuer stehen,
Welche Heu und Korn mit blut'ger
Flamme von den Feldern mähen.

Unsre Bäume, reich an Früchten,
haben nieder sie gehauen,
Wohl zehn Jahre ist kein Apfel
mehr, kein Most im Land zu schauen.

Unsre Stiere, unsre Kühe
stahlen sie und unsre Stuten,
Trieben Herd' und Hirten in die
Stadt, wo sie zugleich verbluten.

Stahlen heilige Gefäße
selbst aus heil'gen Kirchenladen,
Und sie warfen vor die Thüre
die Reliquien voll Gnaden.

Sie verheerten der Bretagne
einst so fette, grüne Erde;
Stumm ist's, keine Menschenstimme
schallt und kein Geblök der Herde.

Könnte noch zu unserm Troste
frei die Thräne niederfließen!
Aber sieht der Städter Thränen,
meint er, müss' er Blut vergießen.

Könnten wir zu unserm Heile
noch vor einem Kreuze knieen,
Gott zu flehn, daß er die Kräfte
wieder schaffe, die uns fliehen!

Aber, Herr! allüberall sind
deine Kreuze abgehauen,
Und es ist an ihrer Stelle
nur das Fallbeilkreuz zu schauen.

Täglich sieht man deine Priester
einem Golgatha sich weihen,
Aehnlich dir die Stirne neigen
und der sünd'gen Welt verzeihen.

Die entronnen in die Wälder,
die Getreuen deiner Lehre,
Lesen Messe in den Klüften,
wohl auch auf dem offnen Meere.

Andre, die zur Fremde fliehen,
arm, dem Vaterland entsagen,
dienen lieber, als den Menschen,
ihrem Gotte, auch in Plagen.

Lieber wollen Brod von Hafer,
noch so kärglich zugemessen,
Als das Weizenbrot, des Teufels
Kost, sie unter Sünden essen.

Eingedrängt in ihre Häuser
haben sich die Eidesleister,
Die um Silberlinge gaben,
gleich wie Judas, ihren Meister.

Wer da nicht den Eidesleistern
thuet, was sie anbefahlen,
Sei's ein Edler, ein Gemeiner,
muß es mit dem Leben zahlen.

Ackersmann und Mann der Kirche,
Adel auch, des Landes Blume,
Zittern müssen alle, weil sie
sind vom wahren Christenthume.

Brut der Hölle, frohen Herzens
kannst du spotten nun und lachen,
Denn du hast ob unserm Elend
selbst die Engel weinen machen.

Denn die Lehre Gottes ist der
Höllenmacht zu Spott geworden,
Es gelang dir, Priester, Adel
und den König zu ermorden;

Und die Königin zu tödten,
und ihr Haupt in Staub zu werfen,
Für Elisabeth, die Heil'ge,
auch das Henkerbeil zu schärfen;

Und das Königskind, das arme,
einzukerkern, daß es sterbe
Und im Unrath und im Staube,
ach! elendiglich verderbe.

Heil'ge Sonne! hüll' in Schleier
die gebenedeiten Augen;
Solches Thun, der Hölle würdig,
anzuschauen, mag nicht taugen.

Lebet wohl, Jesus, Maria!
eure Säulen brach der Blaue,
Daß er sie als Pflastersteine
in dem Koth der Straßen schaue.

Lebet wohl, ihr Weihekessel!
die uns wohl vom Tod erlösen
Mochten, aber nicht vom Schmerze
unterthan zu sein den Bösen.

Lebet wohl, ihr Glocken! die ihr
uns zu Häupten habt geschlagen;
Nimmer ladet ihr zur Kirche
mehr an Sonn- und Feiertagen.

Lebet wohl, ihr Kirchspielglocken!
von euch nahm er Weih' und Taufe,
Und er schmolz euch ein, der Blaue,
daß er euch als Sous verkaufe.

Lebet wohl, ihr jungen Leute,
die sie an die Heere geben,
Wo man einbüßt, und auf einmal,
so die Seele wie das Leben.

Lebe wohl! am jüngsten Tage,
o mein Sohn, auf Wiedersehen!
Wenn du fern bist, wer soll deinem
Vater dann zur Seite stehen?

Wenn sie in das Haus mir dringen,
wird man hören meine Stimme:
Wärst du hier, mein Sohn, du würdest
schützen mich vor ihrem Grimme!

Laß von deiner alten Mutter,
die dich trug, Sohn, dich umfassen,
An die Brust komm, die dich nährte,
eh' ich muß im Tod erblassen.

Wenn du wieder heimwärts kehrest,
bin ich aus der Welt gegangen,
Komm und laß zum letzten Male,
dich zum letzten Mal umfangen.

„Vater, Mutter! laßt die Thränen,
nimmer geh' ich aus dem Lande,
Euch beschützen sammt der Heimat
will ich vor Gewalt und Schande.

„Kummer bringt die Unterdrückung,
Kummer, aber keine Schande,
Schande ist, sich unterwerfen
willig solcher Diebesbande.

„Muß gekämpft, gestritten werden,
nun wohlan! ich bin ein Streiter;
Muß es sein gestorben, wahrlich,
sterben werd' ich frei und heiter.

„Nicht die Kugeln fürcht' ich, kann denn,
fall' ich, meine Seele sterben?
Fallen kann mein Leib, die Seele
wird den Himmel sich erwerben.

„Vorwärts! Kinder der Bretagne!
Muth entflammt mich, und es heben
Stark empor sich meine Arme,
hoch, die Religion soll leben!

„Hoch, wer meine Heimat liebet,
und ein Hoch dem Königssohne!
Nun erfahren soll's der Blaue,
Ob ein Gott im Himmel wohne.

„Leib für Leib, ihr Freunde! tödten
oder auch getödtet werden.
Sterben mußte Gott ja selber,
um zu herrschen auf der Erden.

„Führ' uns Tinteniac! Bretone,
wenn es einen je gegeben,
Du den Niemand vor dem Rachen
der Kanonen sah erbeben!

„Führt uns an, ihr Edelleute,
Königskinder der Bretonen!
Und der Herr wird sein gepriesen
überall, wo Christen wohnen.

„Endlich kommt das gute Recht doch
wieder uns, nach dem wir dürsten,
Zum Altar mit unserm Gotte,
auf den Thron mit unsern Fürsten!

„Dann aufs Neue werden Kerne's
Thäler blühn und frisch erglühen,
Mit dem Korne, mit dem Weizen
werden unsre Herzen blühen.

„Dann aufs Neue wird des Heilands
strahlend Kreuz die Welt begrüßen;
Aufgenährt von unserm Blute,
blüht die Lilie ihm zu Füßen.“

Die Blauen.

(Ar re C'hlaz.)

Mit diesem Namen bezeichneten, wie bekannt, die Chouans, die sich selbst „die Weißen" nannten, die Truppen der Republik. Wie sehr sich unsere Feder sträubte, diesem Document populärer Beschränktheit größere Verbreitung zu geben, haben wir es doch für Pflicht gehalten, es als ein historisches Actenstück in unsere Sammlung aufzunehmen. Wir thun es mit leichterem Herzen, da wir der Ueberzeugung sind, daß trotz aller Traditionen in der Vendée und im Boccage, die mit Stolz vom „großen Kriege" (la grande guerre) sprechen, eine Wiederholung der Chouanerie zu den Unmöglichkeiten gehört. Das Volk der Bretagne, dem seine Priester eingeredet, daß mit der Rückkehr der Bourbonen ein goldenes Zeitalter beginnen werde, ist nach dieser Rückkehr zu sehr und zu schmerzlich enttäuscht worden und hat die Erfahrung machen müssen, daß die Könige von Gottes Gnaden sich durch die Dankeslast beengt und den Bretonen ferner gerückt fühlten, als den revolutionärsten Gegenden Frankreichs, die sie als neue Eroberungen betrachteten. Außerdem wird es durch den Anblick desselben unangebauten Landes täglich daran erinnert, wie arg es gegen sich selbst gewüthet, indem es sich den Segnungen der Revolution verschloß, die Parcellirung des großen Grundbesitzes verhinderte. Der Bauer muß mit Neid auf den freien Landmann des übrigen Frankreichs blicken,

den die Revolution zum Eigenthümer gemacht hat, während er selbst bloßer Fermier und wie im Mittelalter von seinen Adeligen abhängig geblieben ist. Einen Beweis für unsere Behauptung, daß das Volk der Bretagne zur Besinnung gekommen und schmerzlich seine Enttäuschung fühlt, liefert das Gedicht „Die alte Zeit", welches wir diesem folgen lassen. Neben der Anti-Marseillaise „Die Blauen" besitzen die Bretonen noch ein Gedicht aus der Zeit der Chouanerie, welches „Gesang des verbannten Priesters" betitelt und an Gesinnungsweise dem ersteren verwandt ist. Wir theilen es nicht mit, weil es neben dieser bekannten Gesinnung nichts besonders Bezeichnendes oder Bretonisch-Charakterisches hat. Es ist einfach eine in Verse gebrachte Predigt, wie sie jeder Priester in jedem Lande halten würde, wo er das Volk zur Empörung gegen Freiheit und Gesetz aufreizen und sich selbst als Martyrer feiern will, indem er der Gefahr aus dem Wege geht.

Die alte Zeit.

Erster Müller.

Ein neues Lied auf die Bretonen,
Die in der untern Bretagne wohnen.

Hört zu, hört zu, ihr guten Leut'!
Ein neues Liedchen machen wir heut.

Im Unterland hat man ein Wieglein gemacht,
Ein schönes Wieglein, das war eine Pracht.

Hört zu, hört zu, ihr guten Leut'!
Ein neues Liedchen machen wir heut.

Ein schönes Wieglein aus Elfenbein,
Mit Gold und Silber beschlagen fein.

Mit Gold- und Silbernägeln besetzt,
Betrübten Herzens schaukeln sie's jetzt.

Betrübten Herzens schaukeln sie's jetzt,
Die Wangen von bittern Thränen benetzt.

Die Wangen benetzt von Thränen der Noth,
Der drinnen lieget, der ist todt,

Ist todt und liegt in guter Ruh',
Sie schaukeln und singen immer zu.

Sie schaukeln und singen immerhin,
Das macht, daß irr und närrisch ihr Sinn.

Ja, närrisch ihr Sinn; die ganze Welt
Mit allen Freuden ist ihnen vergällt.

Die ganze Welt hat allzumal
Für die Bretonen nur Leid und Qual,

Für die Bretonen nur Qual und Leid,
Wenn sie gedenken der alten Zeit.

Zweiter Müller.

In alter Zeit, wer hat je gesehn
Hierum das gewisse Gevögel gehn,

Das Zollgevögel grün und faul,
Mit frecher Stirn und offnem Maul?

Nie hat man im Lande eine Mauth
Für Tabak oder Salz geschaut.

Tabak und Salz sind theuer heut,
Zwei Mal so theu'r als in alter Zeit.

Einst sah man nicht das Zollgeschmeiß
Am Markte sich sammeln haufenweis,

Wie Mücken, wenn sie das süße Naß
Des Mostes lockt in Schwärmen ans Faß.

Heut steuert jegliches Faß im Land,
Nur nicht der Sitz vom Musikant.

Erster Lumpensammler.

Einst hat man nicht Bretonen versandt,
Bretonische Kinder in fremdes Land,

In fremdes Land, zu sterben dort,
Weh uns! entfernt vom Heimatort.

Erster Bauer.

Einst haus'ten in jedem bretonischen Schloß
Helden, die machten die Heimat groß;

Der Kuhhirt des Schlosses und Unterthan
Sitzt jetzt am Tische obenan.

Den Bettler, der kam, um Almosen zu flehn,
Man ließ ihn nicht lang' vor der Thüre stehn.

Die Hausfrau that den Kasten auf
Und goß ihm Mehl in den Sack zu Hauf.

Den Hungrigen trug sie Brod herbei,
Den Kranken Labung und Arzenei.

Mit Brod und mit Arzenei ist's aus,
Trüb schleichen die Armen ums Herrenhaus.

Gebeugten Hauptes schleichen sie fort,
Denn bellende Hunde lagern dort.

Die bellenden Hunde, sie fallen an
Und beißen die Bauern, Weib und Mann.

Zweiter Bauer.

Das Jahr, da die Mutter Witwe ward,
Das Jahr war für die Mutter hart.

Neun Kinder blieben ihr in der Noth,
Neun Kinder und kein Bissen Brod.

Sie sagte: „Der hat verweigert nie,
Zu ihm will ich gehn“, so sagte sie.

„Will hingehn zu dem fremden Herrn,
Viel Heil und Segen wünsch' ich ihm gern.

„Ihr Herrn vom Schloß lebt froh und gesund,
Nur Eins möcht' ich wissen, das thut mir kund;

„Das thut mir kund, ob ihr gut und hold
Mir Brod für die Kinder geben wollt.

„Brod für die neun, drei Tage schon sind
Vergangen ohne Brosam und Rind'.“

So sagte mein armes Mütterlein,
Der Fremdling aber fing an zu schrei'n:

„Fort! pack dich fort aus meinem Haus,
Sonst schleifen dich die Hunde hinaus!“

Da ging sie weinend fort aus dem Haus
Und ging an die offene Heerstraß' hinaus,

Die arme Witwe, sie weinte sehr:
„Was geb' ich meinen Kindern nunmehr?

„Was geb' ich meinen Kindern nunmehr,
Wenn sie rufen: Mutter, mich hungert sehr!"

Kaum kann sie ihre Straße sehn
Vor Thränen, die ihr im Auge stehn.

So ging sie heimwärts denn, da traf
Auf halbem Wege sie der Graf,

Der Graf vom Schlosse Bratuloch,
Er ging zur Rehjagd nach Goatloch.

Nach Goatloch ritt er mit seinem Geschoß,
Er ritt auf einem falben Roß.

„Ihr gutes Mütterlein, saget mir,
Warum, warum weinet ihr?"

„Ich wein' um meiner Kinder Noth,
Nicht hab' ich für sie den Bissen Brod."

„Hört auf zu weinen, gut Mütterlein,
Hier habt ihr Geld, nun kaufet ein."

„Gott segne den Grafen fort und fort!
Das sind noch Menschen, auf mein Wort!

„Und so ich zum Tode gehen sollt',
Für ihn, da ging' ich, wann er wollt'."

Dritter Bauer.

Das sind noch Menschen, die haben ein Herz,
Die hören der armen Leute Schmerz;

Die hören die Leute von jedem Stand,
Die haben für Alle offene Hand.

Vierter Bauer.

Die sind des Lehnsmanns Schutz und Hort
Und jagen ihn nicht vom Hofe fort;

Die jagen ihn nicht von Haus und Feld,
Wie die neuen Herrn, zu mehren ihr Geld,

Bedachtlos, daß, wer auf solche Art
Sein Gut mehrt, nicht für den Himmel spart.

Fünfter Bauer.

Das Bett, darin der Pachter ruht,
Verkaufen sie nicht sammt seinem Gut.

Zweiter Lumpensammler.

Die strafen um zwei Thaler nicht
Ein armes Weib, dem's an Brod gebricht;

Zwei Thaler, weil ihre Kuh abfraß
Am Allmandrasen ein Büschchen Gras.

Dritter Lumpensammler.

Die nehmen das Wild nicht für sich allein,
Sie laden Jeden zum Jagen ein.

Sechster Bauer.

Die zahlen den Antheil, der sie trifft,
Ihr Wort gilt eine Unterschrift.

Die sind nicht krank aus Filzigkeit,
Als wie die Herren der neuen Zeit.

Siebenter Bauer.

Die neuen Herrn sind streng und hart,
Die alten waren von besserer Art;

Die alten, wenn auch von heißem Blut,
Sie waren im Herzen den Bauern gut.

Doch ist zu unsrer großen Qual
Zusammengeschmolzen ihre Zahl.

Viel häufiger sind die Prasser heut,
Als die Ernährer der armen Leut'.

Dritter Lumpensammler.

Und man bleibt arm, das ist so der Lauf,
Die Städter fressen die Landleut' auf.

Erster Müller.

Ja wohl! doch ist der Spruch bekannt:
Das beste Korn, das schlimmste Land.

Das beste Korn, wenn mit gütiger Hand
Die alten Kön'ge regieren das Land.

Die alten Könige kamen zurück,
Nicht kam mit ihnen das alte Glück.

Nicht kam mit ihnen die alte Zeit,
Man hat uns getäuscht zu unserm Leid.

Man hat uns getäuscht zu unserm Leid,
Schlecht ist der Boden und das Getreid'.

Die Welt wird schlechter von Tag zu Tag,
Ein Thor, der das nicht erkennen mag!

Ein Thor ist, wer den Glauben nährt,
Ein Rabe werde zur Taube verkehrt,

Und daß aus des Farren Wurzeln je
Die Lilie blühend auferstch',

Und wer da geglaubt, daß Gut und Geld
Aus Wipfeln und Zweigen der Bäume fällt.

Ein solcher Glaube ist Dunst und Schaum,
Nur dürre Blätter fallen vom Baum.

Nur dürre Blätter fallen vom Baum
Und geben den neuen Blättern Raum.

Wie Gold so gelb ist das dürre Blatt,
Es gibt den Armen die Lagerstatt.

Ihr lieben Armen, tröstet euch doch,
Ihr ruhet einst auf Federn noch.

Ihr werdet im Himmel auf Elfenbein,
Anstatt auf Bretter, gebettet sein.

Zweiter Müller.

Vor dem Marienfest in der Nacht
Vor Tische wurde dies Lied gemacht,

Zwölf Männer die tanzten auf dem Plan
Vor der Capelle und reimten daran.

Drei sammeln alte Lumpen ein,
Das Korn säen sieben, zwei mahlen es klein.

Nun ist es fertig, ihr Leut', habt Acht!
Das Lied ist gemacht, das Lied ist gemacht!

Die alte Zeit.

(Ann amzer dremenet.)

Dieses Gedicht ist doppelt merkwürdig. Einmal zeigt es, wie das Volk in der Bretagne trotz allem Festhalten an der „alten Zeit“ doch anfängt, bedeutend enttäuscht zu werden über das versprochene und gehoffte Glück der monarchischen Restauration, für die es mit bretonischer Kriegswuth in die Schranken getreten war und sein bestes Blut vergossen hatte. Das traditionelle nationale, so wie das jüngere legitimistisch-politische Streben ist zu wehmüthiger Trauer herabgestimmt. Die alten Gefühle klingen noch nach, aber die Hoffnung auf Verwirklichung der Jahrhunderte lang genährten Wünsche ist gestorben. Die Könige sind zurückgekehrt, aber die alte Zeit nicht, und es steht zu hoffen, daß die Enttäuschung sie endlich zur Einsicht führen wird, worin das eigentliche Rettungsmittel liegt. Sodann gibt es einen Begriff, in welcher Weise die alte Volksdichtung zu Werke ging bei der Abfassung ihrer Lieder. Herr de la Villemarqué hat der Improvisation dieses Gedichtes beigewohnt und hat es aus dem Munde der Verfasser niedergeschrieben.

Es war am Vorabend des Festes der Mutter Gottes von Porzou, welche große Verehrung in den schwarzen Bergen genießt, als eine Masse von Wallfahrern aus allen Theilen der Bretagne herbeizog, um das Fest zu feiern. In einer Meierei eines Thalgrundes, wo sich eine große Zahl zum Abendessen und Nachtlager vereinigte,

fanden sich auch die zwölf Genossen, welche das vorstehende Lied dichteten. Diese erhoben sich, nach einem lebhaften Gespräch über die alte Zeit, den Druck der Abgaben und das Elend der Gegenwart, vom Tische, gingen über den Fluß und erstiegen den gegenüberliegenden Berg, auf dessen Gipfel die Capelle des Schutzheiligen stand, um dort, der Gewohnheit gemäß, bis in die Nacht zu tanzen und zu singen. Sie standen im Kreise auf dem Hügel der Capelle; der Kirchhof mit seinem Wald von Kreuzen und seinen großen Ulmen bildete den Hintergrund. Ein Müllermeister, berühmt im Gebirge als Hochzeitdichter, führte den Reigen. Er hatte seinen Müllerburschen, sieben Tagelöhner und drei wandernde Lumpensammler zu Mitarbeitern. Er verfuhr auf folgende Weise: Sobald er den ersten Vers der zweizeiligen Strophe gefunden hatte, wiederholte er ihn mehrmals; seine Cameraden wiederholten ihn hierauf eben so, wodurch er Zeit bekam, den zweiten Vers mit dem passenden Reim zu finden, welcher gleichfalls wiederholt wurde. Wenn eine Strophe fertig war, begann er gewöhnlich die folgende mit den letzten Worten, oft mit dem ganzen letzten Verse der vorhergehenden, so daß die Strophen in einander griffen. Wenn dem Sänger die Stimme oder die Begeisterung ausging, fuhr sein Nachbar zur Rechten fort. Hierauf kam die Reihe an den dritten, vierten und so fort, bis sie wieder zum ersten zurückkehrte. Während der Improvisation halten sie sich bei den Händen und beschreiben einen Halbkreis von links nach rechts und von rechts nach links, indem sie nach dem Tacte der Melodie hüpfen und ihre Arme auf und ab bewegen.

Man sieht aus dem Gedichte, wie Jeder seiner Beschäftigung und seinem Charakter gemäß in Reime bringt, was ihm am nächsten liegt, und je nach seiner poetischen Befähigung früher oder später seinem Nachbar die Fort-

setzung überläßt. Der Müller ist offenbar der Begabteste. Er beginnt das Gedicht mit einem ausdrucksvollen Bilde, indem er die in ihren Hoffnungen getäuschten Bretonen mit einem wahnsinnigen Vater vergleicht, der sein längst gestorbenes Kind in einer prächtigen Wiege schaukelt.

Lied der Bretonen.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Wild, wenn der Ruf der Schlacht erklungen,
Daheim im Frieden gute Jungen.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Der Sachse flieht mit schnellen Füßen,
Wenn wir mit „tor hè benn" ihn grüßen.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Doch hört einmal als Hochzeitgäste
Der Binin süßen Klang beim Feste.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Bretagne! Heil dem schönen Lande!
Wald in der Mitte, Meer am Rande!

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Ach! müßt' ich aus dem Lande scheiden,
Sehr weint' ich aus den Augen beiden.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Den Knotenstock, o Volk, bewahre,
Das weite Kleid, die langen Haare.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Gebt nicht das Ringen auf, ein Ringer
Ist auch ein Mädchenherzbezwinger.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Ich möchte meine Zunge fressen,
Sollt' ich Bretonisch je vergessen.

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Dir Liebe, Heimat ohne Gleichen,
Armoricum, du Land der Eichen!

Wir sind noch immer Bretonen echt,
Bretonen,
Das alte starke Geschlecht.

Lied der Bretonen.

(Kanonen ar Vretoned.)

So hätten wir nun die ganze bretonische Geschichte in ihren Hauptepochen, ihre Mythen- und Heldenzeit, ihr Mittelalter, ihren Kampf gegen die Reformation und gegen die Revolution in Liedern vorgeführt. Wir glauben diesen Cyklus am besten zu schließen, indem wir ein von einem noch lebenden Barden gedichtetes und sehr populär gewordenes Lied hinzufügten. Es beweis't, was sein Refrain sagt: sie sind noch immer Bretonen. Ihr Nationalgefühl ist noch immer lebendig in ihnen, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sie zugleich in Folge einer langen gemeinsamen Geschichte sich als einen Theil des französischen Volkes betrachten. So ist auch der Dichter des celtisch geschriebenen Bretonenliedes, A. Brizeux, zugleich celtischer und französischer Dichter, und während seine reizenden Idyllen in manchem französischen Boudoir gelesen werden, erklingt sein celtisches Lied an den Ufern des Elle in der Nähe der alten Graalkirche, über den versunkenen Zinnen der Stadt Is und in den Hütten, die sich nicht höher erheben als die Dolmen und Menhirs, in deren Mitte sie stehen. Freilich wird seine Marie, sein Primel und Nola nicht so häufig in Frankreich gelesen, als seine bretonischen Lieder in der Bretagne gesungen werden, und dieses kann als ein neuer Beweis betrachtet werden, daß es noch immer eine unsichtbare Schranke gibt zwischen Bretonen und Franken. Wir weisen bei den Liebesliedern, welche immer der Ausdruck des innigsten ureigentlichsten

Gemüthslebens eines Volkes sind, darauf hin, wie sie wohl mit den slawischen und besonders germanischen Liedern Aehnlichkeit haben, aber den romanischen vollkommen fern stehen. Der Grund dieses Unterschiedes mag auch der Grund sein, daß der celtische Dichter Brizeux (von dem wir noch am Schlusse der Balladenreihe ein schönes Gedicht mittheilen), gewiß einer der trefflichsten unter den französischen Dichtern der Neuzeit, der Schöpfer der französischen Idylle — denn André Chénier war ein Grieche und hat griechische Idyllen geschrieben — in Frankreich noch immer nicht die Anerkennung gefunden hat, die seinem großen und liebenswürdigen Talente gebührt*).

Man braucht übrigens nur das Land zu durchwandern, und überall die gewisser Maßen vorweltliche Sprache zu hören, den eigenthümlichen Gesichtstypus, die sonderbaren Sitten und Gebräuche, die uralte Tracht mit den Pluderhosen und dem weiblichen Kopfputz, der hier und da an Aegypten erinnert, zu sehen, um sich zu überzeugen, daß man sich bei einem fremden, dem gleichmachenden und gleichgemachten Frankreich sich starr entgegenstemmenden Volke befinde.

---

*) Brizeux ist, seitdem diese Zeilen geschrieben worden, im Elend gestorben.

Zweiter Theil.

Balladen.

Herr Nann und die Fee.

Herr Nann mit seinem Ehegemahl,
Sie wurden vereint in früher Eh',
Sie wurden früh getrennt in Qual.

Die Herrin gestern zwei Kinder gebar,
Die beiden sind so weiß wie Schnee,
Ein Knab' und ein Mägdlein ist das Paar.

„O, sage mir, was dein Herz begehrt,
Weil du mir einen Sohn beschert,
O, sag' es nur, und schon ist's gewährt.

„Soll es die Schnepfe vom Sumpfthal sein
Oder das Reh vom grünen Hain?"

„Das Fleisch des Reh's mir mehr behagt,
Wenn euch nicht sehr ermüdet die Jagd."

Herr Nann, der Edle, hörte nicht mehr,
Schon griff er nach seinem Eichenspeer,

Bestieg sein schwarzes Roß alsbald,
Und eilt' entgegen dem grünen Wald.

Und wie er kam dem Holze nah,
Er eine weiße Hindin sah.

Er jagt ihr nach mit wildem Ritt,
Die Erde bebt von des Pferdes Tritt.

Er jagt ihr nach so wild und schnell,
Daß es ihm floß von der Stirne hell,

Ihm von der Stirn, von der Flanke dem Pferd;
Da kam der Abend über die Erd'.

Ein kleines Bächlein traf Herr Nann,
Bei einer Grotte der Gorrigan.

Ein weicher Rasen war zur Stell',
Herr Nann stieg ab und trank am Quell.

Am Quell die Fee gelagert war,
Sie kämmt ihr langes, blondes Haar.

Sie kämmt's mit dem Kamme von Golde roth:
Denn Feeen leiden keine Noth.

„Woher hast du so kühnen Muth,
Zu trüben meines Quelles Flut?

„So du nicht jetzt zur Eh' mich wirbst,
In sieben Jahren versiechst du, verdirbst,
Wenn du nicht schon in drei Tagen stirbst."

„Nicht werb' ich euch zur Ehe fürwahr,
Verehlicht bin ich im dritten Jahr.

„Nicht werd' ich versiechen durch sieben Jahr',
Nicht sterben in drei Tagen fürwahr;

„Nicht werd' ich sterben am dritten Tag,
Nur wenn es dem Herrn gefallen mag.

„Doch möcht' ich sterben zur Stunde eh',
Als daß ich freite eine Fee. —"

„O liebe Mutter, richtet mir her
Ein Bett, wenn's nicht gerichtet wär';
Denn mir ist weh, und krank bin ich sehr.

„Und sagt es meinem Weibe nicht an,
Am dritten Tag ist's um mich gethan,
Verhext hat mich die Gorrigan."

Und als der dritte Tag verrann,
Sein Ehgemahl zu fragen begann:

„O Schwieger! saget mir, was heut
Bedeuten will das Glockengeläut'?

„Was soll da unten im Hof der Gesang
Der Pfaffen in Kleidern weiß und lang?"

„Ein Bettler, dem wir ein Bett gemacht,
Ist hier gestorben in dieser Nacht."

„O Schwiegermutter! und sagt mir noch an,
„Wohin ist gegangen mein Herr Nann?"

„Er ist in der Stadt, er ist nicht weit,
Er kehret wieder in kurzer Zeit."

„Und nehm' ich, wenn ich zur Kirche schreit',
Mein rothes oder mein blaues Kleid?"

„Mein Kind, die Sitte kam ins Land,
Zur Kirche zu gehen im schwarzen Gewand."

Wie sie zum Kirchhof gekommen, sah
Das Grab sie ihres Mannes da.

„Wer ging von uns zu den Ahnen hinab?
Auf unserm Grund ist ein frisches Grab!"

„Nicht länger berg' ich dir die Qual,
Mein Kind, dort lieget dein Gemahl."

Sie warf sich hin auf beide Kniee
Und nimmermehr erstanden ist sie.

Ein Wunder war's, wie in der Nacht,
Da man sie in das Grab gebracht
Zu ihrem Gemahl, wie in selber Nacht
Zwei Eichen sich hoben in die Luft,
Zwei Eichen über der frischen Gruft.

Es saßen in ihrer Zweige Schooß
Zwei weiße Tauben mit frohem Gekos;

Sie sangen, wie der Tag begann,
Dann flogen sie zum Himmel hinan.

Herr Nann und die Fee.

(Aotron Nann hag ar Gorrigan.)

Wie die germanischen Balladen ihre Feeen, die serbischen ihre Wilas, die irischen ihre Elfen, so haben die bretonischen ihre Gorrigan's. Sie verschwammen in der Phantasie des Volkes mit den Druidinnen, und ihre Wohnung wird meistens an die Dol-Men oder Tafelsteine verlegt, welche das Volk auch als Grotten bezeichnet. In der That haben viele der Dol-Men, wie wir sie auf der Gavarnis- oder Ziegen-Insel im Meerbusen von Morbihan und bei Loch-Maria-Ker gefunden, das Aussehen von Grotten. Ursprünglich waren diese Dol-Men oder Tafelsteine, wie man weiß, Altäre, auf denen von den Druiden geopfert wurde und in deren Wölbung, wie wir glauben, die Druidinnen ihre Orakel erschallen ließen. Das Volk, gewohnt, alles Wunderbare an diese Steine zu knüpfen, hat in christlicher Zeit seine heidnischen Ueberlieferungen und die in Feeen verwandelten Druidinnen in ihrem geheimnißvollen Dunkel beherbergt, daher der spätere Name „Feengrotte“ (ti ar Gorrigan), der oft nichts Anderes bezeichnet, als einen alt-heidnischen Dol-Men.

Die hier mitgetheilte Ballade erinnert an die Volkslieder von König Marko (siehe Anmerkung zu Lez Breiz), an Herr Magnus aus Schweden und an „Herr Olaf“ aus Skandinavien, und an Harald. Man vergleiche das mitgetheilte Lied mit folgenden Strophen aus „Herr Olaf“:

„Und willt, Herr Olaf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“

Sie thut einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim zu deinem Bräutlein werth."

Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Heran, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Was ist deine Farbe blaß und bleich?"

„Und sollte sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

„Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Früh Morgens, als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein,
„Wo ist Herr Olaf, der Bräutigam mein?"

„Herr Olaf, er ritt in den Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Olaf und war todt.

Diese Ballade ist auch ins Französische übergegangen, im Französisch redenden Theile der Bretagne populär ge-

worden. Herr La Villemarqué in seiner Sammlung theilt folgende Strophen mit:

„Oh! dites-moi, ma mère, ma mie,
Pourquoi les sings (cloches) sonnent ainsi?“

„Ma fille, on fait la procession
Tout à l'entour de la maison.“

„Oh! dites-moi, ma mère, ma mie,
Quel habit mettrai-je aujourd'hui?“

„Prenez du noir, prenez du blanc,
Mais le noir est plus convenant.“

— — — — — — — — —

„Oh! dites-moi, ma mère, ma mie,
Pourquoi la terre est refraîchie?“

„Je ne peux plus vous le cacher:
Votre mari est enterré.“

Man sieht, daß dies die wörtliche Uebersetzung der bretonischen Ballade ist, und die französischen Poeten, welche die Volkspoesie zu ihrem Schaden so sehr verachten, und denen es bis zum heutigen Tage noch nicht gelungen ist, ihre heimischen Sagen charakteristisch zu bearbeiten, könnten daraus lernen, wie man derartige Stoffe behandelt.

Der Wechselbalg.

Marie, die schöne, steht in Klagen:
Verschwunden ist ihr liebes Kind,
Die Gorrigan hat's fortgetragen.

„Zum Brunnen ging ich, Wasser holen,
Es lag im Bettlein still und schlief,
Und als ich kam, war es gestohlen.

„Dies Scheusal liegt an seinem Platze,
Es ist wie eine Kröte roth
Und kratzt und beißt wie eine Katze.

„Und will gesäugt sein immer, immer,
Und ist schon sieben Jahre alt,
Der Brust entwöhnt der Balg sich nimmer.

„Jungfrau Marie! den Sohn am Herzen,
Auf deinem lichten Thron von Schnee,
Du bist in Freuden, ich in Schmerzen!

„Du hältst dein Kindlein in den Armen,
Das meine ist verloren, ach!
Mutter des Mitleids! hab' Erbarmen!"

„Hör' auf, zu weinen und zu flehen,
Mein Töchterlein! Loaik, dein Kind,
Du wirst es balde wiedersehen.

„Thu so, als sollst du Essen kochen,
Für Zehn in einer Eierschal',
Dann spricht der Zwerg, der nie gesprochen.

„Und wenn er sprach, mußt du ihn schlagen,
Und tüchtig schlagen, bis er schreit,
Dann wird er eilig fortgetragen."

„Was machst du mit der Eierschale,
Was machst du, Mutter, Mutter!" frug
Der Zwerg erstaunt mit Einem Male.

„In dieser Schale will ich eben
Zehn Ackersleuten aus dem Haus
Ein gutes Mittagessen geben"

„Für Zehn soll dieses Essen reichen?
Ich sah das Ei lang vor dem Huhn
Und sah die Eichel vor der Eichen."

„Du hast zu viel gesehn, mein Junge!"
Klipps! klapps! klipps! klapps! „Nun hab' ich dich!
Du altes Männchen, rühr' die Zunge!"

„Ich hol' ihn, gib ihm keine Streiche!
Ich thu' dem Deinen nichts zu Leid,
Er ist der Fürst in unserm Reiche."

Bald sah Maria in der Wiegen,
Wie sie nach Haus zurückgekehrt,
In süßem Schlaf ihr Kindlein liegen.

Da sie's beschaut mit Lust und Zagen
Und küssen wollte auf den Mund,
Hat es die Aeuglein aufgeschlagen.

Es schmiegt sich an der Mutter Wange
Und streckt die Aermlein aus nach ihr:
„Du Mütterlein! wie schlief ich lange!“

Der Wechselbalg.

(Ar bugel laec'hiet.)

Also auch den Wechselbalg hat sich die Phantasie des bretonischen Volkes nicht entgehen lassen, und zwar scheint sie ihn schon seit undenklichen Zeiten zu besitzen. Denn auch in Wales findet sich ein celtisches Volkslied, das mit dem bretonischen fast gleich lautet. Man darf daraus schließen, daß die Bretonen das ihre von der Insel Britannien bei ihrer letzten Emigration im siebenten Jahrhundert mitgebracht haben. Vielleicht kam es schon mit den ersten Emigrationen im vierten Jahrhundert herüber und hat erst später die christlichen Elemente in sich aufgenommen, während es in Wales seiner ursprünglichen heidnischen Conception treu geblieben ist. In der Bretagne wendet sich die bestohlene Mutter, Hülfe flehend, an die Jungfrau Maria, in Wales beräth sie sich mit einem Zauberer. Jedenfalls gehört das hier mitgetheilte Gedicht zu den ältesten der Bretagne; das im 12. Jahrhundert von Geoffroi von Monmouth verfaßte Gedicht, dessen Held Merlin der Wilde ist, citirt fast wörtlich drei Verse daraus. Der Wechselbalg kommt noch in vielen Volksmährchen, die theils in Versen, theils in Prosa erzählt werden, vor.

Heinrich Pröhle erzählt im deutschen Museum (Nr. 14, Jahrgang 2.) ein Geschichtchen aus dem Harz, das mit unserem Liede wunderbar harmonirt:

„Einstmals merkte eine Mutter zeitig genug, daß ihr anstatt ihres Kindes ein fremdes untergeschoben war. Da

ließ sie den Gosmann (einen weisen Scharfrichter) kommen; dieser erkannte, daß es ein Wechselbalg war, und rieth ihr, sich damit vor ihre Hausthür zu stellen und es mit einer Gerte unbarmherzig zu schlagen. Das that die Frau, und sogleich trat aus dem Walde gegenüber die Zwergin heraus, brachte der Frau ihr rechtes Kind und nahm das ihre mit in den Wald."

Die Zwerge.

Das Schneiderlein, Pasku, der Lange,
Es ist zu einem Diebe worden,
Freitag nach Sonnenuntergange.

Nicht gab's Bestellung mehr auf Hosen,
Fort zogen ja die Männerhorden,
Fort in den Krieg mit den Franzosen.

Da schlich er in das Loch der Zwerge
Und grub dort nach mit seinem Spaten,
Wo sich der Kleinen Schatz verberge.

Den Schatz, er fand ihn an der Stätte,
Dann lief er heim, ganz außer Athem,
Und schnell verkroch er sich im Bette.

„Schnell, schnell die Thüre zugemacht!
Da kommt das kleine Volk der Nacht!"

„Montag, Dinstag und Mittwochen,
Donnerstag, Freitag." — „Weh! sie pochen!

„Schließt zu die Thür, daß ich mich berge,
Weh mir, weh mir! da sind die Zwerge!

„Ach, wie das Volk zum Hof hereindringt!
Ach, wie das tanzt, ach, wie das springt!“

„Montag, Dinstag und Mittwochen,
Donnerstag, Freitag.“ — „Wie sie pochen!

„Jetzt klimmen sie zum Giebel hoch,
Jetzt bohren sie ins Dach ein Loch.

„Du armer Wicht, mit dir ist's aus!
Wirf deinen Schatz schnell aus dem Haus.

„Mit dir ist's aus, du armer Tropf!
Gieß' dir Weihwasser auf den Schopf,

„Zieh' dir das Betttuch übern Kopf
Und rühr' dich nicht, du armer Tropf!

„Ei, wie sie lachen, o du Wicht!
Ein klügrer Mann entkäme nicht.

„Herr Gott! o, woll' uns gnädig sein,
Da reckt sich schon ein Kopf herein.

„Sein Auge glüht voll heißen Grimms,
Er rutscht hernieder am Gesims.

„Herr Gott! schon einer, zwei und drei,
Sie tanzen g'rad an mir vorbei.

„Sie bäumen sich, sie wälzen sich,
O Jesus, sie erwürgen mich!“

„Montag, Dinstag und Mittwochen.“ —
„O, hätt' ich besser mich verkrochen!“

„Und fünf und sechs! o meine Knochen!"
„Montag, Dinstag und Mittwochen.

„O theurer Schneider, schlafe ein,
Was schnarchst du so, mein Schneiderlein?

„Komm, Schneiderlein, und tanze mit,
Schnell sollst du lernen Maß und Schritt.

„O Schneider, was hast du verbrochen!
Montag, Dinstag und Mittwochen.

„O Schneiderlein, du arger Wicht!
Montag, Dinstag — springst du nicht?

„Komm wieder und versuch's und stehle,
Du ganz verdammte Schneiderseele!

„Jetzt lerne tanzen, Schelm und Wicht,
Bis daß der Rückgrat dir zerbricht!"
Gefunden Schatzgeld fruchtet nicht.

Die Zwerge.

(Ar C'horred.)

Wir theilen dieses an sich nicht bedeutende Gedicht mit, um die romantische Mythologie der Bretonen zu vervollständigen und zu zeigen, daß sie neben Feen, Wechselbälgen, Zauberern, wunderthätigen Barden auch die in Island, Schottland, Deutschland populären Zwerge oder Wichtelmänner besitzen. Auch die bretonischen Zwerge sind gutmüthiger Natur, so lange sie nicht beleidigt oder gereizt werden. Auch sie bewahren ungeheure Schätze, und die Münze, die sie austheilen, ist nicht immer vom besten Gehalt; bald zerschmilzt sie wie Eis, bald verwandelt sie sich in gemeinen Koth, ganz wie in den deutschen Sagen. Auch sie hat das Volk, wie die Gorrigan's, bei den Dol-Men untergebracht. Sie tanzen im Chor einen höllischen Reigen, der den Refrain hat: „Montag, Dinstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag." Die Sage erzählt: Ein Wanderer, der einmal, von ihnen gezwungen, mittanzte, fühlte sich von dem monotonen Refrain gelangweilt und fügte noch die Worte: Samstag und Sonntag, hinzu. Da entstand ungeheurer Lärm unter dem kleinen Volke, sie schrieen und drohten, daß der arme Mann fast vor Angst verging. Hätte er noch die Worte: „und so ist die Woche aus", hinzugefügt, die Verwünschung wäre zu Ende und die Erlösung der Zwerge erfüllt gewesen. Die hier mitgetheilte Sage wird vom bretonischen Volksliede auch noch anders erzählt. Ein gewisser Jannck-au-Trevou, feiner als unser Schneider, streut, als er mit dem

Schatze nach Hause kommt, glühende Asche und Kohle auf den Flur seines Hauses. Als nun die Zwerge gegen Mitternacht ankommen, um ihr Eigenthum zurückzuholen, verbrennen sie sich die Füße und machen sich mit schrecklichem Geschrei eiligst aus dem Staube. Doch haben sie sich vorher an dem Diebe gerächt, indem sie ihm sein ganzes Geschirr zerbrachen. Daß das Lied einen Schneider zum Helden macht, ist charakteristisch für die Art und Weise, mit welcher diese ehrsame Zunft in der Bretagne persiflirt wird. Auch das deutsche Volkslied liefert viele Beispiele von Schneider-Verhöhnung; bei den zähen Bretonen aber ist sie nicht bloß auf das Volkslied beschränkt, sondern aus den frühesten Zeiten her im täglichen Umgange gebräuchlich geblieben. Noch heute sagt man in der Bretagne: neun Schneider auf einen Mann, und nie spricht man den Namen eines Schneiders aus, ohne den Hut zu lüpfen und beizufügen: „Mit Respect zu sagen.“

Die Angst des Schneiders und die Belagerung des Hauses erinnert an den Göthe'schen Todtentanz.

Der Untergang der Stadt Is.

I.

Hast du vernommen, wohl vernommen,
Wie zu dem Könige von Is
Der Mann sprach, der von Gott gekommen?

„Verbann die Liebe aus dem Herzen,
Nicht gib dich hin der tollen Lust;
Denn nach den Freuden kommen Schmerzen.

„Wer Fisch verzehrt, ihr Prasserzungen!
Wird werden von dem Fisch verzehrt;
Und wer verschlingt, der wird verschlungen.

„Wer Wein trinkt aus dem Gold, dem klaren,
Wird Wasser trinken wie ein Fisch;
Und wer nicht weiß, der wird erfahren.“

II.

Der König Gradlon rief im Saale:
„Ein wenig Schlummer thut mir noth,
Ihr Tischgesellen! nach dem Mahle.“

„Ihr möget schlafen, wenn es taget,
Verbleibt bei uns die Nacht hindurch;
Doch thut, was euch zumeist behaget.“

Da sprach der Buhle zu der holden
Dahüt, der Königstochter, leis':
„Du Süße! — und der Schlüssel golden!“

„Den goldnen Schlüssel will ich holen,
Der Brunnen soll geöffnet sein;
Es wird geschehn, wie du befohlen.“

III.

Es war ein Wunder, da den alten,
Entschlafnen König anzuschaun,
Gehüllt in seines Purpurs Falten.

Wie er da lag auf seinem Bette,
Um seine Schultern Haar wie Schnee
Und um den Hals die goldne Kette.

Ein Lauscher hätte da gesehen
Barfuß die schöne weiße Maid
Und leise in die Kammer gehen.

Und an das Bett des Königs schleichen,
Sich neigen, Kett' und Schlüssel sacht
Vom Halse nehmen und entweichen.

IV.

Der König schläft und schläft, da dringet
Geschrei herauf: „Der Brunnen schwillt,
Der Brunnen, der die Stadt verschlinget!

„Wach' auf, Herr König! und entweiche,
Schwing' dich zu Roß und fliehe schnell!
Das Meer schwillt an und bricht die Deiche!"

Verflucht die Maid, die, toll von Küssen,
Das Brunnenthor der Stadt von Is
Aufthat und brach die Wehr der Küsten!

V.

„Du Jägersmann, du sollst mir sagen:
Sahst du wohl Gradlon's wildes Roß,
Sahst du's durch diese Thäler jagen?"

„Nicht sah ich's kommen durch die Föhren,
Doch durch die Nacht: Tripp! Trapp! Tripp! Trapp!
Hab' ich's wie Feuer brausen hören."

„Du Fischer, sahst du an den Fluten
Die Meermaid stehen, die ihr Haar,
Ihr goldnes, kämmt in Mittagsgluten?

„Ich sah sie wohl und konnte lauschen
Dem Lied der schönen, weißen Maid,
Es war so trüb, wie Wellen rauschen."

Der Untergang der Stadt Is.

(Livaden Geris.)

Wie die meisten Küstenländer Europa's hat auch die Bretagne ihre versunkene Stadt. Die Sagen von der versunkenen holländischen Stadt, von den Städten Julin und Vineta sind von deutschen Dichtern bearbeitet und dem Publicum genugsam bekannt. Weniger oder gar nicht bekannt ist die Sage von Rhoda, jener von den Rhodiern an der Küste des mitteländischen Meeres zwischen Montpellier und den Rhone-Mündungen gegründeten Stadt, welche mit all ihrer griechischen Herrlichkeit in die Tiefe versank.*) Sonderbar ist es, daß die Celten an fast allen von ihnen bewohnten Küsten eine fast gleichlautende Sage erzählen. An der Küste von Wales singt das Volk ein solches Lied. In Irland kennt jedes Kind die Sage vom König O'Donoghue. Er beherrschte die Grafschaft Kerry, und wie in unsrer Sage die Prinzessin Dahüt, so öffnet in der irischen Sage der König eine Schleuse, durch welche die Fluten eines großen See's oder Meeres hereinbrechen und sein ganzes Königreich überschwemmen. Nur die Hirschinsel und die Insel der Eichen, die sich aus dem jetzigen See von Killarny, „dem Wunder der Welt, dem Stolz Irlands", erheben, zeugen von der verschwundenen Pracht. Wie in der bretonischen Sage die Prinzessin

---

*) Siehe Tagebuch aus Provence und Languedoc von Moriz Hartmann.

Dahüt in eine Seejungfrau, so wird in der irischen der König in einen Elfenkönig verwandelt, und wie die Prinzessin von Zeit zu Zeit zwischen den Klippen des Meeres erscheint, eben so steigt der Elfenkönig O'Donoghue jeden Maimorgen in schimmernder Rüstung auf die Oberfläche des See's und segnet das Land, das sich nach jeder derartigen Erscheinung eines fruchtbaren Jahres erfreut. Die beiden Sagen haben nach der Verschiedenheit der Localität den entsprechenden Charakter angenommen. Hier, in der schauerlichen Umgebung der Pointe du raz klagt die Prinzessin traurig, wie die Wellen; bei den lustigen Irländern in der „herrlichsten Grafschaft der Welt" erscheint der König, begleitet von Pagen, Harfnern und glänzend geputzten Jungfrauen, welche Sträuße, Kränze und Blumenkörbe tragen, als ein Segenbringer und als Personificirung des Frühlings.

Was die historische Basis der bretonischen Sage betrifft, so scheinen viele Umstände auf ein wirkliches Ereigniß hinzudeuten. Gradlon, Grallon auch Galon, Galouron, Gothis genannt, hat gewiß existirt. Er beherrschte das Volk der Curiosoliten, oder Corisopiten, deren Hauptort die Stadt Is oder Ys gewesen. Daru zweifelt nicht an ihrer Existenz, er sagt: „Nachdem das Meer den Grund, auf welchem die Stadt gebaut war, unterwühlt hatte, verschlang es dieselbe gänzlich; weder dreizehn Jahrhunderte noch die Stürme des Oceans waren im Stande, die Spuren ganz zu vertilgen. Man bemerkt sie noch unter der Wasserfläche, und die Fischer dieser Küste bezeichnen gewisse enge und winkelige Durchgänge mit den Namen, welche die Gassen der verschlungenen Stadt getragen haben."

Pierre Le Baud behauptet, die Stadt Is habe Paris den Namen gegeben, er sagt: Jaçoit ce que les historiens galliques aient dict le nom de la cité de Paris

avoir esté imposé en mémoire de Pâris, fils du roy Priam de Troye, ou de la déesse Jsis qui anciennement y fut honorée, les Corisopitens se vantent le dict nom de Paris lui avoir esté atribué comme pareille à Ys.

Wir haben die Pointe du raz, die îles de Sein, die bay des trépassés, l'enfer und die ganze schauervolle Gegend, welche die äußerste westliche Spitze Frankreichs bildet, selbst gesehen, und wir zweifelten keinen Augenblick, daß dieser ganze, dem Schiffer jetzt so gefährliche Theil des Meeres ehemals festes und bewohntes Land gewesen. Die unzähligen Klippen, die Ruinen von Douarnenez, von Penmark, von der Pointe de la chèvre etc. etc. bezeugen es zu deutlich. Noch heute wühlt der Ocean ununterbrochen an dem Felsenwalle, welcher das Land gegen seine Wuth beschützt, und höhlt die ungeheuren Grotten aus und bahnt sich jene Felsenwege, welche das Volk mit dem Namen der Hölle und der Bucht der Untergegangenen bezeichnet. Die Fischerdörfer haben sich erschreckt in das Innere der Landzunge zurückgezogen, um mit der Zeit nicht das Schicksal der Stadt Is zu erfahren. Als wir zwischen den Inseln, Sein und der Hölle, der Bai der Untergegangenen vorbeifuhren, zeigte der Fischer nach einem Puncte am Fuße der furchtbaren Felsen hin und sagte: „Dort liegt die Stadt Is, ich habe bei niedriger Flut ihre Mauern selbst gesehen.“ Die Prinzessin Dahüt, welche den Untergang der Stadt Is verschuldete, heißt in der Volkssage auch Ahez. Den Weg, der von der Pointe du raz nach Douarnenez führt, nennt man noch heute den Weg der Prinzessin Ahez. König Gradlon, der Sohn Salomon's und Großneffe des heiligen Patrick, Apostels von Irland, regierte um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Nach dem Untergange der Stadt Is wurde Kemper seine Residenz. Auf der Galerie der Kathedrale dieser Stadt sah

man noch im vorigen Jahrhundert seine Reiterstatue, welche der Mittelpunct verschiedener Volksfeste war. Gradlon ist eine der populärsten Figuren der bretonischen Sage und Geschichte. Der jetzige Bischof von Quimper hat, wie wir aus den Zeitungen erfahren, die Absicht, die Statue des Königs Gradlon wieder auf die Gallerie der Kathedrale aufstellen zu lassen.

Die Pest von Elliant.

Zwischen Langolen und dem Fauterland
Wohnt heilig ein Barde und wohlbekannt.
Der Vater Basian ist er genannt.

Er sprach zur fauter Männerschar:
„Laßt Messen lesen, und eine zwar
In jedem Monat, an eurem Altar.

„Die Pest ist gezogen aus Elliant,
Doch ging sie leer nicht aus dem Land,
Denn siebentausend erschlug ihre Hand."

Ja! selber der Tod kam ins Land herbei
Nach Elliant und tödtete frei,
Da starben Alle, nur nicht Zwei.

Ein sechszigjährig Weib kam davon,
Das alte Weib und ihr einziger Sohn.

„Die Pest, sie steht vor unserm Haus,
Wenn Gott will, kommt sie," so rief sie aus,
Und kommt sie herein, so ziehn wir hinaus."

Auf Elliants Markt wird wachsen heran
So hoch das Gras, das man's mähen kann.

Nur dort nicht, wo der Karren fährt
Zum Kirchhof hin, mit Leichen beschwert.

Das wäre gewesen ein Herz von Stein,
Das nicht geweint hätt' vor Gram und Pein,

Das nicht geweint hätt', als man gesehn
Die achtzehn Karren am Kirchhof stehn,
Und dann noch andere acht und zehn.

Neun Kinder waren in einem Haus,
Dieselbe Bahre trug sie hinaus,
Die Mutter zog sie, sie ging voraus.

Der Vater folgte wie verzückt,
Er pfiff ein Lied, er war verrückt.

Es heulte und schrie zu Gott das Weib,
Sie war zerstört an Seel' und Leib.

„Begrabt mir die Söhne, ein wächsern Band
Gelob' ich, das dreimal die Kirchenwand,

„Das dreimal die Kirchenwand umschlingt
Und dreimal sich um den Friedhof ringt.

„Neun Söhne hab' ich gebracht zur Welt,
Und seht, der Tod hat sie alle gefällt.

„Er hat sie an meiner Thüre erreicht,
Kein Mensch nun, der einen Trunk mir reicht.“

Der ganze Kirchhof ist vollgethan,
Die Kirche bis zur Treppe hinan.

Jetzt muß man selbst die Felder weihn,
Und gräbt in die Felder die Leichen ein.

Ich seh' eine Eiche am Kirchhof stehn,
Ein weißes Tuch vom Gipfel wehn,
Um alle Bewohner ist's geschehn.

Die Pest von Elliant.

(Bosen Elliant.)

Dieses Gedicht stammt aus dem sechsten Jahrhundert, aus der Zeit, wo die Pest, deren Schrecken hier geschildert werden, in ganz Europa wüthete. Mit dem Liede Hand in Hand geht folgende Sage:

Am Kirmeßtage des Fleckens Elliant ritt ein junger Müller seine Pferde zur Schwemme. Da sah er eine schöne Frau in weißem Gewande, welche am Rande des Baches saß und ein Stäbchen in der Hand hielt. Sie bat ihn, er möge sie über das Wasser bringen. „O, sehr gern," antwortete er, und schon saß sie auf der Krupe seines Thieres, und er setzte sie am andern Ufer ab. Da sagte die schöne Frau: „Du weißt nicht, Knabe, wen du herüber gebracht hast; ich bin die Pest; ich habe die Bretagn'e durchzogen und gehe nun in die Kirche des Ortes, wo man zur Messe läutet. Alle, die ich mit meinem Stäbchen berühre, werden schnell sterben. Du fürchte nichts, dir wird kein Leides geschehen, weder dir noch deiner Mutter." Und die Pest hat Wort gehalten. Auf diese Sage deutet das Gedicht hin in den Versen:

— — — — — — — —

Da starben Alle, nur nicht Zwei.

Ein sechszigjährig Weib kam davon,
Das alte Weib und ihr einziger Sohn.

Die Bauern erzählen, daß man die Pest dadurch aus dem Lande getrieben, daß man ein Lied auf sie gemacht habe. Es gebe kein besseres Mittel, die Pest zu verjagen; auch sei sie seit der Zeit nicht wiedergekommen.

Die hier mitgetheilte Sage wiederholt sich wunderbarer Weise am entgegengesetzten Ende Europa's bei den Walachen Siebenbürgens. Bei diesen ist es ein junger Fährmann, welcher ebenfalls an einem Feiertage, wo die Leute in der Messe sind, die Pest in Gestalt einer schönen Frau in seinem Kahne über die Una setzt. Für diesen Dienst wird er sammt seiner alten Mutter von der Pest verschont.

Der heilige Barde Basian, welcher am Eingange dieses Gedichtes erwähnt wird, hat der Legende zufolge die Pest weggebetet. Dies erfahren wir aus dem Leben des heiligen Gwénolé, dessen gleichzeitiger Verfasser das Aufhören der Pest lieber dem Gebete eines Heiligen als dem Volksliede zuschreibt.

Bran.

I.

Verwundet ward der Ritter Bran
Wohl in der Schlacht von Kerloan.

Am Meeresstrand bei Kerloan,
Da lag der Enkel des großen Bran.

Und ob gesiegt auch unser Heer,
Er muß gefangen übers Meer.

Als er im Thurm gefangen lag,
Da weint' er sehr den ganzen Tag:

„Die Meinen jauchzen mit frohem Sinn,
Derweil ich hier gefangen bin.

„O, fänd' ich einen Boten aus,
Der einen Brief mir trüg' nach Haus!“

Und als er einen Boten fand,
Der Ritter sprach, zu ihm gewandt:

„Du Bote, mache dich bereit,
Zur Vorsicht nimm ein Bettlerkleid.

„Nimm meinen Ring, von Golde hell,
Und meine Mutter kennt dich schnell.

„Sobald du tratst durch unser Thor,
So zeig ihr meinen Goldring vor.

„Und kommt sie mit dem Lösepreis,
Laß flattern eine Flagge weiß.

„Will meine Mutter nicht mit dir gehn,
Laß eine schwarze Fahne wehn.“

II.

Als nach Leon der Bote kam,
Die Dame ihren Imbiß nahm.

Sie saß zu Tisch mit den Ihren all,
Die Harfner sangen mit lautem Schall.

„Ei, guten Abend, Frau! schaut an!
Der Ring von eurem Sohne Bran.

„Und mit dem Ring ein Brief für euch,
Den sollt ihr lesen alsogleich.“

„Ihr Harfenspieler, spielt nicht mehr!
Mein Herz, mein Herz ist kummerschwer.

„Ihr Harfenspieler, schweigt! mein Sohn
Gefangen! — und ich weiß nichts davon!

„Man rüste schnell ein Schiff im Port,
Denn morgen früh, da muß ich fort.“

III.

Der Morgen fing zu dämmern an,
Da rief von seinem Bett Herr Bran:

„O Wache, Wache! sag' mir an:
Siehst du kein Schiff, das fliegt heran?"

„Herr Ritter! ich seh', so weit ich schau',
Nur Meeresflut und Himmelblau."

Und als es Mittag war, Herr Bran
Zum Zweiten rief die Wache an:

„O Wache, Wache! sag' mir an:
Siehst du kein Schiff, das fliegt heran?"

„Herr Ritter! ich seh', so weit ich schau',
Nur fliegen Meeresvögel grau."

Und als es Abend war, Herr Bran
Zum Dritten rief die Schildwach' an:

„O Wache, Wache! sag' mir an:
Siehst du kein Schiff, das fliegt heran?"

Die Wache hatt' ein falsches Herz,
Sie lachte heimlich unterwärts.

„Ich seh' so fern, gejagt vom Wind,
Ein Schiff, das fliegt heran geschwind."

„Und welche Fahne, sag' mir schnell,
Sag', ist sie dunkel oder hell?"

„Die Fahn' ist schwarz, ich seh' es gut,
Ich schwör' es bei des Feuers Glut."

Als dies der arme Herr vernahm,
Kein Wort aus seinem Munde kam.

Er kehrte ab sein Antlitz weiß
Und zitterte wie Fieber heiß.

IV.

Und als die Dame gelandet hatt',
Da frug sie an dem Thor der Stadt:

„Ihr Leute! was ist denn geschehn,
Daß alle Glocken klagend gehn?"

Da war ein Mann gebückt und alt;
Der sprach zur Dame alsobald:

„Ein Ritter, übers Meer gebracht,
Der ist gestorben diese Nacht."

Doch kaum vernahm sie dieses Wort,
So eilte sie zum Thurme fort.

Sie weinte sehr und lief geschwind,
Ihr weißes Haar, das flog im Wind,

Daß alle Leute blieben stehn,
Um ihr mit Staunen nachzusehn,

Zu sehen eine fremde Frau,
Die solche Trauer trägt zur Schau.

Und Einer sich zum Andern wandt':
„Wer ist sie und aus welchem Land?“

Und als sie kam zum Thurme grau,
Zum Pförtner sprach die arme Frau:

„O, öffne schnell die Pforte, geh!
Mein Sohn! mein Sohn! daß ich dich seh!

Und als das Thor geöffnet war,
Warf sie sich auf den Leichnam dar.

Sie preßt ihn in die Arme sehr,
Und sie erhob sich nimmermehr.

V.

Zu Kerloan auf blut'gem Feld,
Da steht ein Baum, der Wache hält.

Und eine Eiche steht zur Stell',
Allwo die Sachsen flohn so schnell.

Und auf der Eich im Mondenschein,
Da stellen sich die Vögel ein,

Des Meeres Vögel schwarz und fahl,
Am Kopf ein kleines, blut'ges Mal.

Dazu kommt eine Krähe grau,
Mit ihr ein Rabe schwärzlichblau.

Sie kommen matt, mit nassem Kleid,
Sie kommen übers Meer gar weit.

Die Vöglein singen so schön und hehr,
Daß stille wird das große Meer.

Sie singen alle rings herum,
Nur Rab' und Krähe bleiben stumm.

Der junge Rabe sagt allein:
„Singt, singt, ihr kleinen Vögelein!

„Ihr Vöglein der Heimat singet gern,
Ihr starbt nicht von der Bretagne fern.“

Bran.

(Bran.)

Die Ballade vom Ritter Bran erinnert an die verschiedensten Sagen und Balladen der verschiedensten Länder und Zeiten. Bei dem Zeichen glücklichen oder unglücklichen Erfolges durch ein weißes oder schwarzes Segel wird der Leser sogleich an die Theseus-Sage denken. Die Verwandlung der Todten in Vögel, welche in den bretonischen Volksliedern häufig wiederkehrt, kommt gleichfalls in den Sagen und Liedern der verschiedensten Völker vor. Die nördlichen Slawen verwandeln ihre Todten je nach ihren bösen oder guten Eigenschaften in Raben oder Nachtigallen. Bei den Serben und Slavoniern spielt der Kukuk als wiederkehrender Geist eine große Rolle. Die frühverstorbene Braut, der gefallene Held, die böse Stief- oder Schwiegermutter kehren als „Kukuksweibchen“ oder „Kukuksmännchen“ auf das Dach ihres Hauses zurück und erzählen ihr Ende. Aber auch in den germanischen Sagen ist die Verwandlung in Vögel nichts Seltenes; der Schwan und der Rabe sind die beliebten Metamorphosen. Die Ballade von Albertus Magnus erzählt von den acht getödteten Liebhabern der üppigen Königin, welche, in Vöglein verwandelt, ihre Schmach im Lande verkünden.

Noch an eine große Dichtung des deutschen Mittelalters, an Gottfried's von Straßburg Tristan und Isolde, erinnert uns die Ballade, welche offenbar älter ist, als das deutsche Gedicht. Der treulose Wächter, das schwarze

Segel, welche in Tristan und Isolde so traurige Verwicklungen herbeiführen, sind offenbar diesem bretonischen Liede entlehnt, dessen Dichter wahrscheinlich wiederum von der Theseus-Sage einige Kenntniß gehabt. Aehnliche Episoden kommen in den alten Volksballaden von Wales vor.

Bemerkenswerth in dieser Ballade ist der Umstand, daß der Harfenspieler im Schlosse der Edelfrau erwähnt wird. Die Harfe war also populär in der Bretagne, obwohl sie heute und seit Jahrhunderten ganz verschwunden ist. Im eilften Jahrhunderte kommt ein Barde, Namens Berhald vor, welcher sich Telener, das ist „Harfenspieler", nennt. Ein altes Actenstück aus dem Jahre 1069 beweis't, daß die Harfner an den Höfen der bretonischen Häuptlinge denselben hohen Rang einnehmen, wie bei den waleser Zeitgenossen. (Siehe Thierry's Geschichte der Eroberung Englands.)

Die Ballade stammt aus dem zehnten Jahrhundert, und verdankt ihren Ursprung einem bedeutenden Kampfe, welcher bei Kerloan, einem Dorfe der nördlichen Küste, den Normannen geliefert worden ist. Diese wurden von Even, dem Großen, zurückgeschlagen. Unter den Gefangenen, die sie trotzdem mitnahmen, befand sich der Held dieser Ballade, der einen in der ältesten bretonischen Geschichte oft vorkommenden Namen trägt. Im Lande Leon, in der Gegend, wo die Schlacht vorfiel, befindet sich noch heute ein Dorf, das den Namen Kervran, oder Dorf des Bran, führt.

Die Rückkehr aus England.

Im Lande Gerne wohnet
manch junger Edelmann,
Ein jeder ruft zum Kriege
seinen Heeresbann.
Der Sohn der Herzoginne
sammelt ein großes Heer.
Es ziehen die Bretonen
aus allen Ecken und Enden daher.

Sie ziehn zum Sachsenlande,
da hab' ich meinen Sohn,
Mein einzig Kind, Silvestik,
den erwarten sie schon.
Er muß von dannen fahren
mit dem ganzen Heer,
Mit den Rittern allen
über das große Meer.

In einer Nacht im Bette,
da der Schlaf mich mied,
Hört' ich die Mägdlein singen
meines Sohnes Lied.

Da hab' ich mich im Bette
    aufrecht hingesetzt:
„Herr Gott! mein Sohn Silvestik,
    Herr Gott! wo bist du jetzt?

„Du bist so fern der Heimat,
    dreihundert Meilen und mehr,
Oder den Fischen zur Atzung
    geworfen ins große Meer.
O, daß du geblieben wärest
    bei Vater und Mutter — gefreit
Hättest du jetzt in Freuden,
    gefreit seit langer Zeit;

Gefreit das schönste Mägdlein,
    die's Land von Gerne hat:
Deine süße Manna,
    Manna von Puldergat.
Inmitten deiner Kinder
    wärst du, wie sich's gebührt,
Mit uns allen — es würde
    im Hause großer Lärm verführt!"

Es ist ein weißes Täublein,
    das flieget ein und aus,
Es hat ein Nest im Felsspalt
    neben meinem Haus.
Ein Brieflein will ich binden
    mit meinem Hochzeitsband
An den Hals dem Täublein,
    dann kommt mein Sohn zurück ins Land.

„Steig auf, steig' auf! mein Täublein,
auf deine Flügel beid'!
Willst du hinaus wohl fliegen,
wohl fliegen weit und breit,
Ueber das Meer, das große,
und über das Land davon
Und fliegen, bis du gesehen,
ob er noch lebt, mein Sohn?

„Und willst du immer fliegen
bis wo die Heere sind,
Und mir Kunde bringen
von meinem armen Kind?"
„Da kommt der Mutter Täublein,
das in dem Holze sang,
Es kommt heran an die Masten,
es streicht die Wellen entlang."

„Ich grüß' euch, Herr Silvestik,
euch Segen, Glück und Heil!
Von eurer Mutter ein Brieflein
bring' ich hier in Eil'."
„Drei Jahr' und einen Tag noch
währt's, bis ich wiederkehr'
Zu Vater und zu Mutter
über das große Meer."

Vergehn der Jahre zweie,
der Jahre drei vergehn —
„Ade! Ade! Silvestik!
ich werde dich nimmer sehn!

O, fänd' ich deine Gebeine,
vom Meer ans Land gerollt,
Ach, wie ich sie treulich sammeln
und sie küssen wollt'!"

Kaum hatte sie gesprochen
die Worte, da kam zum Strand,
Vom Meer herangetrieben,
ein Schiff aus Bretagnerland.
Die Maste waren gebrochen,
die Ruder dem armen Schiff;
Geborsten von vorn nach hinten,
zerschellt es am Felsenriff.

Das Schiff war voll von Todten,
und keiner, der sagen mag,
Wie lang' es kein Land gesehen,
wie viele Jahr' und Tag'.
Nicht Vater und nicht Mutter
hat sich herabgebückt
Ueber den armen Silvestik
und ihm die Augen zugedrückt.

Die Rückkehr aus England.

(Distro euz a Vro-Zaoz.)

Augustin Thierry, der eben so liebenswürdige als große Geschichtschreiber, glaubt, daß diese Ballade aus dem eilften Jahrhundert stamme, und theilt sie unter seinen Pièces justificatives" zu seiner Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen (S. 282. B. 1.) mit. Denselben Historiker können wir zur näheren Erklärung der Ballade anführen.

„Wilhelm (der Bastard) ließ seinen Heerbann ergehen (1066). Er bot einen hohen Sold und die Plünderung Englands jedem kräftigen Manne von hoher Gestalt, der ihm mit der Lanze, dem Schwert oder der Armbrust dienen wolle. Es kamen Scharen heran, auf allen Wegen, aus Nah und Fern, von Nord und Süd. Sie kamen aus dem Maine und Anjou, aus Poitou und B r e t a g n e, aus Frankreich und Flandern, aus Aquitanien und Burgund, aus Piemont und von den Ufern des Rheins. Alle Abenteurer ohne Gewerbe, alle verlornen Kinder des westlichen Europa liefen in langen Tagereisen herbei.

„Der Graf Eudes von Bretagne schickte Wilhelm seine zwei Söhne, daß sie ihm gegen die Engländer (Sachsen) dienten. Diese zwei Jünglinge hießen Brian und Alan, und sie kamen an den Zusammenkunftsort der Truppen mit einem Corps von Rittern aus ihrem Lande."

Alan ist der „Sohn der Herzogin", von dem in der ersten Strophe dieses Gedichtes die Rede ist; wer Sil-

vestik, der Held desselben, gewesen, ist freilich nicht zu ermitteln. Man weiß, daß mit Wilhelm dem Eroberer eine große Anzahl von Bretonen über den Canal setzte. Die Erinnerung an ihr ursprüngliches Heimatsland, die Insel Britannien, aus dem sie durch die erobernden Sachsen getrieben worden, und an die traurigen Zustände, die diese Eroberung begleiteten, hatten sich bei den Neu-Bretonen durch die Artus-Sagen, durch die Gesänge der Barden und allerlei Traditionen so mächtig erhalten, daß sie die Unternehmung des Bastards als eine gute Gelegenheit ergriffen, sich an ihren Urfeinden, den Sachsen, zu rächen.

Das Hochzeitsband, mit welchem die alte Mutter den Brief an Silvestik dem Täubchen umbindet, war ein Familien-Kleinod. Es stammte von der Hochzeit der Mutter und wurde nur zu feierlichem Gebrauche in feierlichen Momenten hervorgeholt.

Der Thurm von Armor.

I.

„Ihr Männer von dem Meeresstrand!
wer schaute
Hoch oben an des Thurmes Rand,
Des runden Thurmes von Armor,
Auf ihren Knie'n Frau Azenor?"

„Wohl haben wir die Frau gesehn,
Herr König!
Hoch an des Thurmes Fenster stehn.
Ihr Haupt war bleich, und schwarz ihr Kleid,
Doch schien ihr Herz voll Sicherheit."

II.

Es kamen einstmals über die Flut
Gesandte
Vom edelsten Bretonenblut.
Geschirr von Silber, gelbes Kleid;
Die Pferde grau, die Nüstern breit.

Sobald die Wache dieses sah,
in Eile
Ging sie ins Schloß zum König da:
„Dort steigen Zwölf den Strand empor,
Soll ihnen offen stehn das Thor?"

„Die Pforten sollen offen stehn,
o Wache!
Man soll den Boten entgegen gehn.
Deckt schnell den Tisch, macht auf den Schrein!
Sie sollen gut empfangen sein."

„Ein Königssohn hat uns gesandt,
Herr König!
Zu bitten um eurer Tochter Hand,
Mit Zucht zu holen, die er erkor;
Es ist euer Töchterlein Azenor."

„Mein Fräulein sei ihm gewährt alsbald
mit Freuden;
Er ist ein Ritter von edler Gestalt.
Mein Kind ist auch von schöner Art:
Wie Milch so weiß, wie ein Vöglein zart."

Der Bischof von Is beging mit Pracht
die Hochzeit;
Zwei Wochen währte sie Tag und Nacht,
Zwei Wochen voll Tanz und Festlichkeit;
Die Harfenspieler waren bereit.

„O holde Gemahlin, wollet ihr
nun scheiden,

Daß wir nach Hause gehn zu mir?“
„Mein Herr, kein Ort ist mir zu fern,
Wohin ihr geht, da folg' ich gern.“

Kaum hatte die Schwiegermutter erblickt
Azenor,
So ist sie fast vor Neid erstickt:
„Das wird ein Hochmuth und ein Frein
Um diesen gelben Schnabel sein.

„Die neuen Schlüssel liebt man sehr,
da schaut nur!
Die alten veracht't man mehr und mehr;
So geht es, bis man öfters find't,
Daß doch die alten besser sind.“

Acht Monde waren kaum entflohn,
ich glaube,
Zu ihrem Stiefsohn sprach sie schon:
„Ihr Sohn der Bretagne, seid ihr gewohnt,
Zu hüten vor dem Wolf den Mond?

„Glaubt mir, was nicht schon geschehen ist,
gebt Achtung!
Das wird geschehen in kurzer Frist.
Herr! haltet eure Ehre fest
Und rettet vom Kukuk euer Nest.“

„Wenn euer Rath hat guten Grund,
Frau Mutter!
So wird sie eingesperrt zur Stund'

Im runden Thurm am Meeresstrand
Und in drei Tagen lebendig verbrannt."

III.

Der alte König, als er die Mähr
vernommen,
Viel bittre Thränen weinte er.
Er raufte sich sein weißes Haar:
„Ich habe gelebet zu lange Jahr."

Der alte König fragte da,
der Arme,
So oft er einen Matrosen sah:
„Sagt wahr, ihr Leute vom Meeresstrand,
Ihr guten Leut', ist mein Kind verbrannt?"

„Dein Kind ist nicht verbrannt, o nein!
Herr König!
Verbrannt wird es erst morgen sein.
Ich sah sie auf dem Thurme stehn
Und hörte ihr Lied herüberwehn.

„Ich hörte sie singen gestern Nacht,
Herr König!
Sie sang so sanft, sie sang so sacht:
„„Vergib, o Herr, mein Gott! vergib!
Vergib du denen, die ich lieb'.""

IV.

Frau Azenor ging an diesem Tag
zum Holzstoß,

Als wie ein Lämmlein ohne Klag';
Die Füße bloß, das Kleid so klar,
Um ihre Schultern flog ihr Haar.

Als Azenor bestieg den Stoß,
die Arme!
Da sagten Alle, Klein und Groß:
„Das ist ein schlimmes Werk, ein Weib
Verbrennen mit ihrem Kind im Leib."

Und Alles schluchzte, Groß und Klein:
„Die Arme!"
Still blieb die Schwiegermutter allein:
„Das ist nicht schlimm, die That ist gut,
Die Schlange verbrennen sammt der Brut.

„Blas't nur, ihr Heizer! blaset gut
und blaset!
Daß lustig praßle die rothe Glut.
Blas't nur, ihr Kinder! blaset schnell,
Auf daß die Flamme lodre hell."

Sie hatten gut blasen, und athemlos
sich blasen —
Das Feuer zündete nicht den Stoß;
Sie hatten gut blasen und blasen mit Macht,
Sie ließen das Feuer ungefacht.

Als solche Noth der oberste sah
der Richter,
So stand er starr vor Staunen da:
„Sie hat gewiß verhext die Glut,
Sie brennt nicht — werft sie in die Flut!"

V.

„Was hast du auf dem Meer gesehn,
Matrose?“
„Ein Schiff ohn' Ruder und Segel gehn;
Und auf dem Deck als Steuermann stand
Ein Engel, die Flügel ausgespannt.

„Ich sah so fern, gewiegt vom Wind,
ein Schifflein,
Darin ein Weib mit ihrem Kind.
Das hing wie ein Täublein an ihrer Brust,
Das aus der Muschel trinkt mit Lust.

„Sie küßt' und küßte sein Hälslein bloß,
und küßte;
Sie wiegt' es sanft auf ihrem Schooß:
„„Dodo, Dodo,““ so sang sie lind:
„„Dodo, mein Kind, mein armes Kind!

„„O, könnte dich sehen von seinem Thron
dein Vater!
Wie wär' er stolz auf dich, mein Sohn!
Dein Vater, der dich niemals find't,
Er ist verloren, du armes Kind!““

VI.

In Schrecken ist das Schloß Armor,
in Wahrheit,
Wie nie ein andres Schloß zuvor.
Im Schlosse herrschet Angst und Noth,
Die Schwiegermutter liegt am Tod.

„Ich seh' mir zur Seite geöffnet schon
die Hölle;
O, kommt zu Hülfe mir, mein Sohn!
Ich bin verloren mit Seel' und Leib,
Ich hab' verleumdet euer Weib."

Sie hatte noch nicht geschlossen den Mund,
so wälzte
Sich eine Schlange heraus zur Stund';
Die regte den pfeifenden Stachel schnell,
Erstach die Schwiegermutter zur Stell'.

Ihr Stiefsohn zog vom Schloß alsbald
ins Weite;
Er kam durch Land und Meer gewallt.
Er frug und frug an jedem Thor:
„Habt ihr nicht Kunde von Azenor?"

Er hatte gesucht im Morgenland
Azenor;
Er hatte gesucht am westlichen Strand;
Er hatte gesucht in des Südens Glut
Und suchte nun auf des Nordens Flut.

Er stieg bei der großen Insel ans Land,
da sah er
Ein Knäblein spielen am Meeresstrand.
Viel Muscheln lagen in dem Sand,
Die las das Kind in sein Gewand.

Sein Haar war blond, sein' Augen blau
wie's Meer, blau
Wie Azenors Augen, der armen Frau.
Das Herz des Bretonen zu seufzen begann:
„Wer ist dein Vater, mein Kind? sag' an."

„Ich habe keinen andern Vater mehr,
als Gott nur;
Ich hab' ihn verloren, drei Jahr' ist's her.
Mein Mütterlein weint noch manche Nacht,
Wenn es an meinen Vater gedacht."

„Wer ist dein Mütterlein, liebes Kind,
wo ist sie?"
„Herr! Wäscherin; dort wo die Tücher sind,
Dort wäscht sie, und ihr könnt sie sehn."
„Wir wollen beide zu ihr gehn."

Da nahm er bei der Hand das Kind,
zum Führer,
Sie gingen zum Wäscheplatz geschwind.
Da kochte das Blut in des Sohnes Hand,
Als sie die Hand des Vaters fand.

„Mein liebes kleines Mütterlein,
schau' auf doch!
Ich habe gefunden den Vater mein,
Den Vater, der verloren war;
Gott sei gepriesen immerdar!"

Gott sei gelobet und geliebt
auf ewig,
Der Kindern den Vater wieder gibt.
Sie kehrten froh zur Bretagne zurück:
Gott gebe den Leuten des Meeres Glück!

Der Thurm von Armor.

(Tour ann Arvor.)

Man wird uns hoffentlich zugestehen, daß wir mit Uebersetzung dieses Gedichtes eine der schönsten Legenden auf deutschen Boden übertragen. Dieselbe wird zwar schon von Albertus Magnus mitgetheilt; aber da erscheint sie trocken, reizlos und all der schönen Einzelheiten entkleidet, mit denen der Barde sie ausstattet. Selbst ein Vergleich mit der Genovefa-Legende, mit welcher sie besonders in ihrer Entwicklung so große Aehnlichkeit hat, fällt zu ihrem Vortheile aus. Auch Azenor's Sohn trug, wie Schmerzenreich, einen Namen, der auf sein Schicksal Bezug hatte: Buzok, was so viel heißen will, als der in das Wasser Geworfene. Der Name Azenor bedeutet: „Wiedergefundene Ehre“ — „Wieder-Ehre“. Die Form des Gedichtes, die wir treulich wiedergegeben haben, mit dem zwischen den ersten und zweiten Vers jeder Strophe eingeschalteten ungereimten Fuße, deutet auf ein hohes Alterthum hin. Sie kommt bei allen späteren Gesängen nicht wieder vor; wohl aber ist sie von waleser Barden des sechsten und früherer Jahrhunderte oft gebraucht worden. Auch hält man Azenor für die Tochter König Andren's, der im fünften Jahrhundert lebte.

Zur Erklärung einzelner Stellen fügen wir hinzu, daß „den Mond vor dem Wolf hüten“ so viel sagen wolle,

als: vor die Thür gesetzt sein, die Nacht unter freiem Himmel zubringen, im eigenen Hause nichts bedeuten. Mit der „großen Insel“ ist wohl Britannien, wenn nicht Island, gemeint.

Die Gattin des Kreuzfahrers.

„Wenn ich in den Krieg nun ziehe,
saget mir, wem ich vertrau',
Und in wessen treuer Obhut
lass' ich meine süße Frau?"
„Führet sie zu mir, mein Schwager,
und vertraut sie meiner Hut,
In der Stube meiner Jungfrau'n
wird sie weilen wohl und gut.

„In der Stube meiner Jungfrau'n
oder auch im Ehrensaal,
Wo die Damen sich vereinen,
so zum Lager wie zum Mahl.
Aus derselben Schüssel wird sie
mit den Frau'n die Kost empfahn,
Und am selben Tische soll sie
gerne sitzen oben an."

Herrlich war der Hof von Fauet
anzusehn, von Rittern voll,
Da die Schar der Rothbekreuzten
fort zum heil'gen Lande soll.

Jeder Ritter trug sein Banner,
jeder Ritter hoch zu Roß;
Also kamen sie, den Lehnsherrn
abzuholen aus dem Schloß.

Noch nicht weit war er geritten,
noch nicht von dem Schlosse weit,
Als die Gattin schon erfahren
manchen Schimpf und manches Leid.
„Leget ab hier euer rothes,
leget an ein weiß Gewand,
Geht hinaus, und meine Herde
hütet mir im Haideland.“

„O, vergebt, vergebt, mein Bruder!
was verbrach ich? saget an!
Schafe hüten — all mein Leben
hab' ich solches nicht gethan.“
„Wenn ihr Schafe nie gehütet,
hohe Herrin, mit Vergunst!
Nehmt hier meine lange Lanze,
endlich lernet ihr die Kunst.“

Sieben volle Jahre weint sie,
ihre Thräne rann und rann
Nach den sieben Jahren fing sie
einesmals zu singen an.
Und ein junger Ritter, welcher
eben heimgekehrt vom Heer,
Hörte eine süße Stimme,
von den Bergen klang sie her.

„Halte still, mein kleiner Page!
meines Pferdes Zügel halt',
Eine Silberstimme hör' ich,
die vom Berge niederschallt;
Höre eine süße Stimme,
die von Bergen schallt zu Thal,
Sieben Jahre sind es, seit ich
sie gehört zum letzten Mal.

„— Guten Morgen, junge Bergmaid!
trefflich hast du wohl gespeis't,
Daß so heiter deine süße
Stimme durch die Berge kreis't?"
„O, der Himmel sei gepriesen,
mit der Kost, da hat's nicht Noth!
Eben aß ich hier zu Mittag
einen Bissen trocknes Brod."

„Sag' mir, schönes junges Mädchen,
sage mir, o Hirtin, an,
Ob ich wohl in jenem Schlosse
gute Herberg finden kann?"
„O gewiß, mein edler Ritter!
gutes Lager findet ihr
Für euch selbst und einen guten
Stall für euer schönes Thier.

„Ja, auf einem guten Bett von
Federn ruhet ihr dort aus,
Wie ich selber eines hatte,
als mein Gatte noch im Haus;

Denn nicht in der Hürde schlief ich
damals, Schafe in der Rund',
Und auch nicht aus einem Scherben
aß ich damals mit dem Hund."

„Sage mir, mein Kind, noch dieses,
sag', wohin dein Gatte ging.
Denn ich seh' an deinem Finger
glänzen einen Hochzeitring."
„Edler Herr! fort mit dem Heere
ist mein Mann im heil'gen Zug;
Blond und lang wie eure Locken
sind die Locken, die er trug."

„War sein Haar so blond wie meines,
holdes Mägdlein, schau' mich an,
Denn vielleicht bin ich es selber,
bin ich selbst dein blonder Mann?"
„Ja, ich bin es, eure Dame,
euer Weib, von euch getrennt;
Und ich bin's, die man die Dame
von Fauet im Lande nennt."

„Lasset da nun eure Herde,
denn mich treibt es, und mir bangt,
Und ich hab' nicht eher Ruhe,
bis im Schloß ich angelangt.
— Herzlich grüß' ich euch, mein Bruder,
Gott zum Gruß! und geh's euch gut?
Wie ergeht es meiner Gattin,
die ich ließ in eurer Hut?"

„Immer schön und immer tapfer!
Setzt euch nun in eurem Haus,
Euer Weib ist ausgegangen,
mit den Damen ging sie aus;
Ging nach Kemperle hinüber,
wo just eine Hochzeit ist,
Und ihr werdet sie hier sehen,
wenn sie kommt, in kurzer Frist.“

„Nein, du lügst! wie eine niedre
Bettlerin ins Haideland,
Daß sie dir die Herde hüte,
hast du sie hinaus gesandt.
Und du lügst durch beide Augen!
denn sie stehet an der Thür;
Ja, sie selbst ist's, die da stehet,
und ihr Schluchzen bricht herfür.

„Fort! verkrieche dich mit deiner
Schande, fort! du bist verflucht!
Denn dein Herz ist voll von Bosheit,
deine Seele ist verrucht.
Hätten Vater nicht und Mutter
einst gewohnt an diesem Heerd,
Tauchen in dein Blut, dein falsches,
würd' ich dieses gute Schwert.“

Die Gattin des Kreuzfahrers.

(Greg ar C'hroazour.)

Auch diese Sage findet in der Volkspoesie aller Länder ihre Seitenstücke. Sie gehört, wie die folgende, dem ausgebreiteten Geschlechte der Genovefa-Sagen an.

Zwei Meilen von der kleinen Stadt Kemperle liegt das große Dorf Faouet, dessen alte Herren gleichen Namens einen bedeutenden Platz in der Geschichte der Bretagne einnehmen und den Volksdichtern mehr als einmal Stoff zu Liedern geben. Ein Haupt dieser Familie zog 1096 ins heilige Land. Der eigene Schwager des Kreuzfahrers spielt hier die Rolle des Golo und läßt die ihm anvertraute Gattin, als er sie nicht verführen kann, die Schafe hüten.

Das rothe Kreuz, das nach der Ballade jeder Ritter auf der Schulter trägt, läßt erkennen, daß es der erste Kreuzzug war, mit dem der Herr von Faouet auszog; denn bei den späteren adoptirten die bretonischen Kreuzritter die Farbe ihres Landes, welche Schwarz ist.

Der Pfaffe von Rohan.

I.

Es war ein einziges Töchterlein
Vom Hause Rohan, gar jung und fein.

Sobald sie dreizehn Jahre gezählt,
Hat sie sich einem Mann vermählt;

Da willigt sie ein, nahm einen Gemahl,
Sie hatte unter Baronen die Wahl.

Sie wählte unter den Rittern aus,
Die sie besuchten in ihrem Haus.

Doch es gefiel ihr keiner davon,
Als nur Herr Mahe, der Baron,

Ein mächtiger Mann aus italischem Blut,
Das Schloß von Tronjoli war sein Gut.

Nur der stand ihrem Herzen an,
Er war in Züchten wohlgethan.

In Glück und Freude lebte das Paar
Seit drei und einem halben Jahr.

Da wurde Allen die Botschaft gesandt
Vom Kriegszug in das Morgenland.

„Dieweil ich stamm' aus dem edelsten Blut,
Muß ich der Erste sein an Muth.

„Weil es denn sein muß, so vertrau'
Ich dir, o Vetter, meine Frau.

„Mein Söhnlein auch geb' ich in deine Wacht,
Mein guter Pfaff' hab' ihrer Acht."

Des andern Morgens in stählernem Kleid
Bestieg er sein Roß, zur Abfahrt bereit.

Da stieg die Dame, das Herz so schwer,
Die Treppe hernieder und weinte sehr.

Die gute Dame, das Söhnlein im Arm,
Stieg schluchzend hernieder in großem Harm.

Zu ihrem Gemahle eilte sie,
Umarmte und küßte ihm das Knie.

„Mein lieber Herr! ich fleh' euch sehr,
Um Gott, verlaßt mich nimmermehr!"

Der Herr gerührt sich zu ihr wandt',
Er neigte sich und gab ihr die Hand.

In Armen hob er sie von der Erd'
Und setzte sie vor sich auf das Pferd.

Er setzte sie auf das Pferd vor sich
Und küßte sie gar inniglich.

„Mein liebes Hannchen, weine nicht mehr,
In einem Jahr ich wiederkehr'."

Dann nahm er mit beiden Händen lind
Vom Schooße der Mutter sein liebes Kind.

In Armen hielt er sein Kindlein traut,
Gar liebevoll hat er's angeschaut.

„Mein Söhnlein! wenn du groß bist, gelt!
Dann ziehst du mit deinem Vater ins Feld?"

Und als er ritt zum Hof hinaus,
Da schrie und weinte das ganze Haus.

Und Alles weinte, Groß und Klein,
Der Pfaffe nur ließ das Weinen sein.

II.

Der schlimme Pfaffe sprach einmal
Zur jungen Dame des Morgens im Saal:

„Da wäre nun vorüber das Jahr
Und auch der Krieg, das ist mir klar.

„Der Krieg der ist nun lange aus,
Und er kommt nicht zurück nach Haus.

„So sagt mir, Schwester, Dame mein,
Wie mag's euch wohl zu Herzen sein?

„Sagt, leben als Witwen in heutiger Zeit
Die Weiber, die einen Mann gefreit?"

„Elender Pfaffe, halte den Mund!
Dein Herz ist schlecht bis auf den Grund.

„Wär' mein geliebter Herre hier,
Entzwei bräch' er die Glieder dir."

Als dies der schlimme Pfaffe vernahm,
Er heimlich in den Hundsstall kam.

Dann packte er des Herren Hund,
Schnitt ihm die Gurgel ab zur Stund'.

Und als der Hund getödtet war,
Schrieb er mit seinem Blute klar.

Ein Brieflein schrieb er an den Herrn
Und schickte das zum Heere fern.

In dieses Brieflein setzte er:
„Herr! eure Frau, die trauert sehr.

„Das gute Weib sitzt traurig da,
Ob eines Unglücks, das geschah.

„Sie wollte jagen die Hindin im Lauf,
Da ging euer falber Windhund drauf."

Und als der Baron den Brief gesehn,
So ließ er zurück die Antwort gehn:

„Sie soll nicht trauern, sagt meinem Weib,
Dieweil uns ja Geld genug verbleib';

„Und starb mein Windhund falb und fromm,
Ich kauf' einen andern, wenn ich komm'.

„Doch daß sie zu oft 'nicht jagen soll,
Die Jäger sind loser Streiche voll."

III.

Der schlimme Pfaffe zum zweiten Mal
Kam zu der Dame in den Saal:

„Habt, Dame, doch eurer Schönheit Acht,
Nicht gut ist, weinen Tag und Nacht."

„Weiß nicht, zu was mir die Schönheit frommt,
Wenn mein Gemahl nicht zurücke kommt."

„Weil euer Gemahl nicht kommt zur Zeit,
So ist er todt, oder hat er gefreit.

„Im Morgenland ist manch Mägdlein jung,
Die Schönheit hat und Geld genung.

„Im Morgenland ist ein Kampf voll Wuth,
Da liegt, ach! Mancher in seinem Blut.

„Verwünschet ihn, wenn er wieder gefreit,
Und wenn er todt ist, vergeßt ihn bei Zeit."

„Und nahm er ein Weib, so sterb' ich zur Frist,
Ich sterbe, wenn er gestorben ist."

„Der, weil er den Kastenschlüssel verlor,
Den Kasten ins Feuer würf, wär' ein Thor.

„Ein neuer Schlüssel ist fürwahr
Oft besser, als der alte war."

„Elender Pfaffe! weich von mir weit,
Dein' Zungen ist faul von Schamlosigkeit."

Als dies der schlimme Pfaffe vernahm,
Er eilig zu dem Pferdstall kam,

Da er des Herren Reitpferd fand,
Das schönste Pferd im ganzen Land.

Das hatte nie andres Futter geschaut,
Als grünes Korn und frisches Kraut.

Der Pfaffe sah es an mit Lust
Und stieß ihm das Messer in die Brust.

Als er gefällt das gute Pferd,
Da schrieb er an den Ritter werth:

„Ein neues Unglück kehrte hier ein,
Herr Ritter! ihr müßt nicht böse sein.

„Zwei Beine brach euer gutes Pferd,
Nachts, als es vom Fest nach Hause gekehrt."

Antwortet der Herr zurück ins Schloß:
„Ist's möglich, daß todt mein gutes Roß?

„Mein Windhund krepirt und todt mein Pferd,
So rathet ihr doch, mein Vetter werth!

„Doch daß ihr der Dame nicht Kummer macht,
Nur gehe sie nicht mehr zu Festen bei Nacht.

„Da gehn nicht nur Pferdebeine zu Grund,
Da wird gebrochen gar mancher Bund."

IV.

Der schlimme Pfaffe zum dritten Mal
Sprach zu der Dame also im Saal:

„Ihr werdet mir, Dame, zu Willen sein,
Sonst büßt ihr euer Leben ein.“

„Ich leide tausendmal lieber den Tod,
Als daß ich freyle gen Gottes Gebot.“

Der schamlose Pfaff', als er dieses vernahm,
Vor Wuth nicht zu sich selber kam.

Er nestelt' vom Gurt das Messer scharf,
Das er nach dem Haupt der Dame warf.

Ihr weißer Engel wandt' ab den Stoß,
Daß in die Mauer das Waffen schoß.

Und schnell das arme Weib entwich
Und schloß die Thüre hinter sich.

Er steckte den Dolch zurück in den Bund,
Ingrimmig wie ein wüthender Hund.

Er sprang die Stufen zu zwei und zwei,
Er sprang die Stufen zu drei und drei.

Und in die Stube der Amme lief,
Da lag das Kind im Bett und schlief.

Da war das Kindlein seelenallein,
Zum Bett heraus sein Aermchen klein.

Das eine Aermchen hing unbedeckt,
Das andere unter dem Köpflein versteckt.

Bloß war sein Herzlein weiß und warm —
Ach! du wirst weinen, Mutter arm!

Der Pfaff hinauf die Treppe lief,
Er schrieb in Schwarz und Roth einen Brief.

Er schrieb dem Ritter unverweilt:
„Nach Hause kehret, eilet, eilt!

„Euer Hund ist todt, euer weißes Pferd,
Doch das ist nicht, was zumeist euch beschwert.

„Das ist nicht eure größte Noth:
Ach! euer kleines Kind ist todt!

„Das große Schwein hat's aufgezehrt,
Dieweil euer Weib zum Tanze fährt.

„Derweil mit dem Buhlen, dem Müller, sie tanzt,
Der auf dem Schloß einen Rosenbaum pflanzt."

V.

Als diesen Brief erhielt der Baron,
Kam er zurück vom Kampfe schon.

Er kam zurück zum Lande schon
Bei der Trompeten lustigem Ton.

Je weiter und weiter er las im Brief,
Je mehr der Zorn ihn überlief.

Und als er gelesen bis zum Rand,
Zerknittert' den Brief er in der Hand,

Zerriß ihn mit den Zähnen scharf
Und unter die Hufe des Pferdes warf.

„Knapp! spute dich heim und spute dich mehr,
Sonst jag' ich dir durch den Leib meinen Speer!"

Er ritt zum Schlosse, er stand davor,
Er that drei Schläge an das Thor.

Drei Schläge that er mit solchem Ton,
Daß alle Welt erzittert' davon.

Und als der Pfaff die drei Schläge vernahm,
Er eilig mit den Schlüsseln kam.

„Verfluchter Pfaffe! wie? sag an!
Wen habe ich in deine Hut gethan?"

Und stieß den Speer im Augenblick
Ihm in den Mund und durchs Genick.

Und stieg die Treppe und sprang hinauf
Zur Kammer der Dame in einem Lauf.

Und eh' sie sagen konnt' ein Wort,
Durchbohrt er sie mit dem Schwert sofort.

VI.

„Herr Pfarrer! sagt mir, was ist geschehn,
Was habt ihr auf dem Schlosse gesehn?"

„Ich habe dort gesehn ein Weh,
Wie keines war auf Erden je.

Ein frommes Weib, die sah ich todt,
Den Mörder aus Reue in Todesnoth.“

„Herr Pfarrer! sagt mir, was ist geschehn,
Was habt ihr auf dem Kreuzweg gesehn?“

„Ich sah ein ausgegrabnes Aas,
Ein Raub den Hunden, den Raben ein Fraß.“

„Und auf dem Kirchhof, was habt ihr gesehn,
Wenn Nachts der Mond und die Stern' aufgehn?“

„Eine weiße Dame gesehen hab',
Die saß auf einem frischen Grab.

„Auf ihrem Schooß ein Kindlein war,
Ihr Herz durchstochen ganz und gar.

„Zu ihrer Rechten ein falber Hund,
Ein weißes Pferd zur Linken stund.

„Dem ersten klaffte die Gurgel weit,
Die Brust durchstoßen stand das zweit'.

„Sie haben die Köpfe nach ihr gestreckt,
Und ihre zarten Hände geleckt.

„Die weiße Dame voll Freundlichkeit
Hat sie gestreichelt allebeid'.

„Als wär' es eifersüchtig, das Kind
Liebkos'te seine Mutter lind;

„Bis daß der Mond und die Sterne vergehn,
Dann hab' ich weiter nichts mehr gesehn.

„Doch singen hört' ich die Nachtigall
Das Lied von Eden mit süßem Schall."

Der Pfaffe von Rohan.

(Kloarek Rohan.)

Noch mehr als die vorhergehende hat diese Ballade Aehnlichkeit mit der Genovefa. Der Pfaffe von Rohan ist der Golo in der Kutte. Abweichend ist hier nur das tragische Ende, und eigenthümlich ist die Geistererscheinung am Schluß, in der alle Gemordeten noch einmal auftreten.

Die Geschichte erwähnt der Heirath Johanna's von Rohan, Tochter Alain's des Sechsten, Vicomte de Rohan, mit Mathieu von Bauvau, Sohn Réné's, Connetable's von Neapel im Jahr 1236. Das Volkslied übersetzt Mathieu von Bauvau ins Bretonische, Mahe von Traonioli oder Tronjoli. Von der traurigen Katastrophe erzählt die Geschichte nichts, aber die Daten, welche sie gibt, stimmen mit den Angaben des Volksliedes vollkommen. Nach letzterem zieht der Ritter drei Jahre nach seiner Hochzeit ins Morgenland, und die Geschichte meldet in der That, daß im Jahre 1239 der Herzog Pierre Mauclerc, von einer großen Zahl bretonischer Edler begleitet, einen Kreuzzug unternahm. Die Ballade läßt den Ritter nach einem Jahre zurückkehren, und auch hier in Uebereinstimmung mit der Geschichte, nach welcher im Anfange des Jahres 1241 ein Waffenstillstand mit den Sarazenen geschlossen wird und die meisten Kreuzfahrer sich in Joppe einschiffen, um nach Europa zurückzukehren. In

demselben Jahre wird Mathieu von Bauvau vor den Bischof von Nantes gerufen, um eine Missethat zu sühnen, welche er begangen hatte und die nicht näher bezeichnet wird. Bei der genauen Uebereinstimmung aller übrigen geschichtlichen Zahlen darf man annehmen, daß es die Ermordung des Pfaffen und der unschuldigen Frau war, von der hier die Rede ist.

Der Hochzeitgürtel.

I.

„Seit gestern Bräutigam, und heute ruft mich schon
Hinweg zum Heeresbann der Bote vom Baron,
Und morgen muß ich fort mit Nick und seinem Heer
Zu der Bretonschlacht weit über das große Meer.

„Komm, Knappe! komm geschwind wohl über die grüne Haid',
Ich muß zu meinem Lieb noch heute, eh' ich scheid';
Ich muß zu meinem Lieb und sagen ihr Ade,
Sonst springt mein Herz entzwei in meiner Brust vor Weh."

Je näher daß er kam, je lauter schlug sein Herz,
Und als er trat ins Haus, er zitterte vor Schmerz.
„Kommt näher, lieber Herr! setzt euch auf diese Bank
Ans Feuer her, ich will euch holen Speis' und Trank."

„Dank, alte Base, Dank; ich mag nicht Brod noch Wein,
Und sprechen will ich nur mit eurem Töchterlein."
Als das die Alte hört', da zog sie aus die Schuh'
Und schlich in Strümpfen leis dem Bett der Tochter zu.

Dann stieg sie auf die Bank am Bett, und über den Rand
Beugt sie das Antlitz vor und nahm sie bei der Hand:
„Wach' auf, Loida, wach' auf! Steh auf, steh auf, geschwind!
Dein Liebster harret dein, komm, sprich mit ihm, mein Kind!“

Bei diesen Worten schnell die Maid vom Lager sprang,
Daß um den weißen Hals das schwarze Haar sich schwang.
„Um Gott! mein süßes Lieb! ich muß wohl über die See,
Ich muß dich lassen nun, und muß dir sagen Ade!

„Muß mit dem Heere, das die Engelländer schlägt,
Gott weiß, wie schwer mein Herz an seinem Kummer trägt.“
„Ums Himmels willen bleib, ich lass' dich nimmermehr!
Der Wind ist änderlich, mein Lieb, und falsch das Meer.

„Ach! wenn dich Leid beträf', was würde dann aus mir?
Mein Herz zerspränge schon aus Ungeduld nach dir.
Ich ging von Haus zu Haus entlang den Meeresstrand:
Ihr Schiffer! hat mein Lieb mir meinen Gruß gesandt?“

Es weint die junge Maid. Er sprach: „O, tröste dich,
Sei still, Loida, sei still! und weine nicht um mich.
Einen Gürtel bring' ich dir, zur Hochzeit bring' ich ihn,
Einen Gürtel purpurroth, der funkelt von Rubin.“

Der Ritter saß am Heerd, die Maid auf seinen Knie'n,
Das Antlitz vorgebeugt, hielt sie umschlungen ihn,
Mit Armen um den Hals, und weint' und weinte still
Bis an den Morgen, der vom Lieb sie trennen will.

Und als der Morgen kam, der Ritter zu ihr sprach:
Schon hat der Hahn gekräht, bald kommt die Sonne nach."
„Unmöglich, süßes Lieb! du hast es nur gemeint,
Das ist das Mondenlicht, was über die Berge scheint."

„Nein, liebe Maid, o nein! das ist der Sonnenschein,
Was durch die Spalten bricht, es muß geschieden sein."
Er ging; auf seinem Weg die Elstern riefen: „Bleib!
Das Meer, das Meer ist falsch, doch falscher noch das Weib."

II.

Im Herbst am Tag Johann, da sprach die junge Maid:
„Ich sah im fernen Meer, ich sah zu meinem Leid
Vom Gipfel des Gebirgs ein Kriegsschiff in Gefahr,
Und aufrecht auf dem Deck den, dessen Lieb ich war.

„Er hielt ein scharfes Schwert und stand in Kampfeswuth,
Die Todten lagen rings, sein Hemd war roth von Blut.
O weh! mein armer Freund! todt! todt!" so rief sie laut,
Und um die Weihnachtzeit, da war sie wieder Braut.

Indessen kam ins Land die Mähr von Sieg und Glück:
Der Krieg, der Krieg ist aus, der Ritter ist zurück.
Der Ritter ist zurück und frohgemuth sein Herz,
Er kommt heut Nacht zum Lieb, das er verließ in Schmerz.

Sobald er näher kam, vernahm er Spiel und Tanz,
Und sah das Haus erhellt von reichem Lichterglanz:
„Ihr lustigen Bettelleut', die ihr das Land durchzieht,
Sagt, was ist dort im Haus, was hör' ich für ein Lied?"

„Das sind die Spielleut', Herr! sie spielen zu zwei und zwei,
Die Hochzeitsuppe, seht, kommt eben ans Thor herbei.
Das sind die Spielleut', Herr! sie spielen zu drei'n und drei'n,
Die Hochzeitsuppe, seht, geht eben zum Haus hinein."

III.

Als alle Bettelleut' zu Tische sich gesetzt,
Die man zur Hochzeit lud, kam Einer noch zuletzt.
„Find' ich wohl Labung hier und eine Lagerstatt?
Ich bin ein armer Mann, der keine Herberg hat."

„Wohl! guter armer Mann, ihr sollt geherbergt sein
Und setzen euch zu Tisch und nehmen Speis' und Wein.
Kommt zu den Andern all, sie sitzen schon zu Hauf',
Ich und mein Ehgemahl, wir warten euch selber auf."

Und bei dem ersten Tanz frug ihn die Braut so hold:
„Was fehlt euch, armer Mann, daß ihr nicht tanzen wollt?"
„Nichts, werthe Dame, nichts! ich schau' dem Tanze zu,
Weil ich noch müde bin vom Weg und gerne ruh'."

Und bei dem zweiten Tanz die Braut frug abermal:
„Seid ihr noch immer müd, daß ihr nicht tanzt im Saal?"
„Ja, werthe Frau, ich bin noch immer müd so sehr,
Denn auf dem Herzen trag' ich eine Last gar schwer."

Und bei dem dritten Tanz sie lud ihn freundlich ein,
Und sprach mit Lächeln: „Kommt! ihr sollt mein Tänzer sein."
„Die Ehr' ist allzu groß, doch nehm' ich dankbar an,
Was, ob er's nicht verdien', kein Mensch verweigern kann."

Und als er mit ihr tanzt, er neigt sich zu ihr vor,
Mit bleichem Lächeln sagt er flüsternd ihr ins Ohr:
„Wo ist der Ring von Gold, den ich euch gab einmal,
Ein Jahr ist's, Tag für Tag, in diesem selben Saal?"

Sie faltete die Händ': „O Gott! du weißt's allein:
Ich lebte sorgenlos, ich dachte frei zu sein,
Nun hab' ich zwei Gemahl seit seiner Wiederkehr!"
„Du dachtest schlimm, mein Kind, und hast nun keinen mehr!"

Da zog er einen Dolch, versteckt in seinem Kleid,
Und stieß ihn mit Gewalt ins Herz der armen Maid,
Daß sie darniedersank auf ihre beiden Knie':
„O Gott!" rief sie: „O Gott!" Ihr Antlitz neigte sie.

IV.

Im Kloster zu Daulaz ist ein Marienbild,
Das einen Gürtel trägt, draus rothes Feuer quillt.
Wer übers Meer gebracht den Gürtel von Rubin?
Der Mönch, der vor dem Bild liegt büßend auf den Knie'n.

Der Hochzeitgürtel.

(Senzen eured.)

Die historische Basis dieses Gedichtes ist der Heereszug, den der Marschall der Bretagne, Johann von Nick, oder Rieux, wie ihn die Franzosen nennen, anführte, um dem Owen Glendowr nach England zu Hülfe zu kommen. Letzterer, ein Abkömmling der alten Bretonen-Häuptlinge, lebte am Hofe Heinrich's des Vierten, Königs von England. Eine dem Könige zugefügte Beleidigung nöthigte ihn, aus London zu fliehen. In Folge dessen stellte er sich an die Spitze seiner Stammgenossen von Wales, in einem erst vor Kurzem von England eroberten Theile des Landes. Sobald Owen das alte Panier der Kymrys aufgepflanzt hatte, fielen ihm die angesehensten Männer der Grafschaft zu, unter Anderen mehrere Glieder der mächtigen Familie Ab-Tudowr oder Sohn von Tudowr, deren Abkömmlinge später den englischen Thron bestiegen. Von dem Lärm dieser nationalen Bewegung erwachen die zerstreuten Ueberreste der wales'schen Barden und verkündigen Owen Glendowr als denjenigen, welcher die alten Prophezeiungen erfüllen und den Kindern von Kymrys die Krone Britanniens zurückbringen werde. Mehrere der Barden-Gedichte aus dieser Zeit sind noch erhalten. Sie machten damals eine solche Wirkung, daß Owen Glendowr als Fürst des ganzen wales'schen Landes feierlich proclamirt wurde. Heinrich der Vierte befahl allen seinen

getreuen Unterthanen aus dem Lande Wales, Walesern, Normannen, Flamändern und Engländern, sich gegen den des Hochverrathes schuldigen Owen zu waffnen.

Die ersten Gefechte waren den Aufständischen günstig, bis König Heinrich in eigener Person und mit bedeutender Macht gegen sie anrückte und sie zum Zurückweichen zwang. Doch kaum hatte der König den Fuß auf wales'schen Boden gesetzt, als unaufhörliche Regengüsse die Wege bodenlos machten und die Flüsse anschwellten. Monate lang mußte er deßhalb in ungesunder Gegend mit seinem Heere unthätig liegen bleiben. Seine Soldaten hatten Muße genug, sich ihren Gedanken zu überlassen und sich mit Entsetzen der alten Volkssagen über die Zauberei der Waleser zu erinnern. Sie schrieben das fortwährende schlechte Wetter den übernatürlichen Kräften Owen Glendowr's zu und verweigerten, von panischem Schrecken ergriffen, weiter gegen ihn vorzurücken. Diese Meinung verbreitete sich in England um so leichter, als es unter dem englisch-normannischen Adel Unzufriedene gab, die den König Heinrich entthronen wollten, und an deren Spitze sich Percy, Sohn des Grafen von Northumberland (der „Heißsporn"), mit seinem Bruder, dem Grafen von Worcester, befand. Diese unterhielten Einverständnisse mit dem neuen Fürsten von Wales. Aber ihre Niederlage in der Schlacht von Shrewsbury nöthigte die aufständischen Waleser, sich auf ihre eigene Macht und auf den Beistand des Königs von Frankreich zu verlassen. Dieser König, der später wahnsinnig gewordene Karl der Sechste, machte, seinen und den Versprechungen seiner Vorgänger zufolge, einen Vertrag mit Owen gegen Heinrich von England.

So kam es, daß 1405 eine ziemlich bedeutende französische Flotte unter dem Befehle des Johann von Rieux von Brest absegelte. Sie hatte sechshundert Gerüstete und achtzehnhundert Leichtbewaffnete an Bord, worunter sich

auch der Held unseres Gedichtes befand. Die Bretonen hatten die Unterstützung ihrer Stammgenossen über dem Meere zur Nationalsache gemacht. Rieux landete in Milford in der Grafschaft Pembrok, nahm diese, so wie die Stadt Haverford, zog gen Osten und vereinigte sich in der ersten rein wales'schen Stadt mit zehntausend Aufständischen. Sie zogen auf der Straße nach Worcester vorwärts und zerstörten unterwegs die Schlösser der englisch-normännischen Barone. Einige Meilen vor Worcester stießen sie auf ein englisches Heer, das, statt eine Schlacht anzubieten, einen Hügel besetzte. Die französisch-wales'sche Streitmacht that dasselbe, und so blieben die beiden Heere acht Tage lang einander gegenüber liegen, ohne daß es zu etwas Anderem, als kleinen Scharmützeln kam. Die französischen Kriegsleute, mißstimmt durch den Mangel an Lebensmitteln, ungeduldig, sich mit ihren vielen Pferden, Knappen und Bagagen in einem bergigen und armen Lande herumzuschleppen, ohne Aussicht auf glänzende Waffenthaten, langweilten sich und überließen den Walesern den Kampf mit ihren National-Feinden, indem sie Wales aufs Neue durchzogen, sich wieder einschifften und in Saint-Pol-de-Léon in der Bretagne landeten. Sie rühmten sich, einen Zug, den noch kein König von Frankreich gewagt, unternommen und dem Könige von England mehr als sechszig Meilen Landes verheert zu haben.

Die aufständischen Waleser wurden, nachdem sie zum ersten Male durch den Prinzen Heinrich, Sohn Heinrich's des Vierten, 1407 geschlagen waren und nach einem zehnjährigen Kampfe wieder vollständig unterjocht. Owen Glendowr, der letzte Fürst von Wales durch Volkswahl, überlebte den Untergang seiner Partei und starb in der Verborgenheit.

Die Ballade selbst, reich an reizenden, aus der unmittelbaren Anschauung genommenen Zügen, erinnert an

so manches Volkslied anderer Völker von gerächtem Liebesverrath, und beim Abschied, wo „der Tag durch die Spalten bricht“, an die schönen Tages- und Wächterlieder, die Shakspeare in „Romeo und Julie“ benutzt hat. Was die Hochzeit-Gebräuche betrifft, deren Kenntniß zum Verständniß der Ballade nothwendig ist, und die noch heute in der Bretagne dieselben sind, wie im fünfzehnten Jahrhunderte, so verweisen wir auf die Festlieder und die dort mitgetheilten Notizen.

Der Milchbruder.

I.

Das schönste Mägdlein von Adel
im Lande weit und breit,
Das war Gwennolaik,
die achtzehnjährige Maid.

Der alte Herr war gestorben
und Mutter und Schwesterlein,
Todt waren die Ihren alle,
die Stiefmutter lebte allein.

Es war ein Jammer, zu sehen,
wie sie weinte Blut
Auf des Gehöftes Schwelle,
sie, so schön und gut!

Wie nach des Milchbruders Schiffe
sie schaute ins Meer hinaus,
Ihr einziger Trost auf Erden
blieb so lange aus;

Wie nach des Milchbruders Schiffe
sie Blicke hinaus gesandt;
Sechs Jahre waren verflossen,
seit er verlassen das Land.

„Fort! geht mir aus dem Wege,
die Thiere zur Weide treibt!
Ich geb' euch nicht zu essen,
daß ihr hier sitzen bleibt.“

Sie rief sie zwei, drei Stunden
vor Tag zum Bett heraus
Im Winter, um Feuer zu zünden
und um zu kehren das Haus;

Damit sie vom Brunnen der Zwerge
Wasser nach Hause trug
In einem gespaltenen Eimer
und einem gesprungenen Krug.

Die Nacht war schwarz; das Wasser
getrübt von einem Pferd,
Vom Pferde eines Ritters,
der heim von Nantes kehrt.

„Gott grüß' euch, junges Mägdlein!
und ob ihr Braut seid, sagt.“
„Und ich, ich dumme Kleine:
da bin ich überfragt.“

„Seid ihr schon Braut? ich bitt' euch,
daß ihr mir das vertraut.“
„Mit eurer Gunst, Herr Ritter,
ich bin noch keine Braut.“

„So nehmt den Ring von Golde,
und daß euch ein Ritter freit,
Sagt eurer Mutter, von Nantes
kommt er in kurzer Zeit.

„Dort war ein großes Schlagen,
sein Knappe liegt todtenbleich,
Ihn selber in die Seite
traf ein Schwertesstreich.

„Drei Wochen und drei Tage,
dann wird er genesen sein,
Dann zieht er, euch zu holen,
im Hofe fröhlich ein.“

Sie lief alsbald nach Hause,
beschaute ihren Ring;
Es war des Milchbruders Ringlein,
das ihr am Finger hing.

II.

Und eine, zwei, drei Wochen
waren verflossen schnell,
Und der junge Ritter
war noch nicht zur Stell'.

„Du mußt dich nun vermählen,
ich denke lang' daran,
Ich fand dir, meine Tochter,
einen rechten Mann.“

„Mit Vergunst, Frau Mutter!
ich will kein'n andern Mann
Als nur meinen Milchbruder,
er kam im Lande an.

„Er hat mir meinen Brautring
gegeben und sein Wort,
Er wird bald fröhlich kommen,
dann zieh' ich mit ihm fort.“

„Schweigt still mit eurem Brautring,
wenn's euch gefällig wär',
Sonst nehm' ich einen Stecken,
daß der euch sprechen lehr'.

„Und mag's euch nun gefällig
oder unlieb sein,
Ihr werdet Jobik-Al-loadek,
unsern Stallknecht, frei'n.“

„Den Jobik frei'n! o Schrecken!
da laßt mich sterben erst.
O Mutter! arme Mutter!
wenn du am Leben wär'st!“

„Geht in den Hof und jammert
und stellt euch, wie ihr wollt,
Ihr wißt nun, daß in drei Tagen
ihr euch vermählen sollt.“

III.

In diesen Tagen durchwandert
der Todtengräber das Land,
Er bringet Todesbotschaft,
das Glöcklein in der Hand:

„Nun betet für die Seele,
die einst des Ritters war,
Er war, so lang' er lebte,
Von allen Fehlen bar.

„Ein Schwerthieb in die Seite
hat ihn ums Leben gebracht,
Dort unten jenseit Nantes
in einer großen Schlacht.

„Und morgen, wenn sinkt die Sonne,
beginnt die Todtenwacht,
Dann aus der weißen Kirche
Wird er ins Grab gebracht.“

IV.

„Du kehrst sehr früh zurücke.“
„Sehr früh, ich bekenn' es frei.“
„Doch dauert ja das Fest noch
und ist nicht der Abend vorbei?“

„Ich kann ihren Schmerz nicht schauen,
und der Kuhhirt dort,
Der bei ihr sitzt, mit Grauen
Jagt mich der Alte fort.

„Arg weinte das arme Mägdlein,
und mit ihr die ganze Schar,
Es weinten alle Leute,
es weinte der Pfarrer sogar.

„Sie weinten noch heute Morgen
alle in Kirch' und Haus,
Jung und Alt, ich nehme
nur die Stiefmutter aus.

„Je mehr die Glocken geläutet,
als man vom Schlosse kam,
Je mehr sprach man ihr Trost ein,
je mächtiger ward ihr Gram.

„Man hat sie zu Tische geführet
und obenan gesetzt,
Es hat sie kein Tröpflein Wasser,
kein Bissen Brod geletzt.

„Sie wollten sie entkleiden,
da man zu Bette ging,
Den Hochzeitgürtel zerriß sie,
Hinwarf sie ihren Ring.

„Sie ist aus dem Haus entsprungen,
die Haare flogen im Wind,
Und wo sie sich verborgen,
das weiß kein Menschenkind.“

V.

Die Lichter im Schloß sind erloschen,
Und Alles schläft und ruht,
Das arme Mägdlein wachet,
verzehrt von Liebesglut.

„Wer ist da?“ — „Ich bin's, Nola!
ich, dein Milchbrüderlein!“
„Bist du es wirklich, mein Bruder,
und kann es möglich sein?“

Sie ging hinaus und schwang sich
dem weißen Pferd auf den Bug,
Sie schlang um ihn die Arme,
Sie ritten fort im Flug.

„Wie reiten wir schnell, mein Bruder!
schon hundert Meilen gar.
Mir ist in deinen Armen
so wohl, wie mir niemals war.

„Ist weit noch das Haus deiner Mutter?
ich kehrte nun ein so gern!“
„Mein Schwesterlein, halt dich nur feste,
's ist nicht mehr allzu fern.“

Heulend flog die Eule,
wo sie vorübergesaus't,
Heulend das Wild des Forstes,
wo sie vorübergebraus't.

„Wie flink und rasch ist dein Rößlein,
wie glänzend die Waffen dir stehn!
Du bist auch gewachsen, mein Bruder,
seit wir uns nicht gesehn.

„Du bist so schön und prächtig,
ist's weit noch in dein Schloß?"
„Mein Schwesterlein, 's ist nicht ferne,
halt' dich nur fest auf dem Roß."

„Dein Herz ist zu Eis gefroren
und feucht und naß dein Haar;
Starr sind dir Herz und Hände,
mir bangt, du frierst, fürwahr!"

„Mein Schwesterlein, halt' dich nur feste,
nun sind wir schon ganz nah;
Hörst du die schrillenden Weisen?
die Hochzeit-Spielleut' sind da."

Und wie er es gesprochen,
da machte sein Rößlein Halt,
Es schauerte und es bebte
und wieherte mit Gewalt.

Sie hielten auf einem Eiland,
ein Tanz war an dem Strand,
Knaben und Mägdlein hielten
im Reigen sich an der Hand.

Sie tanzten um grüne Bäume,
viel Aepfel waren darauf,
Und hinter den hohen Bergen
ging die Sonne auf.

Dort floß ein klares Brünnlein,
das war von den Seelen umschwebt,
Und wie sie daraus getrunken,
haben sie wieder gelebt.

Dort war auch Nola's Mutter
und ihre Schwestern zwei,
Und Alles war lauter Wonne,
Gesang und Freudenschrei.

VI.

Am Morgen bei Sonnenscheine
da trugen die Jungfrau'n hinab,
Gwennola's Leiche, die reine,
von der weißen Kirche ins Grab.

Der Milchbruder.

(Ar breur mager.)

Die Milchbrüder kommen häufig in den bretonischen Liedern vor, und bei den Celten Irlands ist noch heute die Milchbruderschaft das innigste Band, das zwei Menschen vereinigen kann. In der Revolution der „United Irishmen“ zu Ende des vorigen Jahrhunderts opferte sich in der Grafschaft Wicklow ein Milchbruder für den anderen auf das heldenmüthigste auf. Er hieß Michel Tighe von Roundwood, wo ihm der gerettete Milchbruder ein Denkmal errichtet hat. Diese Geschichte ist sehr populär in Irland. Auch in unserer Ballade „Der Vasall des du Guesclin“ ist der Pförtner, welcher das Thor des Schlosses von Mael öffnet, der Milchbruder des Mädchens, welches den Ritter Pontorson rettet. — Die Erbin von Koadelan pflückt Blumen für ihren Milchbruder, als sie La Fontenelle entführt; und wenn die celtischen Gebräuche der Bretagne in dieser Beziehung etwas französischer geworden sind, so blieb wenigstens die Ballade „Der Milchbruder“ eine der populärsten im Lande.

Diese Ballade erinnert lebhaft an viele ähnliche anderer Völker. Außer einer serbischen und dänischen Sage desselben Inhalts existirt noch eine neugriechische; und die deutsche ist durch die Bearbeitung Bürgers weltbekannt geworden. Die neugriechische endet wie die Bürger'sche mit einer Katastrophe, welche die Helden des Gedichtes

verschlingt. Die bretonische Ballade ist in dieser Beziehung poetischer. Denn es ist keine Frage, daß die „Lenore“, trotz aller Schönheiten in der Ausführung, der Anlage nach verfehlt ist. Die gewaltige Leidenschaft, welche Todte aus den Gräbern jagt und Lebende zur Verzweiflung treibt, wird zu einem „Hadern mit Gottes Vorsehung“ und zu einer Bestrafung dieser „Vermessenheit“. So hebt Bürger die Berechtigung der Leidenschaft, für deren Anerkennung der wackere Kämpe in Gedicht und Leben gestritten hatte, durch das mittelalterlich-christliche Ende wieder auf. In unserer Ballade reiten die beiden Liebenden direct ins Elysium des bretonischen Volksglaubens, das jenseit des Meeres auf einer der britannischen Inseln liegt. Die gallischen, ganz den celtischen ähnlichen Traditionen nennen dieselbe die Insel von Avalon, oder: Insel der Aepfel. Dorthin wird auch der in der Schlacht von Camlann tödlich verwundete Held Arthur von den Barden Merlin und Taliesin geleitet. Der Fährmann der Seelen, Barinte, fährt sie hinüber.

Um auf die Insel der Seligen gelangen zu können, muß der Leiche die ehrende Todtenfeier zu Theil geworden sein; sonst irrt sie auf dem diesseitigen Ufer so lange, bis ein Priester die Gebeine weiht und beerdigt. Dieser Glaube ist noch heute so lebendig in der Bretagne, wie im Mittelalter, und die Todtenweihe wird deßhalb mit der alten Feierlichkeit abgehalten. Man verbrennt den Strohsack des Verstorbenen; man leert die Milch- und Wasserkrüge in seinem Hause, damit die Seele nicht darin ertrinke. Man stellt den Todten, von Kopf zu Fuß in ein großes Leintuch gehüllt, unter einem Leichenzelte aus, den Kopf nach Morgen gerichtet. Zu seinen Füßen steht ein Weihkessel und auf beiden Seiten zwei gelbe Wachskerzen. Der Todtengräber oder Küster geht mit einer Glocke von Dorf zu Dorf und ladet die Bewohner zur Todtenwache

ein. Nach Sonnen-Untergang strömt es von allen Seiten in das Trauerhaus. Nachdem die Gebete gesprochen und die Cantiken gesungen sind, setzt man sich um Mitternacht in einem anderen Zimmer zum „Mahle der Seelen". Hier, wie bei der Hochzeittafel, hat der Arme seinen Platz neben dem Reichen. Bei Tagesanbruch wird der Todte in Gegenwart des Geistlichen und aller Familienglieder in den Sarg gelegt, und der Trauerzug bewegt sich zur Kirche. Nach der kirchlichen Feier geht die Beerdigung vor sich, welcher alle Familienglieder beiwohnen. Auch bei den Celten in England wird die Todtenwache noch dem alten Gebrauche gemäß gefeiert.

Der Baron von Jaunioz.

I.

Als ich am Flusse war und wusch,
Da seufzte das Todtenhuhn im Busch:

„Du gute Tinaik! und weißt du schon,
Du bist verkauft an Jaunioz, den Baron.“

„Ist wahr, was ich hörte, mein Mütterlein,
Soll ich verkauft dem Herrn Jaunioz sein?“

„Ich weiß es nicht, mein armes Kind,
Geh, frage deinen Vater geschwind.“

„Sagt mir, ist es wahr, mein Väterlein,
Soll ich verkauft dem Herrn Jaunioz sein?“

„Ich weiß es nicht, mein liebes Kind,
Geh, frage deinen Bruder geschwind.“

„Das sag' mir, Lannik, Bruder mein,
Soll ich verkauft dem Herrn Jaunioz sein?“

„Ja! du bist verkauft an den Baron,
Du mußt von dannen, und heute schon.

„Du mußt von dannen, und ohne Verzug!
Er hat für dich bezahlt genug.

„Wohl fünfzig Thaler in Silber baar
Und fünfzig Thaler in Golde klar."

„Mein liebes Mütterlein, gebt mir Bescheid:
Was soll ich anziehn, was für ein Kleid?

„Mein rothes Gewand? mein weißes Gewand,
Gesponnen von meiner Schwester Hand?"

„Nimm Kleider, welche du willst, zieh an!
Mein Töchterlein, was liegt mir daran!"

„Ein schwarzes Pferd am Thore steht,
Das wartet, bis die Nacht aufgeht,

„Das harret, bis der Tag entwich,
Und ist gesattelt — und harrt auf dich!"

II.

Sie war noch nicht vom Dorfe weit,
Da hörte sie der Glocken Geläut'.

Da hub sie an und weinte laut:
„Ade Sanct Anna, Mutter traut!

„Ade ihr Glocken! ihr klaget sehr,
Ihr Glocken der Heimat, euch hör' ich nicht mehr!"

Und als sie zu Schiff auf dem Angstsee war,
Da sah sie eine Todtenschar,

Gehüllt in Gewänder lang und weiß,
In kleinen Kähnen fuhren sie leis.

Geschwader von Todten waren zu schau'n,
Die Zähne klapperten ihr vor Grau'n.

Und als sie durch das Blutthal zog,
Da kam es hintennach und flog.

So voll von Kummer war ihr Herz,
Daß ihr die Augen sanken vor Schmerz.

Ihr Herz war so von Schmerzen krank,
Daß sie erblaßt zusammensank.

III.

„Nehmt einen Stuhl und setzt euch im Saal,
Bis daß bereitet ist das Mahl."

Am Feuer saß der Herr vom Haus,
Er sah so schwarz wie ein Rabe aus.

Weiß war wie Schnee sein Bart und Haar,
Wie feurige Kohlen sein Augenpaar.

„Da ist es nun, um das ich gefreit,
Das junge Mägdlein, so lange Zeit.

„Nun komm, nun komm, ich zeig' dir, mein Kind,
Wie viel mir Schätze bei Schätzen sind.

„Nun komm, mein Lieb, von Gemach zu Gemach,
Wir zählen das Gold und Silber nach."

„Viel lieber möcht' ich zur Mutter gehn
Und zählen fürs Feuer die Hobelspän'."

„Und steig' in den Keller hinab und kost',
Mein Lieb, vom honigsüßen Most."

„Viel eher mein Herz des Brünnleins begehrt,
In dem mein Vater tränkt die Pferd'."

„Und komm mit mir von Stand zu Stand
Und kaufe dir ein Festgewand."

„Viel lieber wär' mir ein Rock von Lein,
Den mir gesponnen mein Mütterlein."

„Und gehn wir in die Halle hinaus
Und schmücken sie mit Kränzen aus."

„Viel lieber wär' mir das weiße Band,
Das mir gesäumt meiner Schwester Hand."

„Nach deinen Reden fürcht' ich schier,
Du hast nicht große Liebe zu mir.

„Daß ich mich gebissen hätt' in die Zung'
Am Tag, da ich war Thor genung,

„Ja, Thor genug, zu kaufen die Maid,
Die nichts kann tröften in ihrem Leid!"

IV.

„O Vögelein, fliegende Vögelein!
O, höret mich an und haltet ein!

„Ihr zieht zum Dorf, ich muß bleiben allhier!
Euch ist so wohl, und so weh ist mir!

„O, grüßet im Dorfe, ihr Vögelein,
Ja, grüßet sie Alle, Groß und Klein.

„Und grüßet die Mutter, die mich gebar,
Den Vater auch, der mein Pfleger war.

„Und grüßet die Mutter, die mich gebar,
Den Pfarrer auch, der mein Lehrer war.

„Sagt Allen, sagt meinem Bruder Ade!
Und sagt ihm, ich verzeih' ihm mein Weh."

V.

Ein Mond verging, noch einer dazu,
Die Ihren daheim, sie lagen in Ruh'.

Sie lagen im Bett, sie schliefen sacht,
Sie schliefen süß um Mitternacht.

Nichts regte sich; die Stille so tief
Als eine leise Stimme rief:

„O Vater, o Mutter! die Frist verstrich;
O Vater, o Mutter! betet für mich!

„Nehmt Trauerkleider für ein Jahr,
Euer Töchterlein liegt auf der Todtenbahr'."

Der Baron von Jaunioz.

(Baron Jaunioz.)

Es ist eine Feier bretonischen Heimweh's, die wir in diesem Liede geben, obwohl es auf den ersten Blick nicht diesen Anschein hat. Tina verläßt die Heimat, um sie mit Languedoc, dem Lande des Barons, zu vertauschen, und das ist es vorzugsweise, was sie kränkt und tödtet. Baron Jaunioz ist mit dem Herzog von Berry, seinem Lehnsherrn, unter Karl V. (1378) in die Bretagne gekommen, um unter der Anführung Bertrand du Guesclin's den Engländern den Krieg zu machen. Dort kauft er die arme Tina ihrem Bruder ab und führt sie in die Fremde, die ihr wie die Heimat der Todten erscheint. So wenigstens stellt es der Barde dar, dem Frankreich in Folge der Traditionen noch so traurig und schaurig ist, wie es sich die Bretonen unter Morvan und Noimenoiu während ihrer ersten Kämpfe gegen die barbarischen Franken gedacht haben.

Der böse Bruder, ein Held der Volksdichtung fast aller Völker, wie die böse Stief- und Schwiegermutter, tritt auch hier auf. Man kennt die deutsche Ballade vom groben Bruder und so manche andere, die des Knaben Wunderhorn bringt. Die slawischen Volkslieder haben eben so viele gute als böse Brüder.

Das Todtenvöglein, welches Tina ihr trauriges Loos verräth, ist ein kleines graues Vögelein, das im Winter auf den Haiden der Bretagne wohnt und einen süßen und traurigen Gesang hat. Der Todtenzug, dem Tina an der Gränze ihrer Heimat begegnet, erinnert an das schöne Volkslied der Griechen vom Charos und seinem Ritte.

Azenor die Bleiche.

I.

Braut ist die kleine Azenor,
Doch nicht mit dem, den ihr Herz erkor.

Klein Azenor, die Bleiche, ist Braut,
Dem Schüler nicht wird sie angetraut.

II.

Klein Azenor saß an der Quelle Rand,
Sie trug ein gelbes Seidengewand,

Am Rand der Quelle ganz allein,
Sie sammelte Ginsterblüthen ein.

Sie hat sie zum Strauße zusammen gethan
Für ihren Schüler von Mezlean.

Sie saß am Brunnen in guter Ruh',
Da kam Herr Ives, der Ritter, dazu.

Auf einem Schimmel Herr Ives ritt
An ihr vorüber in schnellem Schritt.

Er ritt vorbei wie der Sturmwind schier
Und schielte heimlich hinüber zu ihr:

„Die wird mein Weib, nur die allein,
Sonst soll es lieber keine sein.“

III.

Einmal der Schüler von Mezlean
Frug bei den Leuten im Hause an:

„Sagt, wo ich einen Boten find',
Damit ich schreib' an mein süßes Kind.“

„Wir wissen, mancher der Boten geht,
Doch jeder Bote kommt zu spät.“

„Mein kleines Mägdlein, sage mir,
Was steht wohl in dem Briefe hier?“

„Ich weiß es nicht, o Azenor!
Ich müßte denn zur Schule zuvor.

„Ich kann Geschriebnes nicht verstehn,
Ihr müßt ihn öffnen und selber sehn.“

Sie machte den Brief auf ihren Knie'n
Gar langsam auf, dann las sie ihn.

Sie konnte das Ende des Briefs nicht sehn,
Sie hatte die Augen voll Wasser stehn.

„Wenn dieser Brief die Wahrheit spricht,
Erlebt er den nächsten Morgen nicht.“

IV.

So sprach sie und wischte die Thränen ab
Und stieg ins Erdgeschoß hinab.

„Sagt, was ist doch im Hause geschehn,
Daß sich am Feuer zwei Spieße drehn?

„Daß ihr ans Feuer stellt alle zwei,
Den großen und den kleinen dabei?

„Was gibt es Neues im Haus, ihr Leut',
Daß alle Spielleut' kommen heut?

„Daß alle Spielleut' ziehn heran,
Dazu die Pagen von Kermorvan?"

„Heut Abend gibt es nichts Neues hier,
Auf morgen richt't man die Hochzeit dir."

„Wenn morgen meine Hochzeit ist,
So will ich schlafen zu dieser Frist,

„Und will nicht mehr vom Bett aufstehn,
Als um in meinen Sarg zu gehn."

Und als sie des andern Morgens erwacht,
Ihr Mägdlein trat in die Kammer sacht.

Ihr kleines Mägdlein trat herein
Und stellte sich ans Fensterlein.

„Es steigt der Staub in Wolken auf,
Viel Pferde kommen den Weg herauf.

„Und Ritter und Knappen kommen genug
Und Edelleute in langem Zug.

„Herr Ives zieht an der Spitze frei,
Ich wollt', er bräch' den Hals dabei.

„Sein weißes Pferd haucht Dampf und Schaum,
Es trägt um den Hals einen goldenen Zaum.

„Es trägt ein Geschirr, das blitzt und flammt,
Und eine Schabracke von rothem Sammt.

„Verflucht sei die Stunde, die ihn bringt,
Verflucht die Mutter, die mich zwingt!

„Nie läßt man der Jugend in dieser Welt,
Was einem jungen Herzen gefällt."

V.

Die bleiche Azenor weinte laut
Als sie zur Kirch' ging als Braut.

Und als sie kam vor Mezlean,
Klein Azenor sprach den Ritter an:

„Wenn's euch gefällt, mein Herr Gemahl,
So tret' ich in dieses Haus einmal."

„Für heute tretet ihr nicht hinein,
Für morgen mag's euch vergönnet sein."

Klein Azenor, bitterlich weinte sie,
Und niemand, der ihr Trost verlieh.

Und niemand, der ihr Tröstung sagt,
Als einzig ihre kleine Magd:

„O, weint nicht, Azenor, seid still!
Der liebe Gott euch lohnen will.“

Klein Azenor wohl um Mittag
Vor dem Altar in Thränen lag.

Und vom Altar bis in den Gang,
Man hörte, wie ihr Herz zersprang.

„Kommt, meine Tochter, kommt heran,
Daß ich euch steck' den Goldring an.“

„Mit schwerem Herzen tret' ich herbei,
Ich liebe den nicht, den ich frei'.“

„Ihr sündigt schwer, klein Azenor,
Weil euch ein rechter Mann erkor.

„Ein Mann, der Silber hat und Gold,
Arm ist der Schüler, den ihr wollt.“

„Und müßt' ich mit ihm betteln fortan,
So ginge das keinen Menschen an.“

VI.

Klein Azenor in Kermorvan
Sprach ihre Schwiegermutter an:

„O Schwiegermutter, saget mir,
Wo ist mein Bett bereitet hier?“

„Gleich neben des Ritters Kammer dort,
Ich führ' euch selber hin sofort."

Sie fiel auf ihre beiden Knie,
Ihr blondes Haar fiel über sie.

Sie fiel zu Boden, gebrochen das Herz:
„Mein Gott, o, lindre meinen Schmerz!"

VII.

„Ich bitt' euch, Frau Mutter, sagt geschwind,
Sagt, wo ich meine Fraue find'."

„Sie ging in der hohen Kammer zur Ruh',
Geht hin und sprecht ihr Tröstung zu."

Und als er trat dem Bette nah,
„Viel Glück, o Witwer!" sprach sie da.

„Bei unsrer Frau von Kermorvan,
Seht ihr mich für einen Witwer an?"

„Und wenn ihr auch kein Witwer seid,
So werdet ihr's sein in kurzer Zeit.

„Hier ist mein Brautkleid unversehrt,
Das ist wohl dreißig Thaler werth.

„Das ist für meine kleine Magd,
Die hat um mich geweint und geklagt.

„Sie trug verlorne Briefe vom Thal
Von Mezlean zu mir, mein Gemahl.

„Ein neuer Mantel ist noch hier,
Den stickte meine Mutter mir.

„Und der soll für die Priester sein,
Sie bitten Gott um die Seele mein.

„Den Rosenkranz und mein Kreuz von Gold
Ihr selbst, o Herr, behalten sollt.

„Das soll ein Angedenken sein
An eure Hochzeit, Herre mein!“

VIII.

Was ist denn in dem Schlosse geschehn,
Daß alle Glocken klingend gehn?

Klein Azenor starb; gestorben ist sie,
Den Kopf auf ihres Mannes Knie.

Im Schloß Henan am runden Tisch,
Da wurde geschrieben dies Liedlein frisch,

Im Schloß Henan am Avenfluß klar,
Daß es gesungen werd' immerdar.

Der Barde des Herrn hat's in Reime gebracht,
Ein Fräulein hat den Schreiber gemacht.

Azenor die Bleiche.

(Azenorik-C'hlaz.)

Diese Ballade hat neben ihrem poetischen Werthe, neben ihrer dramatischen Conception noch ein historisches Interesse. Aus den Schlußversen, in denen der Dichter erzählt, auf welche Weise sie zu Papier gebracht worden, erfahren wir, daß es noch zu Ende des vierzehnten oder Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bei den großen Herren der Bretagne Brauch war, ihren Barden im Schlosse zu haben. Wenigstens hatte der Herr von Henan den seinigen, und sollte er eine Ausnahme gewesen sein? Der Herr von Henan ist keine fictive Figur, denn das Schloß von Henan steht heute noch am Ufer des Flusses Aven, zwischen Pont-Aven und dem Meere — sollte sein Barde eine Erfindung sein? Herr von Villemarqué vermuthet, daß er ein Auswanderer aus Wales gewesen, der sich den Verfolgungen entzog, die zu jener Zeit die englischen Könige über die das Volk von Wales mit ihren Liedern beherrschenden Barden verhängt haben. Diese Vermuthung scheint uns sehr gewagt. Ein von einem waleser Barden verfaßtes Lied wäre, in Folge der bereits im vierzehnten Jahrhunderte sehr fühlbaren Verschiedenheit der Dialekte in den beiden celtischen Ländern, schwerlich populär geworden. Wir nehmen lieber an, daß der Dichter dieses Liedes ein Anachronismus gewesen, den sich der Schloßherr von Henan erlaubt hat.

Genovefa von Rustefan.

I.

Als Jannik, der Kleine, gehütet die Schaf',
Da dacht' er ans Priesterthum nicht im Schlaf.

„Ich werde kein Mönch und kein Priester einmal,
Die jungen Mädchen sind meine Wahl."

Als eines Tags seine Mutter begann:
„Du bist ein feiner Bursche, mein Jann.

„Laß deine Thiere und geh nach Haus,
Du mußt in die Schule nach Kemper hinaus.

„Du mußt studiren und Priester sein,
Und sagen Ade den Mägdelein."

II.

Die Töchter Herrn Faru's waren bekannt
Als schönste Mädchen im ganzen Land.

Die schönsten Mädchen, die huben den Kopf,
War'n Faru's Töchter mit goldenem Zopf.

Sie waren auf weißen Zeltern zu sehn
Beim Kirmeßfeste von Pont-Aven.

Wenn sie erschienen beim Feste zu Pferd,
Da dröhnte das Pflaster und die Erd'.

Jedwede trug ein grünseiden Kleid.
Und um den Hals ein golden Geschmeid'.

Die jüngste und schönste schaut, sagt man,
Den Jannik mit liebenden Augen an.

„Vier Schüler waren Freunde von mir,
Sind Priester geworden alle vier.

„Nun tritt zum Altar auch Jannik herbei,
Der Letzte, der spaltet mir's Herz entzwei."

III.

Als Jannik Flecher zur Kirche ging,
Daß er die Priesterweih' empfing,

Saß Genovefa auf ihrer Schwell'
Und stickte Spitzen mit Silber hell;

Mit silbernen Fäden hat sie's gestickt —
Sie deckten wohl einen Kelch geschickt.

„O Jannik Flecher! glaubet mir,
Geht nicht zur Kirche und bleibet hier;

„Geht nicht zur Kirche, wo man euch weiht,
Und denket der vergangenen Zeit."

„Ich kann nicht gehn zurück nach Haus,
Sie schrieen mich als meineidig aus.“

„Vergaßt ihr denn ganz das traute Gered,
Das von uns beiden im Lande geht?

„Verlort ihr denn und vergaßt ihr ganz
Das Ringlein, das ich euch gab beim Tanz?“

„Ich hab' nicht verloren euren Ring,
Gott war es, der ihn nahm und empfing.“

„O Jannik Flecher! kehret um,
Ich geb' euch all mein Eigenthum.

„O Jannik, Lieber, geh nicht fort,
Ich will dir folgen an jeden Ort.

„Ich will ja gehn in holznen Schuh'n
Und jede Arbeit mit dir thun.

„Und hörst du mein Flehen nimmermehr,
So bring mir die letzte Oelung her.“

„Ach! folgen kann ich euch nicht, mein Kind,
Weil Gott, der Herr, mich fesselt und bind't;

„Weil Gottes, des Herren, Hand mich hält,
Muß ich zur Weih' und entsagen der Welt.“

IV.

Und als er von Kemper zurücke kam,
Er seinen Weg durchs Gehöfte nahm.

„Viel Glück euch, Herr von Rustefan,
Ihr alle sollet Segen han.

„Euch Groß und Klein viel Glück und Heil,
Mehr als mir selber ward zu Theil.

„Ich komm', euch zu bitten, Herr Rustefan,
Hört meine erste Messe an.“

„Gewiß! wir gehn zu eurer Meß',
Ich leg', als der Erste, ins Kirchengefäß,

„Ich lege zwanzig Thaler hinein,
Zehn eure Pathe, die Dame mein;

„Zehn Thaler gibt eure Pathe her,
O Priester, euch zu Preis und Ehr'.“

V.

Als ich den Weg zur Kirche nahm,
Nach Penn=al=len, dem Orte, kam,

Da sah ich schon die Leut' zu Hauf
Erschrocken kommen in schnellem Lauf.

„He! gute Alte, sagt mir an:
Ist denn die Messe schon gethan?“

„Die Meß' ist angefangen zwar,
Doch bracht' er sie nicht zu Ende gar.

„Er brachte sie nicht zu Ende mehr,
Um Genovefa weint' er zu sehr.

„Drei große Bücher am Altar
Benetzte er mit Thränen klar.

„Die Maid, zu Boden stürzte sie,
Umschlang des Priesters beide Knie'.

„Um Gottes willen! haltet, Jann,
Ich sterbe, ihr seid schuld daran."

VI.

Herr Johann Flecher ist Pfarrer jetzt,
In Nizon ward er eingesetzt.

Und ich, der dieses Lied gemacht,
Ich sah ihn weinen in mancher Nacht.

Ich hab' ihn manchmal am Grabe gesehn
Von Genovefa weinend stehn.

Genovefa von Rustefan.

(Jenovefa Rustefan.)

Wir haben die schönen Ruinen des Schlosses Rustefan in der Nähe von Pont-Aven besucht. Mit den prächtigen Sälen, hohen Thürmen, geschmackvollen Fenster-Verzierungen verfällt auch die Sage von dem Fräulein, das einstens hier gewohnt und unglücklicher Weise einen Priester geliebt hat. Die Bauern, die im großen Rittersaale eben ihr Korn droschen, wußten uns nichts mehr von ihr zu erzählen oder zu singen. Doch müssen wir Herrn La Villemarqué glauben, daß das Lied noch hier und da im Volke lebt, vielleicht in irgend einem Winkel der Bretagne, fern von seiner Quelle, wie das den Volksliedern zu gehen pflegt. Herr Villemarqué erzählt auch, daß das Volk von Nizon, einem Flecken bei Rustefan, von Zeit zu Zeit einen kahlköpfigen Priester im Hauptthurme zu sehen glaubt, und daß im Saale manchmal um Mitternacht die Leiche der armen Geneviève ausgestellt ist. Jedenfalls verdienen es die herrlichen, von Wald- und Fruchtbäumen umgebenen Ruinen, ein Ueberrest schönster mittelalterlicher Bauart, von der Phantasie bevölkert zu werden. Vor Kurzem erst stürzte ein großer Theil dieses Baues zusammen; man erzählte uns, die Erschütterung

sei beim Sturze der gewaltigen Quadern so groß gewesen, daß die Glocken von Nizon von selbst zu läuten angefangen, und daß sich die ganze Gemeinde, die eben in der Kirche gewesen, theilweise entsetzt aufs Gesicht geworfen, theilweise in panischem Schrecken die Flucht ergriffen habe.

Der Marquis von Guerand.

I.

„Viel Glück und Freude dem Hause hier!
Wo ist Annaik? das saget mir.“

„Sie liegt im Bett und schläft so sacht,
Macht kein Geräusch und gebet Acht.

„Sie schlummert leise, gebet Acht.
Seid stille, daß sie nicht erwacht.“

Der Schüler von Garlan in schnellem Lauf
Stieg alsobald die Trepp' hinauf,

Stieg flink hinauf, er wußte Bescheid,
Und saß ans Bett der jungen Maid.

„Annaik, willst du nicht aufstehn,
Daß wir zur neuen Tenne gehn?“

„Zur Tenne geh' ich nicht mit dir fort,
Es ist ein Mann, ein schlimmer, dort,

„Der schlimmste Edelmann von der Welt,
Er hat mir überall nachgestellt."

„Und wären hundert auf dem Plan,
Sie thäten dir kein Leides an.

„Und wären sie zu Hundert dort,
Wir blieben doch nicht weg vom Ort.

„Wir gingen doch zur Tenne sofort,
Und tanzten doch wie jene dort."

Da legte sie an ihr wollen Gewand
Und ging an ihres Liebsten Hand.

II.

Der Marquis von Guerand that die Frag'
Dem Wirthe an diesem selben Tag:

„Herr Wirth, Herr Wirth! das saget mir,
Ob ihr nicht saht den Schüler hier."

„Entschuldigt, Herr Marquis, ich bitt',
Ich weiß nicht, wen ihr meint damit."

„Entschuld'gen, ho! was kommt euch an?
Ich frag' nach dem Schüler von Garlan."

„Der ging den Weg hinab zu zwei,
Ein jung hübsch Mägdlein war auch dabei.

„Sie gingen zur Tenne, beworfen neu,
Ein schmuckes Pärlein, meiner Treu!

„Ein' Pfauenfeder trug er am Hut,
Ein Kettlein am Hals, das lustige Blut.

„Sie hatt' ein gesticktes Leibchen an
Mit Sammt und silbernen Borden dran.

„Sie war in ein Hochzeitleibchen gekleid't,
Sie haben sich wohl versprochen, die Beid'."

III.

Der Marquis von Guerand zusammenfährt,
Er schwang sich auf sein rothes Pferd.

Er sprang auf sein rothes Pferd geschwind
Und ritt zur Tenne wie der Wind.

„Du Schüler! leg' ab dein Wammes schnell,
Daß wir um die Preise kämpfen zur Stell'.

„Thu aus dein Wamms und komm herbei,
Daß wir uns geben ein'n Stoß oder zwei."

„Herr, mit Verlaub! das geht nicht an,
Bin nicht, wie ihr, ein Edelmann.

„Ihr seid aus der Herren von Guerand Geschlecht,
Ich bin der Sohn von einem Knecht."

„Wohl bist du aus einem Bauernhaus,
Und suchst dir die schönsten Mädchen aus."

„Verzeihet, Herr Marquis, verzeiht!
Ich habe sie nicht selbst gefreit.

„Verzeiht mir, edler Herre werth!
Gott ist es, der sie mir beschert.“

Annaik Kalvez zittert und zagt,
Wie Einer so zum Andern sagt.

„Schweig' still, mein Freund, und laß uns gehn,
Durch diesen wird uns Weh geschehn.“

„Zuvor, mein Schüler, sag' mir noch,
Das Degenspiel, das kennst du doch?“

„Nie hab' ich gespielt mit dem Degen, nein!
Mit Stöcken, das kann eher sein.“

„Und willst du mit mir spielen, sag' an?
Du bist ja, so heißt's, ein gewaltiger Mann.“

„Mein Stock sich nimmer messen kann
Mit eurem Degen, Herr Edelmann!

„Ich thu' es nicht, o Herre werth!
Ihr würdet beschmutzen euer Schwert.“

„Beschmutz' ich meinen Degen gut,
So werd' ich ihn waschen in deinem Blut.“

Als ihres sanften Schülers Blut
Die Maid sah, sprang sie auf in Wuth.

Da sprang sie auf den Marquis dar
Und schleift ihn durch die Tenn' am Haar.

„Verrätherischer Marquis, nun entweich',
Mein armer Schüler liegt todtenbleich!“

IV.

Als Annaik nach Hause kam,
Da weinte sie in bitterm Gram.

„Wenn du mich liebst, mein Mütterlein,
So leg' mich in mein Bett hinein;

Leg' mich in ein weiches Bett hinein,
Mein armes Herz trägt harte Pein."

„Mein Kind du hast getanzt zu sehr,
Das macht dein Herz so krank und schwer."

„Das kommt nicht vom Tanzen, mein Mütterlein,
Der Marquis stach ihn ins Herz hinein.

„Der Marquis hat in dieser Nacht
Den armen Schüler mir umgebracht.

„Dem Todtengräber sage du,
Wenn er ihn holt in der schwarzen Truh':

„Werft keine Erd' ins Grab hinein,
Denn bald folgt ihm mein Töchterlein.

„Weil wir nicht schliefen im selben Bett,
Gehn wir zur selbigen Grabesstätt'.

„Weil man uns nicht einte in dieser Welt,
So wird uns von Gott die Hochzeit bestellt."

Der Marquis von Guerand.

(Markiz Gwerand.)

Der Marquis von Guerand (Louis-François) lebte unter Ludwig XIV. und ist derselbe, der Madame Sévigné, wie man aus den Briefen dieser schreibseligen Frau ersehen kann, durch sein prächtiges und graziöses Tanzen entzückt hat. Wir zweifeln nicht, daß der Marquis ein trefflicher Tänzer und ein Schmuck jenes Hofes war, dem Ludwig der Große selbst vortanzte — daheim aber, unter seinen bretonischen Bauern, war er, was die meisten Hofleute des 16. und 17. Jahrhunderts waren: ein Tyrann, ein fürchterlicher Bauernbedrücker, der vor nichts zurückscheute. Der Markiz Gwerand belehrt uns ein wenig darüber, was wir von dem patriarchalischen Adel der Bretagne, der uns gern glauben macht, daß er immer eine Ausnahme gewesen, zu halten haben. Noch heute geht die Sage in der Bretagne, daß, wenn der junge Markiz sein Schloß verließ, seine eigene Mutter sofort die Glocke läutete, um die Bauern zu warnen. Nachdem er den armen Schüler erschlagen, brachte es die Mutter doch dahin, daß er das Land verließ und zu Hofe ging, wo er wohl wieder als Tänzer Glück machte. — Alt geworden, ergab er sich, nach dem Beispiele seines Herrn und Königs, der Frömmigkeit, gründete Hospitäler und betete Nächte durch, daß ihm der Herr seine Jugend verzeihe.

Der Page Ludwig's des Dreizehnten.

I.

Des Königs kleiner Page
hat einen Streich gemacht,
Ob eines kecken Streiches
ward er ins Gefängniß gebracht.

In seinem Gefängniß sah er
weder Tag noch Nacht;
Aus einer Hand voll Strohes
ward ihm sein Bett gemacht.

Zur Speis' ein Brod von Roggen,
zum Trunke Wasser vom Quell;
Die Mäuse nur und Ratten
besuchten ihn zur Stell'.

Die Ratten und Mäuse liefen
mit schwarzhaarigem Leib;
Das war des kleinen Pagen
einziger Zeitvertreib.

II.

Einmal zu Penfentenir
er sprach durchs Schlüsselloch:
„Janik! du bester Freund du!
hör' mich, hör' mich doch!

„Aufs Schloß zu meiner Schwester
reit' wie der Wind,
Und sag' ihr, daß ihr Bruder
sich in Gefahr befind';

„In großer Gefahr, zu lassen
auf des Königs Befehl
Sein blutjunges Leben.
Janik, das erzähl'.

„Wenn meine Schwester käme,
wär's meinem Herzen ein Trost.
Reit', lieber Janik, reite,
daß die Erde tos't."

Als Janik das vernommen,
nach Kemper er da ritt,
Sind hundertdreißig Meilen
von Paris wie ein Schritt.

Da ritt er nach Bodinio,
das machte das Kernenkind
In einem Tag und zwei Nächten.
Er trat ins Schloß geschwind.

Hell wie der Tag von Lichtern
war der ganze Saal,
Die Dame mit dem Adel
des Landes saß beim Mahl.

In Händen hielt sie die Schale,
gefüllt mit rothem Wein.
„Was bringst du mir für Kunde?
Du trittst so bleich herein.

„Du schöner Page von Kerne
bist weiß wie ein Distelblatt,
Und wie ein Reh auf der Hatze
athemlos und matt.“

„Wenn ihr die Kunde vernehmet,
so seufzet euer Herz,
Und eure Augen weinen,
ihr selber zittert vor Schmerz.

„Euer kleiner Bruder
ist in großer Gefahr,
Ist in großen Gefahren,
wenn er es jemals war.

„Sein Leben soll er lassen
auf des Königs Gebot;
Wenn er euch noch sähe,
wär's ihm ein Trost im Tod.“

Die Dame war so erschrocken,
daß ihrer Hand entsank
Bei des Pagen Worten
die Schale, daraus sie trank.

Erschrocken war die Arme,
daß über das Tischtuch her
Der Wein schoß. „O Himmel!
welch unglückselige Mähr!

„Flink, flink! ihr Pferdeknechte!
zwölf Pferde! und fort und fort!
Und sollte eines fallen
an jedem Halteort;

„Und ob sie längs des Weges
liegen wie Stundenstein',
Ich werde diese Nacht noch
bei meinem Bruder sein."

III.

Des Königs kleiner Page,
als er auf dem Schaffot
Erstieg die erste Stufe,
sprach er: „O mein Gott!"

Der arme kleine Page
sprach: „Ich stürbe gern,
Wär's nur nicht so verlassen,
wär's nur nicht der Heimat fern.

Wär's nur nicht so fern der Heimat,
wär's nur nicht so ganz allein:
Und wär' in der untern Bretagne
nicht die Schwester mein."

Des Königs kleiner Page,
als er auf dem Schaffot
Erstieg die zweite Stufe,
sprach er: „O mein Gott!

„Hätt' ich nur, eh ich sterbe
Kunde von meinem Land,
Und Kunde von meiner Schwester:
Ist's ihr wohl bekannt?

„Sie wird nach ihrem Bruder
fragen mit bleichem Mund,
Nach ihrem kleinen Bruder
fragen zu jeder Stund'."

Des Königs kleiner Page,
als er auf dem Schaffot
Oben war angekommen,
sprach er: „O mein Gott!

„Ich hör' das Pflaster dröhnen
in den Straßen laut,
Das ist meine Schwester,
die kommt und nach mir schaut.

„Das ist meine Schwester,
die mich besuchen will;
Ums Himmels willen wartet,
haltet ein wenig still!“

Als dies der Profoß vernommen,
er die Antwort gab:
„Noch eh' sie angekommen,
fällt dein Kopf herab.“

Die Dame von Bodinio
die Pariser frug
In diesem Augenblicke:
„Warum der lange Zug?“

„Ludwig der Verräther,
Ludwig der Dreizehnte, wißt,
Läßt einen armen Pagen
köpfen zu dieser Frist.“

Kaum hatte sie dies vernommen,
als sie den Armen sah,
Knieend, das Haupt geneiget,
dem Todesblocke nah!

„Mein Bruder! mein armer Bruder!
ob ihr ihn lassen wollt!
Laßt mich, ihr Bogenschützen,
um hundert Thaler Gold.“

Sie sprengte vor im Galoppe:
„laßt mich, ich geb' euch noch heut
Zweihundert Marken Silbers
von Landreger wie einen Deut.“

Und als sie angekommen
endlich an ihrem Ziel,
Das Haupt ihres Bruders,
das abgehau'ne, fiel.

Und über ihren Schleier
spritzle die rothe Flut,
Daß er von oben bis unten
war gefärbt vom Blut.

IV.

„Ich grüß' euch, König und Kön'gin,
in eurem Schloß voll Pracht.
Was hat er denn verbrochen,
daß ihr ihn umgebracht?“

„Er spielte mit dem Degen
gegen des Königs Gebot;
Den allerschönsten Pagen
stach er dem König todt.“

„Man zieht nicht so den Degen
ohne Grund und Brauch.“
„Er hatte seine Gründe,
wie der Mörder auch.“

„Mörder sind wir keine,
Sire! das sind wir nicht,
So wenig, als irgend ein wackrer
Edelmann, der ficht.

„So wenig, als irgend ein Edler,
der Bretonisch spricht;
Ja wär's ein Franzose,
da widerspräch' ich nicht.

„Ich weiß es, du Sohn der Wölfin!
viel besser gefällt dir das,
Fremdes Blut zu zapfen,
als eigner Aderlaß."

„Haltet eure Zunge
davon und schweiget still,
Falls nach Hause zu kehren,
ist noch euer Will'."

„Das kümmert mich, ob ich gehe,
so viel, als ob ich bleib',
Seit mein Bruder mußte
lassen Leben und Leib.

„Aber ob's allen Fürsten
der Erde nicht gefallt,
Die Gründe will ich kennen
und werd' ich kennen bald."

„Sind es nur die Gründe,
die ihr zu kennen eilt,
So hört mir zu, die will ich
sagen euch unverweilt.

„Meinem Lieblingspagen
suchte er zornigen Zank,
Um ein altes Sprüchwort
zog er vom Leder blank.

„Um das Wort: Von Menschen
gibt's im Bretagnerland
Nichts als wilde Schweine,
die Wahrheit ist bekannt."

„Wenn das ein wahrer Spruch ist,
ist mir ein andrer bekannt:
Ein gottloser Spötter
ist König vom Frankenland.

„Doch sehen wirst du nächstens,
ob du spottest gut,
Wenn ich meinen Schleier
zeige, roth von Blut.

„Meine Stammgenossen
thun dir in kurzer Frist
Zu wissen, ob die Bretagne
von Schweinen bevölkert ist."

V.

Kaum waren drei Wochen verflossen,
so kam ein Bote gerannt
Mit versiegelten Briefen
aus dem Normannenland.

An Ludwig waren die Briefe
mit rothwächsernem Schild.
Der König las sie eilig,
er rollte die Augen wild.

Er rollte schwarze Augen,
als er die Mähr empfing,
Wie ein wilder Kater,
der in die Falle ging.

„Tausend rothe Flüche!
hätt' ich das gedacht,
Die Bache hätte mir nimmer
den Weg zurückgemacht.

„Zehn Tausend Thaler verlier' ich,
dazu zehn Tausend Mann,
Alles um einen einz'gen.
Die Bache ist schuld daran."

Der Page König Ludwig's des Dreizehnten.

(Floc'h Roue Loeiz Trizék.)

Dieser Ballade liegt offenbar eine unter Ludwig XIII. oder vielmehr Richelieu Statt gefundene Hinrichtung zu Grunde. Man weiß es, wie sehr Richelieu das Duell verpönt hat, um den kriegerischen und unruhigen Geist der Adeligen zu unterdrücken, und wie dieser unbewußte Anfänger der Revolution die häufige Uebertretung seines Gesetzes benutzte, um sie zu decimiren. Wahrscheinlich war das im Gedichte erwähnte Duell, das dem Pagen sein junges Leben kostet, der hauptsächliche Grund seines Todes; die Bretonen, die ihre Unabhängigkeit noch nicht vergessen und aus der Zeit der Ligueurs her noch gegen Frankreich erbittert sind, suchen ihn in nationalen Streitigkeiten. Interessant ist es in diesem Gedichte, wenn man es mit dem andern „La Fontenelle“ vergleicht, wie typisch der König in der Einbildungskraft der fernen Bretonen geworden ist. Es ist ein wahrer Märchenkönig oder Komödien-Tyrann — ob er nun Ludwig XIII. oder Heinrich IV. heißt. Die beiden gleichen sich in den beiden Liedern auf ein Haar, und vielleicht hat der Instinct des Volkes wieder Recht, wenn es von den zufälligen, im Grunde unbedeutenden, persönlichen Eigenschaften abstrahirt und eine personificirte Idee, einen Typus hinstellt. Wir machen bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, wie bei diesem Volke, das sich später für die Bourbonen

hat hinschlachten lassen, sich in keiner Zeit Spuren von zu großer Sympathie für die französischen Könige zeigten. So malt es Heinrich IV., den es als Ketzer haßte und bekämpfte, so Ludwig XIII. Die nachfolgenden Könige sind ihm unbekannt. Mit Einem Male begeistert es sich für die legitimen Könige — freilich erst in dem Augenblicke, wo die Interessen des Königthums mit denen der Adeligen und Priester identisch wurden. Das wirft manches aufhellende Licht auf die dunkeln Thaten der Chouanerie.

Der deutsche Leser wird durch das hier mitgetheilte Gedicht an die im Wunderhorn abgedruckte Ballade erinnert werden, welche „Der unschuldige Tod des jungen Knaben“ betitelt ist und mit den Worten beginnt:

Es liegt ein Schloß in Oesterreich,
Das ist ganz wohl gebauet,
Von Silber und von rothem Gold,
Mit Marmorstein gemauert.

Darinnen liegt ein junger Knab
Auf seinen Hals gefangen ꝛc.

Die Nachtigall.

I.

Am hohen Fenster zu Saint Malo
Stand weinend die Frau und sprach also:

„Weh mir! weh mir! mein Herz ist schwer,
Die arme Nachtigall lebt nicht mehr.“

II.

„Sagt an, mein junges Weib, und gesteht,
Warum ihr so oft aus dem Bette geht;

„Warum ihr an meiner Seit' erwacht
Und an das Fenster geht in der Nacht,

„Barfuß und barhaupt, thut mir kund,
Was sucht ihr dort in so später Stund'?“

„Warum ich aufsteh' manches Mal
Inmitten der Nacht, mein Ehgemahl?

„Die Schiffe sind so schön zu sehn,
Die aus und ein im Hafen gehn.“

„Fürwahr! kein Schiff sammt Segel und Mast
Macht, daß ihr so oft das Bett verlaßt;

„Das macht kein Schiff, das sag' ich frei,
Nicht eines und nicht zwei und nicht drei.

„Nein, wegen der Schiffe ist's nicht geschehn,
Auch nicht, um in den Mond zu sehn.

„Nun sagt mir, Madam, warum ihr wacht,
Warum ihr aufsteht jede Nacht?"

„Ich geh' aus dem Bette, das kann ich gestehn,
Mein kleines Kind in der Wiege zu sehn."

„Es ist nicht, um schlafen zu sehen ein Kind,
Es ist nicht, um Segel zu sehn im Wind;

„Nicht solche Mährchen mir vorgemacht!
Was thut ihr auf in jeder Nacht?"

„Erzürnt euch nicht, mein lieber Mann,
Die ganze Wahrheit sag' ich euch an.

„Allnächtlich hör' ich die Nachtigall,
Sie singt im Garten mit lautem Schall.

„Der Nachtigall lausch' ich in jeder Nacht,
Sie singt in den Rosen so sanft, so sacht.

„Sie singt so süß, so lieblich, so hehr
Die Nächte durch, wenn entschlafen das Meer!"

Der alte Herr, wie sie dieses sprach,
Denkt tief im Herzen den Worten nach;

Er wägt sie still in seinem Sinn
Und spricht so leise vor sich hin:

„Sei's wahr, sei's falsch — die Nachtigall
Die fangen wir ein auf jeden Fall.“

Und als er aufstand den Morgen drauf,
Da sucht er im Garten den Gärtner auf.

„Mein guter Gärtner, hab' wohl Acht,
Da ist ein Ding, das mir Sorgen macht.

„Es ist eine Nachtigall im Hag,
Die nichts als singen und singen mag.

„Sie singt allnächtlich in ihrem Nest,
Daß sie mich nicht schlafen noch ruhen läßt.

„Und fängst du sie ein, und schaffst mir Ruh',
So schenk' ich dir einen goldnen Sou.“

Der gute Gärtner auf dieses Wort
Spannt seine Schlingen aus sofort.

Er fing die Nachtigall noch vor Nacht,
Und hat sie dem alten Herrn gebracht.

Wie der erfaßt das Vögelein,
Da lacht er auf im Herzen fein,

Und drückt's und erdrückt's erbarmungslos
Und wirft's der armen Frau in den Schooß.

„Da seht, mein Gemahl, wie ich euer gedacht,
Ich hab' euch euer Vöglein gebracht.

„Für euch, mein Liebchen, fing ich es ein,
Ich hoff', es soll euch zur Freude sein."

Der junge Buhle der Dame vernahm
Die trübe Kunde und sprach voll Gram:

„Um unser Lieben ist es geschehn,
Wir können uns nicht mehr wiedersehn.

„Uns wiedersehen können wir nicht,
Wie sonst am Fenster im Mondenlicht."

Die Nachtigall.

(Ann Eostik.)

Diese Ballade ist sehr alt, denn im dreizehnten Jahrhundert war sie schon populär genug, um der Prinzessin und Minnesängerin Maria de France bekannt zu werden, in deren Gedichten sich eine französische Nachahmung derselben befindet. Wir theilen hier einige Stellen des altfranzösischen Gedichtes mit:

— — — — — — — —

A Saint-Malo, en la contrée,
Est une ville renomée;
Deux chevaliers alles (là) manaient (demeuraient)
Et deux forez (voisines) maisons avaient.
L'un avait femme épousée,
Sage, courtoise, moult acemée (spirituelle);
Si autre fut un bachelier (bas chevalier, chevalier pauvre)
Bien ert (était) connu entre ses pairs.

— — — — — — — —

La femme à son voisin aima,
Tant la requit, tant la pria.
Et tant parut en lui grand bien,
Qu'elle l'aima sur toute rien (par-dessus tout).

— — — — — — — —

Les nuits quand la lune luisait,
Et son sire couché était,
D'auprès de lui souvent levait,
Et de son mantel s'affublait,
A la fenetre ester (s'asseoir) venait
Pour son ami qu'elle y savait.
Tant elle y fut, tant se leva,
Que son sire s'en courrouça,
Et maintes fois lui demanda
Pourquoi levait et où alla?
— Sire, la dame lui repond,
Je n'en a de joie dans ce mond'
Qui n'ouït le éostik (rossignol) chanter:
Pour ce me vois ici ester
Tout doucement l'ouïs la nuit,
Qui moult me semble grand déduit (plaisir). —

Quand li sire ouït ce qu'elle dit,
De ire (colère) et mal talent (pitié) en rit.
De une chose pourpensa (résolut),
Que le éostik enginera (prendra).
Il n'eut valet en sa maison
(qui) Ne fît engins, rets, ou laçon,
Puis les mettent par le verger;

— — — — — — — —

Quand le éostik ils eurent pris,
Au seigneur fut rendu tout vif.

Moult est joyeux quant il le tient;
A chambre la dame s'envient;
— Dame, fait-il, ou êtes-vous?
Venez avant parler à nous.
Je ai le éostik englué,
Pour qui vous avez tant veillé:
Desor (désormais) pouvez dormir en paix,
Il ne vous éveillera mais. —

— — — — — — — —

Et il l'occit par engresté (mauvaise humeur)
Le col lui rompt od (avec) ses deux mains
(De ce fit-il que trop vilain!)
Sur la dame le corps jeta,
Si (bien) que son cainse (corsage) ensanglanta
Un peu dessus le sein devant.
De la chambre sort à l'instant.

Hierauf folgt noch eine lange Erzählung in fünfunddreißig Versen, wie die Dame die Nachtigall betrauert, sie dem Geliebten überschickt, in gestickte Seide gewickelt, und wie dieser eine goldene Kapsel machen läßt, in welcher er die Nachtigall bei sich trägt. Die Dichterin schließt:

Cette aventure fut contée,
Ne put être long-temps celée (cachée);
Un lai en firent les Bretons,
Et le Eostik l'appelle-t-on.

Auch ohne die schließliche Hinweisung auf die bretonische Ballade geht aus dem ganzen Gedichte die Nachahmung derselben hervor. Zu gleicher Zeit dient es als

Beispiel, in welcher Weise die nord-französische Kunst-Poesie, welche häufig die bretonischen Volkslieder bearbeitete, dieselben durch Breite verunstaltet und mit störenden Ausschmückungen überladen hat. Die künstlerisch angelegte Ballade, voll poetischer Oekonomie, in welcher der Geliebte nur gegen Ende des Gedichtes erscheint, die nächtliche Unruhe der Dame plötzlich erklärt und seine Klage mit ein paar Versen abmacht, ist durch Weitschweifigkeit und Umkehrung des Planes ganz wirkungslos geworden, wenn man die Naivetät der alt-französischen Sprache abrechnet. Selbst in dem mitgetheilten Stücke sind vierundzwanzig Verse ausgelassen, ohne daß dadurch das Verständniß und der Zusammenhang des Gedichtes beeinträchtigt würde.

Der ewige Jude.

Hört an, Gesellen, höret an,
Den Zwiesprach, den zwei Alte gethan.

Zwei Aeltere trägt die Erde nicht,
Sie leben bis zum jüngsten Gericht.

Der Eine heißt Isaak Wanderschnell,
Der Andere Elend, der dürre Gesell.

Und wo er zieht über Land und Meer,
Da zieht der Jammer hinter ihm her.

Ach, wär' er todt, ach, wär' er todt!
Die Menschen wären aus aller Noth.

Bei Orleans, da trafen sie sich
Und grüßten als Alte sich brüderlich.

Und Elend sprach zu Isaak zuerst:
Sag', ewiger Jude, woher du fährst?

Und sag', was thust du in dieser Welt?
Ich seh', mit dir ist's traurig bestellt.

Der ewige Jude:

Ich wandre bei Tag, ich wandre bei Nacht,
So will es Gott, dem ich Leid gebracht.

Ich wandre bei Nacht, ich wandre bei Tag,
Und leide mehr, als ein Mensch vermag.

Ach leben! — und sterben kann ich nicht! —
Ach leben bis zum jüngsten Gericht!

Ich glaubte der Aeltste auf Erden zu sein,
Nun seh' ich, du trägst noch ältere Pein."

Der Alte Elend:

Du Kindlein, das das Gestern gebar,
Ich lebe schon etliche Tausend Jahr'.

Als Adam Gottes Gebote brach,
Kam ich zur Welt unter seinem Dach.

Seit damals haben an ihrem Heerd
Mich ungern seine Kinder genährt.

Der ewige Jude:

Mein altes Väterlein, sage mir,
Wie heißest du, und was schaffst du hier?

Der Alte Elend:

Freund, Elend ist der Name mein,
Wohin ich mich wende, hör' ich Gewein.

Die Quelle bin ich von allem Leid,
Der Vater jeglicher Schlechtigkeit.

Du mußt mich kennen, denn seit ich erstand,
Schrei'n sie meinen Namen in allem Land.

Ich lehrte sie kennen alle Wehn,
Ich lehrte sie alle Leiden verstehn.

Der ewige Jude:

Bist du's, der die Menschen plagt, fürwahr,
Dann kenn' ich dich. Siebzehnhundert Jahr'

Hör' ich, wie man dich mit Namen heißt,
Des Menschengeschlechtes bösen Geist.

Zum Mindesten, was ziehst du nicht vor,
Zu den Reichen zu gehn, du alter Thor?

Was bringst du den Armen alle Noth,
Die oft nicht haben den Bissen Brod?

Der Alte Elend:

Schweig, Jude, schweig; ich hoffe, daß bald
Bei den Reichen ich nehme den Aufenthalt.

Und tret' ich erst einmal in ihr Haus,
Man treibt mich so bald nicht wieder heraus.

Der ewige Jude:

Dein Kleid ist schäbig, du alter Wicht,
Die Junker empfangen dich niemals nicht.

Sie jagen vom Thor dich ungescheut,
Du bist gemacht für die armen Leut'.

Der Alte Elend:

Ich mache Arme aus adligem Blut,
Ich schleiche mich ein mit List, o Jud'.

Aufthun mir zwei Mägde, die mit mir bekannt,
Verschwendung und Trägheit sind sie genannt.

Der ewige Jude:

Zieh weiter, Gespenst, es schaudert mir,
Ich habe nichts weiter zu schaffen mit dir!

Mich treibt ein Stärkerer fort ins Land,
Auf mir, auf mir liegt Gottes Hand!

Der ewige Jude.

(Juif errante.)

Der ewige Jude ist in Frankreich eben so populär, wie in Deutschland und England. Das Volk liebt ihn und erwartet nur Gutes von ihm; seine Sünde hat es ihm vergeben und betrachtet ihn als geweiht und gereinigt, und endlich als eine Person, in der sich jahrtausendalte Erfahrung zu höchster Weisheit und Milde abgeklärt hat. Er kennt unzählige Geheimmittel gegen allerlei Krankheit und theilt seine Geheimnisse gern mit, um zu helfen. — Auch das englische Volk betrachtete ihn schon im Mittelalter als eine beinahe heilige Person; „and is himself a very grave and holy person", sagt Mathew Paris, der alte Mönch von St. Albans. Nach diesem Chronisten war der ewige Jude ursprünglich Thürsteher bei Pontius Pilatus und hieß Carthaphilus; erst in der Taufe, denn er bekehrte sich bald nach der Kreuzigung, erhielt er den Namen Joseph. Nach jedem hundertsten Lebensjahre fällt er in eine schwere Krankheit, aus der er sich verjüngt erhebt; er hat dann wieder dreißig Jahre, wie damals, als er sich an Christus vergangen. Christus gibt ihm täglich einen Groschen für seinen Lebensunterhalt. — Aehnlich behandelt das französische Volk den ewigen Juden, den es Isaak nennt. Es gibt ihm täglich fünf Sous, immer neue Kleider und unzerreißbare Schuhe. Christus ist ihm eigentlich gewogen, und es erwartet ihn dereinst ein gutes

Loos. — Der ewige Jude ist in den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Gegenden erschienen und kommt auch in vielen Sagen episodisch vor. Die Erinnerung an ihn bleibt selbst in jenen Gegenden, in denen alle anderen mittelalterlichen Sagen und Legenden aus dem Gedächtnisse schwinden. Darum haben ihn auch unzählige populäre Dichter und Schriftsteller benutzt, wie z. B. Claude Tillier in seinem reizenden, aber wenig bekannten Roman „Oncle Benjamin", Eugen Sue, A. Dumas ꝛc. Noch in neuester Zeit hat ihn Eduard Grenier in einem Gedichte: „La mort du Juif-errant" schön und sinnig besungen. Die Bretonen haben ihn nach ihrer Art in ein Volkslied gebannt.

Die Maiblumen.

I.

Wer Jeſſ geſehn am Meeresſtrand,
Der Wangen Röthe, der Augen Brand,

Wer Jeſſ hätt' an der Kirmeß geſehn,
Dem hätte müſſen das Herz aufgehn.

Doch wer ſie in ihrem Bett geſehn,
Dem wär' vor Mitleid weh geſchehn,

Vor Mitleid mit dem kranken Kind,
Blaß, wie die Sommerlilien ſind.

Zu den Geſpielen, welche dort
Am Bette ſaßen, ſprach ſie das Wort:

„Habt ihr mich lieb, ihr Schweſtern mein,
Um Gott, ſo laßt das Weinen ſein.

„Zu ſterben iſt die gemeine Noth,
Gott ſelber fand am Kreuz den Tod.“

II.

„Zum Brunnen ging ich in der Nacht,
Da sang die Nachtigall süß und sacht:

„„Es flieht der schöne Monat Mai,
Und mit den Blumen ist's auch vorbei.

„„Glückselig, wer in der Jugend stirbt,
Um den der Tod im Frühling wirbt!

„„Denn wie die Rose vom Stengel fällt,
So scheidet die Jugend aus der Welt.

„„Die vor acht Tagen verfällt dem Tod,
Die wird bedeckt mit Rosen roth.

„„Aus Blumen steigt sie zum Himmel empor,
Wie der Falter fliegt aus den Rosen hervor.““

III.

Klein Jess, klein Jess, und weißt du nicht,
Und weißt du nicht, was die Nachtigall spricht?

„Es flieht der schöne Monat Mai,
Und mit den Rosen ist's auch vorbei!“

Und wie sie's hört, das arme Kind,
Kreuzt sie die beiden Hände geschwind.

„Ein Ave Maria sag' ich hie,
Zu deinem Preise, o Marie.

„Daß es gefalle deinem Sohn
Sich meiner zu erbarmen schon,

„Auf daß ich eingeh' in Seligkeit,
Dort der Gespielen zu harren bereit."

Klein Jessik betet so und schweigt,
Das kleine Köpflein hat sie geneigt.

Das Köpflein hat sie geneigt in Ruh',
Dann schloß sie die beiden Aeuglein zu.

Da sang im Garten die Nachtigall,
Sie sang im Garten mit süßem Schall:

„Glückselig, wer in der Jugend stirbt,
Um den der Tod im Frühling wirbt!

„Wen in der Jugend nimmt der Tod,
Der wird bedeckt mit Rosen roth."

Die Maiblumen.

(Bleunion Mae.)

Dieses Gedicht ist ein Product der jüngsten Volkspoesie. Verfaßt ist es von zwei Bäuerinnen, Schwestern, die noch heute in der Nähe von Quimperlé leben. Abgesehen von seinem poetischen Werthe, den es unstreitig besitzt, ist das bretonische Original als Beweis merkwürdig, wie rein sich die celtische Sprache im Munde des Volkes erhalten hat, und mit welch künstlerischem Gefühl das Volk im Liede die französischen Ausdrücke wegläßt, die es in der alltäglichen Redeweise zum Theil angenommen hat. Der deutsche Leser wird sich dabei an das Volkslied erinnern, welches in des Knaben Wunderhorn unter dem Titel: „Ach, was hilft ein Blümelein!" mitgetheilt wird.

Sterben ist eine harte Buß',
Weiß wohl, daß ich sterben muß,
Und ein Röslein rosenroth
Pflanzt mein Schatz nach meinem Tod.

— — — — — —

Wachsen schön Blümlein drauf (auf dem Grabe),
Geben dir ein'n schönen Strauß,
Ach, was hilft ein Röslein roth,
Wenn es blüht nach Liebes Tod!

Dort hinein und nicht hinaus
Trägt man mich ins Grabeshaus,
Hab's gesehen, in der Nacht
Hat's ein Traum mir kund gemacht.

— — — — — —

Denn was hilft ein Blümelein,
Wenn es heißt: ins Grab hinein!
Ach, was hilft ein Röslein roth,
Wenn es blüht nach Liebes Tod!

Die Bitte von klein Jessik an Maria, ihren Tod zu beschleunigen, damit sie noch im Monat Mai sterbe, bezieht sich auf den bretonischen Brauch, die Leiche eines jungen Mädchens, die im Monat Mai stirbt, mit Rosen zu bedecken und ihr Grab alljährlich bei Wiederkehr des Frühlings mit neuen Blumen zu schmücken, was als ein Vorzeichen ewigen Glücks betrachtet wird.

Aus Stahr's reizender Idylle, die er im ersten Theile seines trefflichen Buches über Italien erzählt, geht hervor, daß derselbe Gebrauch sich auch noch in dem ehemals celtischen Arles erhalten hat.

Die silbernen Spiegel.

Ein neues Lied, ein neues Lied,
Horcht auf auf dieses neue Lied!

Es ist auf Gretchen von Kerglujar,
Das schönste Mädchen, das jemals war.

Einst sprach zu ihr die Mutter: „Traun,
Mein Gretlein, wie bist du schön zu schau'n!"

„Ach Gott, was frommt mir, schön zu sein,
Wenn ihr mir nicht erlaubt, zu frei'n!

„Wenn der Apfel glänzt im rothen Glast,
Muß man ihn hurtig pflücken vom Ast.

„Der Apfel fällt, die Fäulniß frißt,
Wenn man ihn nicht pflückt zur rechten Frist."

„So tröste dich, mein Kind, fürwahr,
Du freist von jetzt in einem Jahr."

„Und wenn ich sterbe vor dem Jahr,
Dann habt ihr Kummer immerdar.

„Und wenn ich das Jahr nicht erlebet hab',
Dann legt mich in ein neues Grab.

„Und pflanzet darauf der Sträuße drei,
Von Rosen einen, von Lorbern zwei.

„Die Burschen kommen zum Friedhof hinaus,
Und jeder nimmt sich einen Strauß.

„Und einer sagt zum andern das Wort:
Ein junges Mädchen lieget dort.

„Sie starb vor Lust, in ihrem Haar
Zu tragen die kleinen Spieglein klar.

„Begrabt mich an der Heerstraß vielmehr,
Kein frommer Priester geht vor mir her.

„Kein frommer Priester holt mich, ach!
Und keine Glocke läutet mir nach."

Die silbernen Spiegel.

(Mellezourou arc'hant.)

Dieses eigenthümliche Gedicht erinnert an manches ähnliche Volkslied anderer Nationen, namentlich der Slawen, dem der Wunsch eines Mädchens, zu freien, oder die Klage über das Hinausschieben der ersehnten Zeit den Stoff gegeben hat.

Die silbernen Spiegelchen, welche Gretchen von Kerglujar im Haar zu tragen wünscht, machen einen Theil des Hochzeitschmuckes aus. Die letzten Strophen deuten auf Selbstmord.

Der Nagelschmied.

Seitdem ich wohn' in diesem Ort,
Hör' ich den Nagelschmied immerfort.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Mit schwarzen Armen steht er stumm
Und dreht das Eisen um und um.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Nie sieht er den schönen Sonnenschein,
Das Feuer der Esse sieht er allein.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Daß er die Kinder kleid' und speis',
Macht er die Nägel hundertweis.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Die Andern gehn zum Kirmeßort,
Er hämmert an seinen Nägeln fort.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Und klein und groß und Nägel für Schuh',
Ach! wie viel Eisen um einen Sou!

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Nur Sonntags kann man ihn feiern sehn,
Da gönnt er sich Ruh', zur Messe zu gehn.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Im Schank zum grünen Tannenast,
Da ist der Schmied ein seltner Gast.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

So segne Gott, so viel er kann,
Ja, segne diesen Arbeitsmann!

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft sein Hammer Schlag auf Schlag.

Der Nagelschmied.

(Ann Tacher.)

Wir machen auch den Schluß dieser Abtheilung mit einem Gedichte des mehrerwähnten A. Bizeux, der noch die Kunst versteht, die in Frankreich ausgestorben scheint, eine Ballade und ein Lied zu dichten. Der Umstand, daß seine celtischen Gedichte, die er unter dem Titel: Telin Arvor, die armorische Harfe, herausgab, populär geworden sind und in einem großen Theile der Bretagne gesungen werden, zeugt davon. Das vorstehende Gedicht: Der Nagelschmied, wird in der Gegend von Kemperle viel gesungen. Im Jahre 1846 brachte es die Revue des deux mondes in französischer, einer vom Verfasser selbst bearbeiteten Uebersetzung. Der Dichter hat jedoch den Versuch, bretonische Volkslieder ins Französische zu übertragen, aufgegeben, da er sich bald überzeugte, daß die von der Akademie in Fesseln geschlagene Sprache nicht Freiheit genug besitze, um sich volksthümlich zu bewegen.

Fest- und Liebes-Lieder.

Lied des Junifestes.

Der alte Patron.

Guten Tag euch, meine Schöne,
guten Tag, Gevatterin!
Rechte Liebe nur ist schuldig,
daß ich heut zugegen bin.

Die alte Patronin.

Glaubet nimmer, mein Geselle,
daß ihr mich zur Braut schon habt
Wegen eines Rings von Silber,
den ihr mir beim Feste gabt.

Nehmet euren Ring zurücke,
traget euren Ring nach Haus;
Denn mit meiner Lieb' zu diesem
wie zu euch ist's lange aus.

Wohl hat's eine Zeit gegeben,
doch die Zeit ist längst enteilt,
Wo ich für ein freundlich Lächeln
gab mein Herze unverweilt.

Doch seit jenen Zeiten lieg' ich
mit der Zeit in Zank und Streit,
Und ich lächle Keinem wieder,
der mit Lächeln um mich freit.

Der alte Patron.

Als ich noch ein junger Bursche,
trug ich einst der Bänder drei;
Eins war grün, dazu ein blaues
und ein weißes noch dabei.

Und das erste, grüne trug ich
der Gevatterin zur Ehr';
Denn sie liebte mich von Herzen
und ich liebte sie noch mehr.

Und das weiße, als ein Zeichen
unsrer Liebe rein und licht,
Trug ich vor der Morgenröthe
und der Sonne Angesicht.

Friedlich wollt' ich mit ihr leben,
drum trug ich das dritte, blau,
Und noch heute muß ich seufzen,
wenn ich dieses Band beschau'.

Ach! ich bin von ihr verlassen,
wie der alte Taubenschlag
Von der flatterhaften Taube,
die ihr Nest macht in dem Hag.

Der neue Patron zur neuen Patronin.

Wieder ist die Zeit gekommen
mit dem Juni in das Land,
Wo die Knaben und die Mädchen
allwärts wandeln Hand in Hand.

Alle Blumen haben heute
sich geöffnet in dem Feld,
Wie die Herzen aller Jugend
in der ganzen weiten Welt.

Sieh, die Weißdornbüsche blühen
und verstreuen süßen Duft,
Und die kleinen Vögel paaren
schwirrend sich in freier Luft.

Komm, du schönes Lieb! wir wollen
zu dem grünen Walde gehn,
Daß wir hören durch die schwanken
Blätter leis die Winde wehn;

Daß wir hören durch die kleinen
Kiesel murmelnd gehn den Quell
Und die Vögel auf der Bäume
Wipfel singen froh und hell.

Jedes singt sein Liedchen, jedes
singt nach eigner Melodie;
Sie erquicken unsre Herzen,
unsern Sinn erfreuen sie.

Lied des Junifestes.

(Son fest miz Even.)

Wie in andern katholischen Ländern spielen auch in der Bretagne die Feste mit mehr oder weniger religiöser Färbung eine Hauptrolle im Volksleben. Die meisten stammen aus alten Zeiten, und wie man aus Einzelheiten sieht, sind sie nichts Anderes als altheidnische druidische Gebräuche, die von den christlichen Priestern mit Geschicklichkeit metamorphosirt worden sind. Eines der wichtigsten Feste ist das Junifest. Aus dem Umstande, daß man noch im vorigen Jahrhunderte erst nach dem sechszehnten Lebensjahre zugelassen, und einmal verheirathet, wieder ausgeschlossen wurde, und aus den erotischen Episoden läßt sich schließen, daß dieses Fest eine Art eleusinischer Mysterien gewesen.

Man versammelt sich und tanzt in der Nähe eines Dolmen. Die jungen Männer trugen noch vor nicht langer Zeit grüne Aehren auf ihren Hüten, und die jungen Mädchen Sträuße von Flachsblüthen, welche sie, am Tanzplatze angekommen, auf den Dolmen niederlegten. Diese Sträuße blieben der Sage nach durch ganze Wochen so frisch wie am ersten Morgen, wohl gemerkt, wenn die Liebenden einander treu verblieben. Untreue machte sie alsbald welken. Man weiß, daß die Druidensteine zur Erforschung der Wahrheit dienten und deßhalb auch Steine der Wahrheit genannt wurden. Im Jahre 1658 verbot

das Concil von Nantes, irgend eine Gabe auf diese Steine niederzulegen, und befahl den Bischöfen, sie von Grund aus zu zerstören. Ein junger Mensch, der eine von blauen, grünen und weißen Bändern zusammengesetzte Schleife im Knopfloche trägt, ist der Patron des Festes. Diese Farben sind die der Druiden, Barden und Wahrsager, bei denen sie Frieden, Treue und Reinheit darstellen. In unserem Gedichte werden diese Farben in demselben Sinne aufgefaßt. Jeder Patron vermacht seine Würde fürs nächste Fest dem neuen Patron, indem er ihm die dreifarbige Schleife übergibt. Dieser wieder wählt sich eine Patronin, der er einen silbernen Ring an den Finger steckt. Der Sage nach hat in früheren Zeiten der Pfarrer den Tanz begonnen und der Caplan die Musik dazu gemacht, — ein neuer Beweis, wie diese die Rollen der Druiden und der Barden übernommen haben. Das Fest schließt mit einem Reigen um den Dolmen.

Das Lied von der neuen Tenne.

Zur Tenne, zur neuen, hinaus sind sie all,
Da will ich dabei sein, beim Fest und beim Ball.

Die Andern sind all ins Gehöfte hinaus,
Und ich bin nicht der, der allein bleibt zu Haus.

Da gibt es der lustigen Burschen genung,
Und Mädel, die fehlen nicht, herzig und jung.

Mein Herze, das hüpfte schon lange wie toll,
Sobald das Geläute der Glocken erscholl.

Da sah ich ein Mädel, das tanzte vorbei,
So leicht wie ein Täubchen, so flink und so frei.

Die Aeuglein, die glänzten wie Thautropfen rein
Am weißen Dornröslein im Frühmorgenschein.

Sie waren so blau wie die Blumen vom Lein,
Und weiß ihre Zähne wie edles Gestein.

Ich guckte nach ihr, und sie guckte nach mir,
Dann lud ich sie ein, und dann tanzt' ich mit ihr.

Und wie wir so tanzten und drehten im Kreis,
Da drückt' ich ihr Händchen, so klein und so weiß.

Sie lächelte her und sie lächelte süß,
So süß wie ein Engel vom Paradies.

Ich lächelte hin, und das mußte ja sein,
Jetzt lieb' ich nur sie und nur sie ganz allein.

Ich geh' noch heut Nacht, und ich hab' keine Ruh',
Ich bring' ihr ein Kreuz und ein Sammtband dazu.

Ein silbernes Kreuz und ein schwarzsammtnes Band,
Gekauft auf dem prächtigsten Markte im Land,

Dem Markte vom Schutzpatron Sanct Nikolaus;
Das steht dem bloßhalsigen Kind überaus.

Und bring' ihr ein Ringlein von silbernem Schein,
Das trägt sie am Finger, der Finger ist klein,

Der Finger ist nett, und ich hab's ihr geschenkt,
Damit sie auch manches Mal meiner gedenkt.

Und auf meinem Weg von der Süßen zurück
Begegn' ich dem Schneider, dem alten, zum Glück.

Begegnet der Schneider mir spät in der Nacht,
Da hat mir der Alte dies Liedchen gemacht.

Das Lied von der neuen Tenne.

(Son Leur-Nevez.)

Das Fest der neuen Tenne ist das eigentliche Agricultur-Fest. Wenn eine Tenne neu gemacht werden soll, bringen alle Nachbarn auf ihren Fuhrwerken Erde und Wasser herbei, die zur Bereitung des Tennebodens nothwendig sind, und Jeder beeilt sich, der erste auf dem Platze zu sein, um die als Preis ausgesetzten Bänder zu gewinnen. Ein junges Mädchen wird bei dieser Gelegenheit auf einen Tisch gesetzt und nicht eher freigelassen, als bis sie sich durch einen Kuß losgekauft hat. Acht Tage darauf, wenn die Tenne gehörig gestampft, geebnet und getrocknet ist, beginnt ein zweites Fest mit einem Reigen, welchen die Mädchen, hohe mit Milch oder Blumen gefüllte Krüge auf dem Kopfe tragend, ausführen. Des Abends beginnen die Ringspiele. Ein Kranz, ein neuer Hut, Bänder und farbige Gürtel bilden die Preise der besten Ringer.

Die bretonischen Ringer waren zu jeder Zeit berühmt. Skaliger nennt die Bretonen ein unerschrockenes Geschlecht, welches in der Kunst der griechischen Palästra sehr geschickt ist. Ehemals wurden sie auf Staatskosten unterhalten, und die Herzoge hatten immer mehrere in ihrem Gefolge. Auch die Reicheren von Adel ernährten in ihren Schlössern neben den Barden immer mehrere Ringer.

Die Feste der neuen Tenne liefern den Volkspoeten oft Stoff zu neuen Liedern.

Der Schäferruf.

Wenn ich aufsteh' Morgens frühe,
mit den Küh'n zur Weide zieh',
Hör' ich meine Süße singen,
an der Stimme kenn' ich sie;
Hör' ich singen meine Süße
auf dem Berg im Morgenschein,
Und ich mache schnell ein Liedchen,
und ich stimme bald mit ein.

Als ich sie zum ersten Male
sah, mein Gretchen hold und frisch,
Ging sie g'rad zum ersten Male
in die Kirch' zu Gottes Tisch;
Mit den Kindern von Fuesnant
in die Kirch' begab sie sich;
Damals zählte sie zwölf Jahre,
und zwölf Jahre zählte ich.

Unter Allen stand sie strahlend,
wie die gelbe Ginsterblüth',
Oder wie die wilde Rose
aus den Haidebüschen glüht.

Fort und fort, so lang' die Messe
 währte, mußt' ich schau'n nach ihr,
Und je mehr ich nach ihr schaute,
 desto mehr gefiel sie mir.

In dem Garten meiner Mutter
 steht ein Baum von Aepfeln schwer,
Ihm zu Fuß ein grüner Rasen
 und Gebüsche rings umher.
Wenn sie zu mir kommt, die Süße,
 die mein Herz liebt inniglich,
Werden wir uns in des Baumes
 Schatten setzen, sie und ich!

Unter allen Aepfeln such' ich
 meinem Lieb den röthsten aus;
Eine Blume, die ich liebe,
 bind' ich ihr in einen Strauß —
Eine welke Ringelblume,
 weil mein Herze trauern muß,
Denn sie gab mir niemals einen
 liebevollen, ernsten Kuß.

„Schweiget, Freund, und singt nicht länger!
 schweigt und singt ein ander Mal!
Leute kommen aus der Messe,
 und sie horchen auf im Thal.
Wenn wir wieder auf der Haide
 einsam sind, kein Mensch dabei,
Geb' ich einen rechten süßen
 Kuß euch — einen oder zwei."

Der Schäferruf.

(Ann Alikè.)

Das Schäferfest in der Bretagne ist das Fest der Kinder, welchen gewöhnlich die Herden zur Hut anvertraut sind. Sieht man die kleinen Herden der bretonischen Racen, welche mehr einem Spielzeuge der Kinder ähnlich sind, so kann man allerdings glauben, daß jeder Knabe einen bretonischen Stier zu bändigen stark genug sei.

Den Kindern wird, bevor ihnen die Herden übergeben werden, ein Fest zum Besten gegeben, bei welcher Gelegenheit ihnen ein Greis den Gesang: Kentel av Vugale oder die Lehre für die Kinder, vorsingt, um ihnen ihre Pflichten einzuschärfen. Das Fest wird auf der Haide gefeiert. Beim Nachhausegehen singen die Kinder sonderbarer Weise das Liebeslied, welches hier mitgetheilt ist.

Alikè heißt dieses Lied, weil der Knabe, bevor er das Lied beginnt, dem Mädchen, dem er es singen will, dreimal den Ruf: Ali! Kè! Horch! Komm! zuruft.

Die Anfrage.

Der Bazvalan.

Gott Vater, Sohn und heiliger Geist,
Gesegne dieses Haus zumeist,
Und schenk' ihm Freude zu jeder Frist,
Mehr, als mir selber geworden ist.

Der Breutaer.

Was fehlt dir denn, Geselle, sag'!
Daß sich dein Herz nicht freuen mag?

Der Bazvalan.

Ich hatt' in meinem Taubenschlag
Ein weißes Täublein manchen Tag
Bei meinem Tauber, da rauschte geschwind
Ein Sperber hernieder wie der Wind;
Mein armes Täublein erschrocken floh,
Es hat sich verborgen, kein Mensch weiß, wo.

Der Breutaer.

Du scheinst mir wohl geputzt und gepflegt
Für einen Menschen, der Kummer hegt;
Dein Haar ist schön gestriegelt und glatt,
Gerade wie man's beim Tanze hat.

Der Bazvalan.

Mein lieber Geselle, spottet nicht!
Bekamt ihr mein Täublein nicht zu Gesicht?
Ich hab' kein' Freud' mehr Nacht und Tag,
Bis ich es wieder finden mag.

Der Breutaer.

Mir kam deine Taube nicht zu Gesicht,
Und auch dein weißer Tauber nicht.

Der Bazvalan.

Du lügst, Geselle, die Leute drauß,
Die sahen sie ziehn nach deinem Haus
Und fliegen in deinen Hof hinein
Und niedersitzen im Garten dein.

Der Breutaer.

Mir kam deine Taube nicht zu Gesicht
Und auch dein weißer Tauber nicht.

Der Bazvalan.

Mein armer Tauber wird sterben aus Gram,
Weil seine Taube nicht wiederkam;

Mein armer Tauber stirbt alsbald —
Ich schau' mal durch den Thürenspalt.

Der Breutaer.

Halt, Freund! du sollst nicht weiter gehn,
Ich will schon selber nach ihr sehn.

(Er geht ins Haus und kommt nach einem Augenblicke wieder heraus.)

Von meinem Garten komm' ich her,
Der ist von Tauben gänzlich leer.
Nur schöner Blumen fand ich viel,
Blauholder und Rosen an schwankem Stiel;
Vor Allem ein Röslein hold und fein,
Das blüht am Hage ganz allein;
Das will ich euch holen, wenn ihr wollt,
Dran euer Herz sich erfreuen sollt'.

(Er geht zum zweiten Mal in das Haus und kommt zurück, ein kleines Mädchen an der Hand.)

Der Bazvalan.

Ein Blümlein, wunderfein fürwahr!
Zu trösten ein Herze ganz und gar;
Und wär' mein Tauber ein Tropfen Thau,
Er fiele wohl drauf nieder schlau.

(Nach einer Pause.)

So geh' ich auf die Bühne nun,
Dort mag sie wohl vom Fliegen ruhn.

Der Breutaer.

Halt an, mein Freund! du darfst nicht gehn,
Ich will schon selber nach ihr sehn.

(Er kommt zurück mit der Frau des Hauses.)

Auf meiner Bühne zu meinem Leid
Fand ich kein Täublein weit und breit,
Die Aehre nur fand ich beim Taubenschlag,
Die seit der Aernte verlassen lag.
Willst du sie stecken auf deinen Hut,
So mag sie trösten deinen Muth.

Der Bazvalan.

So viel die Aehre Körner trägt,
So viel mein Täublein Junge hegt
Dereinst in ihrem Nest mit Fleiß
Wohl unter ihren Flüglein weiß.

(Nach einer Pause.)

Jetzt will ich auf dem Felde sehn.

Der Breutaer.

Geduld, mein Freund! ihr sollt nicht gehn;
Wär' schad' um eure schönen Schuh',
Ich gehe selbst und sehe zu.

(Er kommt mit der Großmutter.)

Kein Täublein kann ich finden da,
Die Hutzel ist alles, was ich sah;

Sie ist mit Runzeln längst bedeckt,
Sie war in den Blättern des Baums versteckt.
Da nehmt die Hutzel und steckt sie ein
Und bringt sie eurem Tauber fein,
Er soll sie essen und fröhlich sein.

Der Bazvalan.

Obwohl die Frucht von guter Art
Trotz Runzeln ihren Duft bewahrt,
So dank' ich für die Hutzel sehr
Und für die Rose sammt der Aehr'.
Sie stehn mir alle drei nicht an,
Mein kleines Täublein muß ich han,
Das will ich selber suchen fortan.

Der Breutaer.

Du mein Gott! der Gesell' ist schlau!
So komm denn mit mir, Freund, und schau'.
Dein weißes Täublein ist nicht fort,
Ich hab' es gehütet an gutem Ort,
Ich selber in meinem Kämmerlein,
In einem Käfig von Elfenbein,
Geziert mit Stäben von Silber und Gold,
Drin sitzt es gar fröhlich, gar schmuck und hold.

(Der Bazvalan wird eingelassen.)

Die Anfrage.

(Ar Goulenn.)

Auch die bretonischen Hochzeitgebräuche haben viel von den alten Sitten beibehalten, die man in ähnlicher Weise bei den verschiedensten Völkern findet, wo die Civilisation mit ihrer modernen Gleichförmigkeit die ursprünglichen Gewohnheiten noch nicht entfernt hat.

Bei den Hochzeiten in der Bretagne spielt der Brautwerber (bazvalan) noch eine bedeutende Rolle. Ein Schneider versieht gewöhnlich dieses Geschäft, das eine große Zungenfertigkeit, verbunden mit einer genauen Kenntniß der Familien-Verhältnisse der Brautleute, verlangt. In früheren Zeiten war das Amt des Bazvalan hoch geachtet, und er konnte mit seinem Ginsterzweige, den er als Zeichen trug und der ihm den Namen gab (baz Zweig und valan von Ginster), ohne Gefahr aus einem feindlichen Lager in das andere gehen.

Wenn der Bazvalan das Jawort von Braut und Brautmutter erhalten hat, wird der Verspruch gefeiert und die Vorbereitung zur Hochzeit getroffen. Haus und Hof, Schoppen und Tenne füllen sich mit Schreinern, Schneidern, Nätherinnen und Mägden, die Zurichtungen zum Feste und zur Aussteuer der Neuvermählten machen. Der Bazvalan versieht jetzt das Amt des Hochzeitbitters. In Gesellschaft eines der nächsten Verwandten des Bräutigams geht er von Haus zu Haus und sagt, nachdem er dreimal an die

Thür geklopft, seine Einladung in Versen her. Dabei hat er Acht, zur Essenszeit in guten Häusern einzutreffen, wo er sich mit zu Tische setzt. Am Hochzeitmorgen wird die Braut von einer lustigen Schar zu Pferde in die Kirche abgeholt. Der Bräutigam mit dem Brautführer zieht an der Spitze des Zuges. Vor dem Hause der Braut angekommen, steigt der Bazvalan vom Pferde, nähert sich der Thür des Hochzeithauses und beginnt den vorstehenden Wechselgesang. Ihm antwortet der Breutaer, der auf Seiten der Braut dasselbe Amt versieht, wie der Bazvalan beim Bräutigam. Nachdem der Bazvalan den Breutaer gleichsam besiegt hat, wird er eingelassen.

Ein Manuscript aus dem sechszehnten Jahrhundert, das noch vorhanden ist, enthält eine solche Anfrage, ganz der unsrigen ähnlich. Nur beginnt dort der Bazvalan mit Prahlereien: „Ich bin Simson und habe die Philister getödtet“ ꝛc. Worauf ihm der Breutaer antwortet: „Die Wissenschaft steht über der Waffengewalt; ich habe von Gott das Gesetz auf dem Berge Sinai empfangen“ ꝛc. Dieses Herbeiziehen von Personen aus dem Alterthum erklärt sich aus den Schriften der alten Barden, die an eine Seelenwanderung glaubten und, wie z. B. der Barde Taliesin aus dem sechsten Jahrhundert, eine ganz ähnliche Sprache führten. Was die Barden im Ernste sagten, wurde im Munde des Volkspoeten nach und nach zur Parodie und verlor sich später mit dem Verständniß der alten Verse ganz.

Der Gürtel.

Im Felde sah ich eine Stute,
Die war von jungem fröhlichem Muthe.

Sie dachte nur, sich zu ergetzen
Und an dem Bächlein sich zu letzen.

Sie dachte nichts, als auf der Haiden
Die grünen Kräutlein abzuweiden.

Ein junger Herr auf seinem Wege
Kam da vorüber am Gehege.

Gar schlank und muthig war der Holde,
Es blitzte sein Kleid von Silber und Golde.

Als den die junge Stute gesehen,
Da blieb sie starr vor Staunen stehen.

Dann kam sie näher, und durch die Hecken
Begann sie leise den Hals zu recken.

Der Herr fing an, sie sanft zu streicheln,
Sein Haupt dem ihren nah zu schmeicheln.

Und küßte sie weiter ohne Zagen,
Das thät der Stute wohlbehagen.

Und legt ihr an den Zaum, den Zügel,
Und dann den Gurt zusammt dem Bügel.

Der Gürtel.

(Ar Gourriz.)

Nachdem der Bazvalan in das Hochzeithaus getreten, setzt er sich einen Augenblick zu Tisch und holt dann den Bräutigam. Sobald dieser erscheint, übergibt ihm der Brautvater einen Pferderiemen, den er durch den Gürtel seiner Braut zieht. Während er den Riemen an den Gürtel knüpft, singt der Breutaer das vorstehende Lied. Nachdem er den Segen Gottes, der Jungfrau Maria, der Engel und aller Heiligen auf die Braut herabgefleht, legt er ihre Hand in die Hand des Bräutigams und läßt sie die Ringe wechseln. Hierauf tritt die Braut mit dem Brautführer und der Bräutigam mit der Brautjungfer vors Haus, wo der Bazvalan das Pferd des Bräutigams am Zügel hält. Der Breutaer nimmt die Braut in die Arme und hebt sie hinter den Bräutigam aufs Pferd. Alle steigen zu Pferde, und im Galopp geht's zur Kirche. Der Erste, der an einem gewissen Ziele ankommt, erhält ein Schaf und der Zweite Bänder als Preis.

In einigen Gegenden folgt das Brautpaar mit den Verwandten dem Pfarrer nach der Trauung in die Sacristei. Der Pfarrer nimmt aus einem Korbe, den der Brautführer trägt, ein weißes Brod und eine Flasche Wein. Auf das Brod macht er mit einem Messer ein Kreuz und theilt es unter das Brautpaar. Vom Weine gießt er in einen silbernen Kelch, den er dem Bräutigam gibt, welcher daraus trinkt und ihn dann der Braut reicht.

Beim Austritt aus der Kirche wird die Hochzeit mit Freudenschüssen empfangen und mit Musik in die Wohnung der Braut begleitet, welche mit Blumen und Kränzen geschmückt ist. Die Braut nimmt unter einem Baldachin von Guirlanden Platz, und das Hochzeitmahl beginnt.

Daß der Tanz, der bei allen Festlichkeiten der Bretagne eine Hauptrolle spielt, nicht fehlen darf, versteht sich von selbst.

Merkwürdig bei diesen Hochzeitgebräuchen ist, daß, wie angeführt wurde, nicht der Priester, sondern der Breutaer das Wechseln der Ringe vornimmt, daß überhaupt eine Art profaner Trauung der kirchlichen vorausgeht. Es ist dies noch ein Ueberbleibsel aus alter Zeit, und der Volkspoet hat nunmehr das Amt des Barden übernommen. Wie wir schon aus dem Gedichte Merlin (siehe S. 19) ersahen, vollzogen früher die Barden die Trauungen, und im vierzehnten Jahrhundert noch segneten sie Ehen ein, die für legitim galten.

Das Tischlied.

„O Mutter Gottes von Blevin!
Ich seh' nach meiner Liebsten Kamin,
Des Morgens, wenn ich früh aufsteh',
Des Nachts, wenn ich zu Bette geh'.

„Ich seh' den Rauch in Wolken ziehn,
Den Rauch aus meiner Liebsten Kamin;
Ich muß zu ihr hinab ins Thal
Und mit ihr sprechen noch einmal."

Loizaik trieb singend ihre Küh'
Aufs neue Feld des Morgens früh;
Sie trieb die Küh' in guter Ruh',
Loizaik, und sang gar lustig dazu.

Sie hatt' ihr Häublein aufgericht't;
Wie Ahornblüth' ist ihr Gesicht,
Ihr Aug' ist blau, ihr Haar ist kraus;
Sie lacht die Bursche alle aus.

Sie kletterte am Zaun empor
Und öffnete der Herde das Thor,
Da sah sie hastig auf dem Weg
Piarik kommen an ihr Geheg'.

„Ich frag' euch, ob ihr mein Weib sein wollt,
O, gebt mir, Süße, die Antwort hold,
Die euer Vater nach Hause trug
Einst, als er um eure Mutter frug."

„Ich geb' euch eine Antwort schnell,
Weil ihr so höflich fragt, Gesell!
Und weil ich euch nicht lügen mag:
Am Donnerstag ist mein Hochzeittag..

„Ich schickte schon die Zimmerleut'
Zum freien Platz im Dorfe heut;
Sie machen Tisch' und Bänk' zum Fest,
Um zu bewirthen die Hochzeitgäst'.

„Am Donnerstag ist mein Hochzeittag,
Ihr kommt zu spät mit eurer Frag',
Ein Andrer hat in mein Gartenbeet
Die Blume der Liebe ausgesä't."

„Ich habe sie zuerst gesä't,
Doch ihr, ihr habt sie ausgejät't;
Jetzt ist sie welk, ich leide Schmerz,
Doch, ach! nicht welken will mein Herz.

„Es liebt euch immer noch mit Macht,
An euch nur denk' ich Tag und Nacht;
Und euer Odem dringt durch die Thür
Und weckt mich, wenn ich schlummre dafür.

„Ihr wißt es nicht, wie manche Nacht
Ich still vor eurer Thür verbracht,
Und wie der Regen mich schlug im Hof,
Daß mein Gewand von Wasser troff.

„Ich hab' zerrissen drei Paar Schuh',
Und hab' noch immer keine Ruh',
Jetzt muß ich in dem vierten fort
Und hab' noch nicht das letzte Wort."

„Und wollt ihr wissen mein letztes Wort?
Merkt auf, ich sag' es euch sofort:
Drei Fußweg' führen euch nach Haus,
Nehmt einen davon und bleibet aus."

Piarik ging auf dies Gebot,
Er war so traurig wie der Tod:
„Ein Birkenreis wollt' ich pflücken heut,
Jetzt hab' ich nur ein Haselgeständ'."

Das Tischlied.

(Son ann Daol.)

Das vorstehende Lied mag hier seinen Platz finden, weil es gewöhnlich beim Hochzeitmahle gesungen wird.

Das Birkenreis, das der Liebhaber statt eines Haselzweiges zu erhalten hoffte, bezieht sich auf einen alten Gebrauch in Cournouaille. Wenn nämlich ein Mädchen die Bewerbungen eines jungen Mannes annimmt, gibt sie ihm ein Birkenreis, wenn sie dieselben abweisen will, einen Haselzweig. Der Haselzweig war früher das Symbol der Niederlage im Kampfe.

Am Hochzeittage um Mitternacht entkleidet man die Braut vor aller Welt und legt sie ins Bett. Der Bräutigam legt sich an ihre Seite, und man bringt ihnen eine Milchsuppe, Nüsse und Kuchen. Die jungen Bursche und Mädchen stimmen mit Begleitung der Instrumente das Milchsuppen-Lied an. Derselbe Gebrauch herrscht im südlichen Frankreich, nur daß es dort eine Käsesuppe ist.

Den Tag nach der Hochzeit beginnt das Fest der Armen; sie erscheinen zu Hunderten, und Hof und Tenne sind voll. Sie sind nicht in ihre besten Kleider, sondern in ihre reinlichsten Lumpen gekleidet, und essen die Reste des Festmahles. Die junge Frau bedient die Weiber und der junge Mann die Männer. Dieser eröffnet hierauf den Tanz, indem er seinen Arm der anständigsten Bettlerin bietet. Eben so ladet die Frau einen Bettler zum Tanze

ein. Nach dem Feste nehmen die Armen Abschied, indem sie den Eheleuten alles mögliche Glück wünschen, so viel Lebensjahre, als die Patriarchen zählten, und so viel Kinder, als Kohlen im Kamine sind. Zum Schlusse sagen sie Gebete für die Verstorbenen der Familie, welche, einem schönen Gebrauche zufolge, bei den bretonischen Festen nie vergessen werden.

Die hier geschilderten Gebräuche sind in der Ballade: „Der Hochzeitgürtel", in Scene gesetzt. Siehe Seite 300.

Das Heimweh.

Die Anker steigen, die Segel schwellen,
Wir ziehn und fliegen über die Wellen;
Es flieht das Land, auf thut sich die See,
Mein armes Herz kann nur seufzen vor Weh.

Ade, ihr Geliebten, in Dorf und Gemeine!
Ade, hold Linaik, du liebliche Kleine!
Dich muß ich verlassen, der Ostwind streicht,
Ade, hold Linaik, für immer vielleicht!

Dem Vöglein gleich, das der Sperber dem Neste,
Dem Weibchen entführt aus dem Frühlings-Geäste,
So bleibt mir nicht Frist zur Besinnung, nicht Zeit,
Um ganz zu ermessen mein tiefes Leid.

Dem Lamme gleich, der Mutter genommen,
So hör' ich nicht auf zu weinen beklommen,
Dahin die Augen gekehrt, wo blieb
Am Lande zurück mein süßes Lieb.

Bald werd' ich nur das Meer noch erschauen,
Auf thut es sich breit mit Schrecken und Grauen,
Und wähn' ich vom Abgrund verschlungen mich schon,
Dann wirft's mich empor gen Himmel mit Hohn.

Das Schiff, ich seh's mit Staunen und Grauen,
Ein Schloß, vom Meere gewiegt, vom blauen,
Ein Schloß, mit achtzig Kanonen bedeckt,
Die schwarz gefärbt sind und weiß gefleckt.

Das Ufer, ein Kreis, der entzwei geschnitten,
Das große Meer und den Himmel inmitten,
Und hoch erhebt sich des Schiffes Mast,
Viel höher als unser Kirchthurm fast.

Ihr habt am Hügel die Fäden gesehen,
Die kreuz und quer übers Farrnkraut gehen;
Mehr Taue sind über die Masten gespannt,
Als Fäden über das Haideland.

Ach, traurig sind die bretonischen Herzen!
Mein Denken und Sinnen geht unter in Schmerzen.
Umsonst wohl macht' ich dies Liedchen hie,
Denn euch, ihr Geliebten, sing' ich es nie.

Das Heimweh.

(Ann Droug - hirnoz.)

Wie stark die Vaterlandsliebe der Bretonen ist, geht aus allen ihren Volksliedern hervor, und das Heimweh, das bei verschiedenen Völkern, wie z. B. bei den Schweizern, die in der ganzen Welt sich ansiedeln, mehr wie eine zur Schau getragene Sentimentalität aussieht, scheint bei den Bretonen wirklich häufig eine gefährliche Gestalt anzunehmen. Dies bewog sogar die alte ostindische Compagnie, welche viele Bretonen als Matrosen anwarb, einen Biniuspieler an Bord ihrer Schiffe zu nehmen, um durch die Musik des heimatlichen Instrumentes der bretonischen Mannschaft die Fremde erträglicher zu machen und den zahlreichen durch das Heimweh verursachten Verlusten vorzubeugen. Kein bretonischer Recrute verläßt sein Dorf, ohne ein Abschieds-Gedicht an seine Geliebte oder an seine Familie verfassen zu lassen. Tausende von solchen Gedichten existiren, die sich freilich mehr durch Gefühl als Poesie auszeichnen. Unser Matrose hat sein Abschieds-Gedicht selbst verfaßt, und einer seiner Schiffscameraden hat es aufbewahrt und im Lande verbreitet. Er war aus dem Gebirge von Arez, und wurde auf dem Kriegsschiffe, auf dem er sich befand, von einer solchen Heimweh-Krankheit ergriffen, daß man ihn einige Stunden von Bordeaux ans Land setzen mußte, wo er in Kummer und Elend auf dem Stroh eines Stalles starb.

Wir können nicht umhin, hier ein kleines Geschichtchen mitzutheilen, das uns von sehr glaubwürdiger Seite, von einem der trefflichsten Dichter Frankreichs, erzählt wurde. Ein von Bretonen bemanntes Schiff legte einst an einer der wildesten und entferntesten Südsee-Inseln vor Anker. Zu ihrem größten Erstaunen fanden sie daselbst einen König, der aus dem Departement des Morbihan stammte. Es war das nämlich ein Matrose, der sich vor Jahren allein von einem in der Nähe der Inseln gestrandeten Schiffe gerettet und sich bei den Wilden der obersten Gewalt bemächtigt hatte. Natürlich kam der König sofort auf das Schiff, um seine Landsleute so freundlich als möglich zu begrüßen und sich nach seinem Vaterlande, das er seit beinahe vierzig Jahren nicht gesehen, zu erkundigen. Ihm zu Ehren fingen die Matrosen den Biniu zu spielen und den St.-Patricks-Marsch — den bretonischen Kuhreigen — zu singen an. Da warf der König alle Zeichen seiner Würde von sich und fing so gewaltig zu singen, zu lachen und zu weinen und endlich mit seinen siebenzigjährigen Beinen zu tanzen an, bis er zuletzt ganz erschöpft und bewußtlos zu Boden sank. Die Wilden, empört über die fremden Zauberer, welche ihren König seiner Würde so sehr vergessen machten, trugen ihn vom Schiffe und, um ihn vor den Einwirkungen ferneren Zaubers zu schützen, in das Innere der Insel.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts scheuten die bretonischen jungen Bauern die Conscription so sehr, daß sie in die Gebirge flüchteten und daselbst, von den Landleuten geschützt und versteckt, eine Art Out-laws-Leben führten, ungefähr wie die Uskoken an der türkischen Gränze. Zur Zeit, da die Engländer den Meerbusen von Morbihan blokirt hielten, benutzten die Ausreißer den Umstand, um sich auf den Inseln, welche jenseit der englischen Schiffe lagen, der Conscription der Republik und des Kaiserthums

zu entziehen. Sie hielten gute Freundschaft mit den Engländern und trieben Fischfang, dessen Ausbeute ihre Väter und Anverwandten in den französischen Städten verkauften. Heute ist das anders geworden. Die Bretonen scheuen den Militärdienst nicht mehr; ja, sie liefern sogar die meisten Stellvertreter und geben die besten Soldaten ab — wie es im Volksliede heißt:

— d'ar brézel paotred ter.

Der Aussätzige.

Der Knabe.

O Herr des Himmels und der Erden!
Mein armes Herz trägt viel Beschwerden;
Kein Tag vergeht und keine Nacht,
Daß ich nicht an mein Lieb gedacht.

Die Krankheit hält mich in dem Bette
Gebunden wie mit eh'rner Kette;
Ach, wenn mein Liebchen kommen wollt',
Wie bald mein Herz genesen sollt'!

Dem Sterne gleich, der bringt den Morgen,
Nach einer Nacht voll Qual und Sorgen, —
Die Süße, wenn sie zu mir käm',
Mir alles Weh vom Herzen nähm'.

Und wollte sie mit ihren Lippen
Am Rande meiner Schale nippen,
Ich tränke, wo geruht ihr Mund,
Und würde Augenblicks gesund.

Das Herz, das du mir hast gegeben,
Ich hab's gehütet wie mein Leben,
Ich hab's mit treuem Sinn gepflegt,
Und nicht verloren, noch verlegt.

Das Herz, das du mir gabst mit Weinen,
Ich hab's vermischt nun mit dem meinen,
Und weiß nicht mehr zu dieser Frist,
Was meines und was deines ist.

Das Mädchen.

Wer spricht mir so, wer ist der Knabe?
Mir, die ich schwarz bin wie ein Rabe?

Der Knabe.

Und wärst du schwarz wie Maulbeer je,
Dem, der dich liebt, bist du wie Schnee.

Das Mädchen.

Du lügst, mein Kleiner, aufzuheben
Hab' ich dir nie mein Herz gegeben.
Ich habe nichts mehr hier zu thun,
Du hast den Aussatz, weiß ich nun.

Der Knabe.

Dem rothen Apfel — schön zu schauen
Im Wipfel — gleicht das Herz der Frauen;
Schön ist der Apfel aus der Fern',
Doch sitzt ein Wurm in seinem Kern.

Des Mädchens Schönheit gleicht dem Blatte,
Das sich am Zweig gebrüstet hatte,
Bis es der Wind zu Boden weht':
So welkt die Schönheit und vergeht.

Dem blauen Blümlein an den Teichen
Ist Mädchenliebe zu vergleichen:
Das Blümlein dreht sich stets herum,
Das Blümlein dreht sich um und um.

Das Blümlein dreht und ruhet nimmer,
Des Mädchens Liebe dreht sich immer.
Wie's Blümlein in des Stroms Getrieb',
Sinkt in Vergessen falsche Lieb'.

Ich Schüler jung bin zu bedauern,
Ich bin der Sohn von Jann, dem Bauern;
Drei Jahre ging ich in die Lehr',
Zur Schule kehr' ich nimmermehr.

Nur kurze Zeit — dann werd' ich gehen
Von Haus auf Nimmer-Wiedersehen;
Bald bin ich todt, ich armer Knab',
Dann werd' ich gehn ins dunkle Grab.

Der Aussätzige.

(Ar C'hakons.)

Diese Klage eines aussätzigen „clerc", der von seiner Geliebten verlassen wird, ist aus einer Zeit, wo Europa vom Aussatze heimgesucht war, und ist jedenfalls vorzeitig dem fünfzehnten Jahrhundert. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erschien der Aussatz in der Bretagne. Alle, die von ihm ergriffen waren, wurden aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen und in besondere Städte eingeschlossen. Sie hatten ihre eigenen Kirchen und Kirchhöfe, ihre eigenen Priester, und bildeten, abgeschnitten von der übrigen Welt, eine Gesellschaft für sich.

Sobald sich die ersten Symptome des Uebels zeigten, begab sich eine Procession, den Priester an der Spitze, zum Aussätzigen, wie zu einem Todten. Der Geistliche richtete einige Trostesworte an ihn, zog ihm die Kleider aus, legte ihm ein schwarzes Hauskleid an und führte ihn in die Kirche. Das Chor war schwarz behängt, wie zu einem Leichenbegängniß und der Priester las die Messe, welcher der Kranke knieend und mit einem Leichentuche bedeckt zuhörte. Nach der Feier wurde er mit Weihwasser besprengt und in die ihm bestimmte Wohnung geführt, die nach Art einer Klosterzelle eingerichtet war.

An der Schwelle der Wohnung angekommen, ermahnte ihn der Priester von Neuem zur Geduld, tröstete ihn und forderte ihn auf, nie auszugehen, ohne eine schwarze Ka-

puze auf dem Kopfe und ein rothes Kreuz auf der Schulter zu tragen; weder in eine Kirche noch in ein Privathaus noch in ein Wirthshaus zu gehen; weder in eine Mühle noch in eine Bäckerei zu treten; weder in einem fließenden Wasser noch in einem Brunnen seine Kleider zu waschen; weder bei den Festen noch öffentlichen Versammlungen zu erscheinen; die Lebensmittel auf den Märkten nur mit der Spitze einer Gerte zu berühren; nur unter dem Wind zu antworten; Nachts nicht in den Hohlwegen zu irren und nie ein Kind zu liebkosen oder zu beschenken. Hierauf warf ihm der Priester eine Schaufel voll Erde auf die Füße, segnete ihn und entfernte sich mit der Menge.

Der arme Schüler.

Die Füße zerrissen, verloren die Schuh',
Ich folge dem Lieb ohne Rast und Ruh',
Der Regen, der Hagel, der Sturm und der Schnee,
Sie thun der treuen Liebe nicht weh.

Mein Lieb ist ein frisches, ein junges Blut,
So jung wie ich, und ist hold und gut;
Ihr Wort ist süß, ihr Blick ist voll Glut,
Sie ist das Verließ, wo mein Herze drin ruht.

Nichts weiß ich, was ihr auf Erden gleicht.
Ist sie die Marienrose vielleicht?
— Die jüngste der Liljen, die heute erglühn
Inmitten von Blumen, die morgen verblühn.

Ich liebe dich, Süße, und finde nicht Rast,
Der Nachtigall gleich auf dem Hagedornast:
Sie schlummert, da sticht sie der Dorn — sie erwacht;
Da steigt sie zum Wipfel und singt durch die Nacht.

Oft bin ich der Nachtigall gleich und oft
Der armen Seel', die Erlösung hofft;
Die Frist ist verflossen, die Zeit ist da,
Wo ich mit dem Brautbewerber mich nah'.

Mein Unstern ist groß, und schwer mein Stand,
Nur Leiden hab' ich auf Erden gekannt;
Ich weiß nicht, wie Vater- und Mutterlieb' thut,
Und keine Seele meint's mit mir gut.

's ist Keiner, der seit dem ersten Tag
Um dich gelitten so viele Plag',
Auf beiden Knieen fleh' ich zu dir:
Du süßes Lieb, hab' Erbarmen mit mir!

Das Kreuz am Wege.

Ein Vöglein singt im weiten Hain,
Ganz gelb sind seine Flügelein,
Sein Herz ist roth, sein Kopf ist blau,
Es singt vom Wipfel in die Au.

Es flog vor Tag von seinem Ast
Auf unsern Heerd der kleine Gast;
Ich betet' just, als ich es sah;
Klein Vöglein, sprich, was suchst du da?

Mehr süße Dinge sang es mir,
Als Rosen sind im Hage hier;
Nimm dir ein Weib, so sprach's dabei,
Die deines Herzens Freude sei.

Montag sah ich am Kreuz ein Kind,
So schön und jung, wie Heil'ge sind,
Sonntag will ich zur Messe gehn,
Und werd' sie auf dem Platze sehn.

Ihr Aug' ist hell und heller gar,
Als wie im Glas das Wasser klar,
Und ihre Zähne weiß und rein,
So können kaum die Perlen sein.

Und Händ' und Wangen weiß genug,
Weiß wie die Milch im schwarzen Krug.
O, könntest du sie einmal sehn,
Dein Herz, es würde übergehn.

Besäß' ich auch auf einem Fleck
Geld, wie der Herr von Pontcalec,
Hätt' ich auch Gruben voll von Gold,
Ohn' sie ich arm verbleiben sollt'.

Wenn mir statt schlechtes Kraut herfür
Goldblumen wüchsen an der Thür,
Hätt' ich die Scheunen vollgethan, —
Was liegt mir ohne sie daran!

Jedwedes Ding hat seinen Drang,
Das Wasser stürzt vom Bergeshang,
Der Bach verfolgt des Thales Lauf,
Das Feuer steigt zum Himmel auf;

Die Taube sucht ein sichres Nest,
Der Leib ein Grab, das still und fest,
Die Seele sehnt sich himmelwärts,
Nach dir, mein Lieb, verlangt mein Herz.

Jedweden Montag will ich ziehn
Zum Kreuz des Wegs auf meinen Knie'n,
Zum neuen Kreuze dir zum Preis,
Dir, die ich liebe treu und heiß.

Der Bruch.

Der Knabe:

Könnt' ich schreiben und lesen,
wie ich reimen kann,
Ein neues Lied würd' ich machen,
ein neues und schönes dann.

Da kommt mein kleines Liebchen
an unsrer Thür daher,
Gern würd' ich mit ihr sprechen,
wenn es nur möglich wär'.

— Liebchen, wie bist du verändert,
seit ich dich nicht gesehn,
Seit ich im Junimonat
dich sah zur Kirmeß gehn!

Das Mädchen:

Wenn ich's wirklich wäre,
verändert, wie du gesagt?
Ich bin seit jenem Feste
vom bösen Fieber geplagt.

Der Knabe:

Komm in den Garten, mein Liebchen,
komm doch herein mit mir;
Schau an die wilde Rose
unter den Kräutern hier.

Wie sie so schön und heiter
auf ihrem Stengel stand,
Rosig wie deine Wangen,
als ich sie Montags fand.

Sagt' ich es nicht: verschließe
wohl dein Herz, mein Kind,
Daß kein Mensch hineinkann,
wo Blumen und Früchte sind!

Du hast nicht auf mich gehöret,
du ließest es offen stehn,
Die Rosenblüth' ist verwelket,
die Schönheit muß vergehn.

Die Lieb' und die wilde Rose,
das herrlichste Blumenpaar,
Sie blühen und verwelken
sehr schnelle beide fürwahr.

Die Zeit, da wir uns liebten,
sie hat nicht lange gewährt,
Sie ist vorübergegangen,
wie ein Windhauch vorüberfährt.

Die Schwalben.

Es ist wo ein Weg, und der Weg, der ist klein,
Er führet vom Schlosse zum Dorfe hinein.

Ein Weg, der sich schlingt wie ein silbernes Band,
Viel buschige Hagedorn' stehen am Rand.

Der Hagedorn schaukelt von Blüthen so schwer,
Des Schloßherrn sein Sohn, und der liebt sie gar sehr.

O, dürft' ich ein weißes Dornröselein sein,
Er pflückte mich wohl mit den Händen so klein!

Mit Händen so klein und mit Händen so weiß,
So weiß ist kein blühendes Hagedornreis.

O, wär' ich ein Röslein im Hagedornwald,
Er legte mich wohl auf sein Herze gar bald!

Er geht von uns fort, ach! da zieht er hinaus,
Sobald nur der Winter hereinlugt ins Haus.

Er fliegt mit der Schwalbe, sie wandern selband
So weit und so weit ins französische Land.

Doch kommt dann der Frühling, der liebe, heran,
Da kommt er schon wieder und klopft bei uns an.

Wenn rings in dem Korne Blaublümlein aufgehn,
Die Felder voll wehender Haferblüth' stehn,

Die lustige Wachtel im Gerstenfeld springt,
Der Fink und der Hänfling sein Lied dazu singt:

Da kommt er zur Kirchweih', da kommt er zurück
Mit allen den Festen, mit allem dem Glück.

O, säh' ich die Blumen doch blühn immerfort,
Das ganze Jahr Feste in unserem Ort,

Und Schwalben sich wiegen dahin und daher
In unseren Gassen, ich liebe sie sehr!

O, säh' ich sie schwirren daher und dahin
Jahraus und jahrein wohl um unsern Kamin!

Der arme Schüler.

(Ar C'hloarek paour.)

Das Kreuz am Wege.

(Kroaz ann Hennt.)

Der Bruch.

(Ann Drouk-rans.)

Die Schwalben.

(Ar Gwennilied.)

Diese bretonischen Liebeslieder gehören, was die poetische Form und die glückliche Wahl ausdrucksvoller Bilder betrifft, gewiß zu den schönsten Erzeugnissen der Volks-Literatur aller Länder. Was die Bilder betrifft, so erinnern sie an manche slawische, besonders kleinrussische Volkslieder, dem Geiste nach stehen sie den germanischen, besonders deutschen sehr nahe, wogegen sie ihrem ganzen Wesen nach von allen romanischen, französischen, provençalischen, spanischen und italienischen Volksliedern verschieden sind.

Das Gedicht „Die Schwalben“ ist gleichfalls von einer jener poetischen Bäuerinnen verfaßt, die wir bei den „Maiblumen“ bereits erwähnt haben.

In allen bretonischen Gedichten, namentlich wenn von Liebe die Rede ist, spielt der Kloarek, französisch clerc

— clericus, eine Hauptrolle. Es ist darunter im Allgemeinen ein Mensch verstanden, der sich mit dem Studium einer Wissenschaft befaßt, oder der lesen und schreiben kann, was im Mittelalter schon für Gelehrsamkeit galt. Kloarek ist bald ein Schüler, der dem geistlichen Stande bestimmt ist, bald ein ordinirter Geistlicher, oder auch ein weltlicher Schreiber. Am häufigsten ist er der Nebenbuhler eines Kriegsmannes oder Adeligen und repräsentirt die Bildung gegenüber der Kraft. Gewöhnlich von der Heldin des Gedichtes vorgezogen, unterliegt er der Rohheit des Nebenbuhlers oder den Verhältnissen einer Zeit, die trotz alles Minnesangs die Liebe der Frauen gegen adeliges Faustrecht nicht zu schützen weiß. Siehe die Balladen: „Azenor die Bleiche", S. 329, „Genovefa von Rustefan", S. 337, und „Der Marquis von Guerand", S. 344.

Religiöse Lieder.

Abschied der Seele.

O, kommt! daß ich euch singe,
 wie selig unsre Seele
Den Leib, ihr Haus, verläßt;
 kommt! daß ich euch erzähle.

Schnell blickt sie noch zurück,
 zurück zur ird'schen Stätte,
Und spricht zum armen Leib,
 der krank liegt auf dem Bette:

Die Seele.

Weh mir, du armer Leib!
 die Stunde hat geschlagen,
Dir und der ganzen Welt
 nun muß ich Abschied sagen.

Ich hör' das Hämmerlein
 des Tods und sein Geklopfe,
Die Lippen sind dir kalt,
 es summt in deinem Kopfe.

Grün ist dein Aug', furchtbar
dein Angesicht, das blasse;
Weh mir du armer Leib!
's ist Zeit, daß ich dich lasse.

Der Leib.

Wenn schrecklich mein Gesicht
und grün sind meine Augen,
Dann mag wohl unser Bund,
du sagst es, nicht mehr taugen.

Den treuen Weggesell'n,
der lang' mit dir gewandelt,
Verachtest du nunmehr;
wie arg bin ich verwandelt!

Stets lieben zweie sich,
wenn zwei einander gleichen;
Nun du mir nicht mehr gleichst,
magst du auch von mir weichen.

Die Seele.

Nein, nein, mein theurer Freund!
nein! dich veracht' ich nimmer,
Des Herrn Gebote hast
du ja befolget immer.

Der Herr sei benedeit!
er hat es so beschlossen:
Mir ist der Herrschaft Frist,
die Dienstzeit dir verflossen.

Der Tod will mitleidslos,
daß wir geschieden werden;
Inmitten schweb' ich nun
des Himmels und der Erden.

Einsam, dem Täublein gleich,
das aus der Arche schwebte,
Zu sehn, ob noch die Welt
vom wilden Sturme bebte.

Der Leib.

Wohl! doch zur Arche flog
aufs Neu' das Täublein nieder;
Du kehrest nie zurück,
du kehrest niemals wieder.

Die Seele.

Ich kehre dir zurück,
mein heil'ger Schwur verspricht es,
Ich kehre dir zurück
am Tag des Weltgerichtes.

Ich kehre dir zurück,
so wahr als aus dem Leben
Ich scheide zum Gericht.
Weh! mich erfüllt's mit Beben.

O, sei getrost, mein Freund!
wenn Nordwest-Stürme schweigen,
Besänftigt sich das Meer;
ich will den Weg dir zeigen.

Und wärest du so schwer
wie Eisen, gleich Magneten
Anzieh' ich dich, sobald
den Himmel ich betreten.

Der Leib.

O Seele! wenn ich erst
im Grabe liegen werde
Und die Verwesung mich
verkehrt in Staub und Erde;

Wenn Finger, Hand und Fuß
und Arm von mir genommen,
Wie soll ich dann zu dir
hinan, o Seele, kommen?

Die Seele.

Der ohne Stoff und Bild
die Welten rief ins Leben,
Er kann dir die Gestalt,
dieselbe, wieder geben;

Er, der dich wohl gekannt,
eh' er dich ließ erstehen,
Selbst dort, wo nicht du bist,
wird dich sein Auge sehen.

Wir sehn uns wieder dann,
so wahr, als ich mich hebe
Zu Gottes Richterstuhl,
vor dem ich bang' und bebe;

So wahr ich bebe jetzt,
so wahr mich faßt ein Zittern,
Dem schwachen Blatte gleich,
das flattert in Gewittern.

— Die Seele höret Gott,
und Gott erwidert gnädig:
Muth! Christenseele du!
bald wirst der Qual du ledig.

Du hast mir treu gedient
in deiner Erdenweile,
Jetzt komm heran und nimm
dein Theil am Himmelsheile.

— Da fliegt die Seel' empor,
noch einmal blickt sie nieder,
Wo auf der Bahre ruhn
des armen Leibes Glieder.

Die Seele.

Ich grüß' dich, armer Leib!
sieh, wie ich zögernd scheide,
Noch einmal blick' ich um,
dieweil ich mit dir leide.

Der Leib.

Mit deinem goldnen Wort,
o Seele mein! entweiche;
Nicht sind mitleidenswerth
Verwesung, Staub und Leiche.

Die Seele.

Nicht doch! o, du verdienst
Mitleid und Liebessprüche,
Gleich irdenem Gefäß,
das einschloß Wohlgerüche.

Der Leib.

Ade, mein Leben du!
so sei es denn geschieden!
Wohin du wünschest, mag
dich leiten Gott in Frieden.

Du bleibest ewig wach,
mich drücket Schlummers Schwere,
Zum mind'sten denke mein,
und balde wiederkehre!

Wie blickst du, welcher Glanz
und Schimmer dich umwehen!
Du bist so froh und hehr,
ich bin so trüb zu sehen.

Die Seele.

In Rosen blühen auf
Jetzt meine Dornen alle,
Und Honig letzet mich,
anstatt der bittern Galle.

— Dann lebend, heiter, froh,
wie Frühlings-Lerchen pflegen,
Steigt auf die Seel' und steigt
dem Himmelsglanz entgegen.

Sie steigt zum Himmel auf,
sie pochet an die Pforte,
Zum Herrn Sanct Peter spricht
sie bittend diese Worte:

Die Seele.

O du, Sanct Peter! Herr!
dein Herz ist voller Gnade!
Zu Jesu Paradies
eröffne mir die Pfade.

Sanct Peter.

Ja, in das Paradies
Jesu geh ein die Wege,
Weil du in deinem Haus
ihn pflagst mit treuer Pflege.

— Am Eingang noch einmal
blickt sie nach rückwärts sehnlich;
Da liegt ihr armer Leib
dem Maulwurfshügel ähnlich.

Die Seele.

Ade, mein Leib, und Dank!
　　Ade! auf Wiedersehen,
Bis wir in Josaphat's
　　Gethal zusammengehen.

Gesänge hör' ich hier,
　　Wie ich sie nie vernommen;
Es glänzt der Tag, es ist
　　der Dunst von mir genommen.

Da prang' ich blühende,
　　gleich einem Rosenbaume,
Der steht am Lebensbach
　　Im Paradiesesraume.

Abschied der Seele.

(Kimiad ann Ene.)

Aus den Ergießungen bretonischer Frömmigkeit haben wir mit diesem und den folgenden Gedichten eine Dante'sche „Göttliche Komödie" im Kleinen zusammengesetzt. Der Leser wird finden, daß dieselbe in der That so kräftige und plastische Züge enthält, daß ein Dante sich eben so wenig scheuen dürfte, daraus zu entlehnen, als der große Ghibelline in der That sich besann, für Fegefeuer und Hölle aus des südfranzösischen Dichters Matfre Ermangaud von Beziers „Breviari d'amor" mancherlei zu nehmen. Die celtische Energie und die verkörpernde Unmittelbarkeit, welche sich schon in den Kriegsliedern zeigte, hat auch diesen religiösen Gedichten Färbung und Sinnlichkeit verliehen. Das gute Stück Heidenthum, das in diesen Liedern steckt, trägt zwar dazu bei, diese religiösen Gedichte poetisch zu machen, erklärt aber auch zugleich, auf welche Weise man sich des Volkes durch die Phantasie zu bemächtigen verstand, und deutet mehr als die Kriegslieder darauf hin, was der Beweggrund und welche die Hebel des Widerstandes gegen die neue Zeit gewesen. Wenn man bedenkt, daß Lieder, wie die vorstehenden, in der Bretagne täglich als Volkslieder gesungen werden, so kann man begreifen, daß es Orte gibt, wo das Mittelalter nicht sterben will.

Zum „Abschied der Seele“ haben wir nur die Bemerkung hinzuzufügen, daß sich der bretonische Bauer die scheidende Seele in Gestalt einer aufsteigenden Lerche vorstellt. Je nachdem er sie in der Höhe verschwinden oder aufs Feld zurücksinken sieht, glaubt er dieselbe am Paradiesesthore aufgenommen oder abgewiesen.

Die Hölle.

Steigen wir zur Hölle nieder,
　　Christen, lasset uns mit Grauen
Dort die unerhörten Qualen
　　der verdammten Seelen schauen,
Welche Gottes Zorn inmitten
　　ew'ger Flammen schlug in Ketten,
Weil sie seine Gnad' auf Erden
　　nicht gesucht, um sich zu retten.

In der Hölle tiefem Abgrund
　　leuchtet nicht die kleinste Helle;
Nebel ziehen, und die Pforten
　　sind verwachsen mit der Schwelle.
Gott, der Herr, hat selbst die Riegel
　　vorgeschoben an den Thoren;
Niemals öffnet er sie wieder,
　　und der Schlüssel ist verloren.

Rauch sind eines ird'schen Ofens
　　Wände nur, die rothentflammten,
Gegen jene Glut, die zehret
　　an den Seelen der Verdammten.

Besser wär's im ird'schen Ofen
brennen bis ans End' der Erden,
Als im Höllenfeuer eine
Stunde nur gequält zu werden.

Furchtbar sinnverwirrend heulen
sie, wie wuthbesess'ne Hunde;
Keine Rettung! wo sie fliehen
züngeln Flammen aus dem Grunde.
Flammen über ihren Häuptern,
unter ihren Füßen Flammen!
Flammen, ewig zehrend, fressend,
schlagen über sie zusammen.

Auf die Mutter stürzt die Tochter,
und der Sohn stürzt auf den Vater,
Und sie schleifen an den Haaren
beide mitten durch den Krater:
„Sei verflucht, verlornes Weib du,
daß du mich zur Welt geboren!"
„Sei verflucht, du Mann, der schuldig,
daß ich ewig bin verloren!"

Satan bringt zur Speise ihnen
Koth der Höllen-Ungeheuer,
Den er auflies't in den Betten
ausgewühlt vom flüss'gen Feuer.
Ihre eignen salz'gen Thränen
setzt er ihnen vor zum Trunke,
Untermischt mit Krötenblute
und mit Saft von Molch und Unke.

Ihre Haut ist abgeschunden,
    und ihr Fleisch ist aufgerissen
Von den spitzen Schlangenzähnen
    und von den Dämonenbissen.
Ihre Knochen sammt dem Fleische
    werden in den ungeheuren
Pfuhl geworfen, um der Hölle
    Riesenesse mit zu feuern.

Und nachdem sie lange brannten,
    nimmt sie Satan aus der Flamme,
Und er taucht sie in ein Eismeer
    nieder bis zum schwarzen Schlamme;
Taucht sie dann ins Feuer wieder,
    und im Eise, daß es siedet,
Löscht er sie zum zweiten Male,
    wie das Eisen, das man schmiedet.

Und sie werden weinen, weinen
    bitterlich und zum Erbarmen:
Habe Mitleid, mein Gott! mein Gott!
    habe Mitleid mit uns Armen!
Doch vergebens! all ihr Flehen
    dringt nicht durch der Hölle Mauern,
Und so lang' Gott selber dauert,
    werden ihre Qualen dauern.

Brennen wird sie solches Feuer,
    daß das Mark in ihren Knochen
Von der unnennbaren Hitze
    wird in seinen Röhren kochen.

Mehr nur wird sie Satan quälen,
wenn sie schrei'n zu Gott um Gnade;
Ob sie heulen, ewig brennen
müssen sie im Flammenbade.

Dieses Feuer hat entzündet
Gottes Zorn, der niederrollte
Wie der Blitz; er selber kann es
nimmer löschen, wenn er wollte.
Niemals raucht es, nie verzehrt es
seine Gluten, seine dichten,
Ewig wird's die Seelen brennen,
ohne je sie zu vernichten.

Die Hölle.

(Ann Ifern.)

Um sich die christliche Gesellschaft vorzustellen, wie sie zur Zeit der Glaubensblüthe war, braucht man nur in die Bretagne zu gehen, deren Cantiken noch ganz den Geist des mittelalterlichen Christenthums athmen. Man sieht, daß der bretonische Bauer vor den Schrecken einer wundergläubigen Phantasie so wenig zurückweicht, als vor den Gefahren einer blutigen Wirklichkeit auf dem Schlachtfelde; im Gegentheil hat er eine große Neigung, jene dunkeln Vorstellungen, welche das Christenthum von dem nichtgriechischen Heidenthume entlehnt hat, in ihrer ganzen Furchtbarkeit auszumalen, und das Entsetzliche bis zum Ekelerregenden zu treiben. Michel Angelo's jüngstes Gericht hat in dieser Beziehung nicht mehr geleistet; und druidische Reminiscenzen leben auch hier unter dem christlichen Mantel fort.

Dieses Gedicht wird bald dem Pater Morin, welcher im fünfzehnten Jahrhundert lebte, bald dem Pater Maunoir aus dem siebenzehnten Jahrhundert zugeschrieben. Da es sich aber in der Cantikensammlung dieses Letzteren nicht befindet, wohl aber in einer älteren Sammlung, wo es übrigens von der hier mitgetheilten, mündlichen Version bedeutend abweicht, so ist die erstere Meinung die wahrscheinlichere.

Gesang der Seelen im Fegfeuer.

Euch Gruß von Gott, dem Vater und Sohn,
Ergeh's euch wohl, wer immer hier wohn',
Euch Allen soll es wohl ergehen,
Vereinet euch, zu Gott zu flehen.

Wenn an die Thüre pocht der Tod,
Auf Einlaß dringet sein Gebot,
Da zittert jedes Herz vor Bangen:
Wen wird er diesmal wohl verlangen?

Euch aber scheint es wohlgethan,
Daß wir uns eurer Thüre nahn;
Uns schicket Jesus, euch zu wecken,
Wenn Träume eure Augen decken,

Daß Groß und Klein, was dieses Dach
Beherbergt, aus dem Schlaf erwach',
Wenn Mitleid weilet noch auf Erden,
Um Gott! mag uns geholfen werden.

Verwandte, Brüder, Freunde hört!
Um Gott! was unsre Ruhe stört;
O, schickt Gebete auf zum Herrn,
Nicht beten unsre Kinder gern.

Die wir gespeiset und genährt,
Sie haben sich von uns gekehrt,
Die wir gehegt in unsern Armen,
Verließen uns, und ohn' Erbarmen.

Du Sohn, du Tochter! o, ihr liegt
In weiches Federbett geschmiegt,
Der Vater, ich, ich Mutter theuer,
Wir liegen in dem Fegefeuer.

Ihr schlafet süß und weich zumal,
Die armen Seelen sind in Qual,
Ihr ruhet aus in sanftem Schlummer,
Die armen Seelen leiden Kummer.

Ein Lacken weiß, fünf Bretter und
Ein Sack voll Stroh, fünf Schritte Grund,
O Menschenkind! das ist die Habe,
Die dir allein verbleibt im Grabe.

Wir sind in Flammen und in Qual,
In Glut und Feuer allzumal.
Glut oben, unten, wo wir treten;
Den Seelen helfet mit Gebeten.

Einst, da wir lebten, hatten doch
Wir Freunde und Verwandte noch,
Jetzt, da wir todt sind und gestorben,
Ist alle Freundschaft mit verdorben.

Im Namen Gottes helft uns auf,
Zur heil'gen Jungfrau fleht hinauf,
Sie mög' ein Tröpflein ihrer süßen
Milch auf die Seelen niedergießen.

Steht auf aus euren Betten, geht
Und werft euch nieder zum Gebet,
Wenn euch nicht Siechthum hält und quälet
Und nicht der Tod schon auserwählet.

Gesang der Seelen im Fegfeuer.

(Kanouen ann Anaon.)

Der hier mitgetheilte Gesang wird vor den Thüren von den Armen gesungen, welche am Abend von Allerseelen von Hütte zu Hütte ziehen, die Seelen der Verstorbenen darstellen und Almosen in Empfang nehmen. Es geschieht das, nachdem das gebräuchliche Todtenfest schon gefeiert ist. Zu diesem Feste versammelt sich die Menge auf dem Kirchhofe, kniet betend an den Gräbern der Anverwandten nieder, und füllt die Höhlungen in den Grabsteinen mit Weihwasser oder auch mit Milch. Die Glocken läuten die ganze Nacht, und der Pfarrer weiht nach einer großen Procession beim Scheine von Fackeln die Gräber aufs Neue. In jedem Hause bleibt während dieser ganzen Nacht das Tischtuch sammt dem Nachtessen auf dem Tische, und die Glut auf dem Heerde wird nicht ausgelöscht; denn die Seelen der Abgeschiedenen kommen, um sich am Mahle zu erquicken und am Feuer zu wärmen. Wenn nun Alles zu Bett gegangen ist, um die Stube ganz den Seelen zu überlassen, erschallt plötzlich vor der Thür jener Gesang der Armen. Man steht wieder auf, um knieend zu beten und Almosen auszutheilen. Die Armen ziehen weiter über die Haide; aber ruheloser noch ziehen, dem bretonischen Volksglauben zufolge, die Seelen der Abgeschiedenen während dieser Nacht in gedrängten Scharen durch die Lüfte.

Uns erinnert dieses Gedicht an das deutsche Volkslied, das zu ähnlichem Zwecke am Rheine gesungen wurde:

Gott grüß' euch, all ihr Herren
Und die da drinnen sind,
Gott tröste die betrübten Seelen,
Die in dem Fegfeuer sind.

Wir sind dahergegangen,
Wir sind dahergesandt.
Wir betteln für die Krone,
Die noch steht in Himmelshand. ꝛc.

Auch dieses Lied wendet sich an die Maria:

Maria, Königin,
Sie ist eine treue Magd,
Sie kann gar treulich bitten,
Für unsre Missethat. ꝛc.

Ein anderes deutsches Volkslied scheint der Milch der Jungfrau Maria die nämliche heilsame Kraft, wie das vorstehende bretonische, zuzuschreiben, indem es dieselbe sagen läßt:

Mein Kind sieh an die Brüste mein,
Kein'n Sünder laß verloren sein.

Das Paradies.

Gott! wie wird groß und rein
Das Glück der Seelen sein,
Wenn sie bei Jesu sind,
Der jede liebt als wie sein Kind!

Mir scheint die Weile klein,
Und leicht jedwede Pein,
Gedenk' ich Tag und Nacht
Des Paradieses Lust und Pracht.

Wenn ich den Himmel blau,
Die wahre Heimat, schau',
Möcht' ich dahin, dahin
Wie eine weiße Taube ziehn!

Wenn mir erscheint der Tod,
Lass' ich den Leib der Noth,
Lass' ich den Leib der Pein,
Der meines Jesu Feind will sein.

Mit Freuden wart' ich lang'
Auf meinen letzten Gang;
Nach Jesu tracht' ich sehr,
Mein wahres Ehgemahl ist er.

Wenn alle Ketten mein
Gebrochen werden sein,
Steig' ich ins luft'ge Reich
Empor, der lieben Lerche gleich.

Den Mond im Rücken weit,
Mit stolzem Fuße schreit'
Ich auf den Sonnenball
Und tret' ich auf die Sterne all.

Dann von der Erde fern,
Von diesem Thränenstern,
Die Blicke noch gewandt
Zurück zu meinem Heimatland —

Sprech' ich: Mein Land, Ade!
Ade, du Welt voll Weh!
Ade, du Erdenthal
Mit deiner großen Last und Qual!

Ade, o Noth und Pein!
Ade, ihr Sünden mein!
Ade, geängstigt Herz!
Ich steige freudig himmelwärts.

Nunmehr der böse Feind
Mir nimmer furchtbar scheint.

Seit meine Stunde schlug,
Bin ich gerettet allgenug.

Mein Leib auf irrer Bahn,
Wie ein verlorner Kahn,
Hat mich hieher gebracht,
Trotz Wogensturm und Wetternacht.

O Tod! du Pförtner du,
Der mir das Schloß der Ruh'
Erschließt, an dessen Riff
Die letzte Welle brach mein Schiff.

Wohin ich nun mich wend'
Und meine Blicke send',
Füllt Alles weit und breit
Mir Aug' und Herz mit Freudigkeit.

Des Paradieses Thor
Ist offen, und davor
Stehn schon der Heil'gen viel,
Die mich empfangen an dem Ziel.

Dann führet mich mit Sang,
Mit süßem Harfenklang
Ein ehrenvoll Geleit
Zum Schlosse der Dreieinigkeit.

Da seh' ich auf dem Thron
Gott Vater und den Sohn,
Den heil'gen Geist dabei;
Die sind mir gnädig alle drei.

Dann geht in ernster Ruh'
Herr Jesus auf mich zu
Und drücket auf mein Haar
Mir eine Krone hell und klar.

Er spricht voll Freundlichkeit:
Ein Leib gebenedeit
Ist wie ein edler Schatz,
Verborgen an geweihtem Platz.

Ihr seid in meinem Reich
Den Rosenwurzeln gleich,
Den Liljenwurzeln weiß,
Im Gartenland gepflegt mit Fleiß.

Die Ros', die Lilje klar
Verlieren jedes Jahr
Die weiße Blüthenzier
Und blühen wieder, so wie ihr.

Für leichtes Herzeleid,
Für kurze Traurigkeit
Theilt uns der Vater aus
Den hohen Lohn in seinem Haus.

Wie schön zu sehn ist sie,
Die heilige Marie!
Zwölf Sterne voller Glanz
Umziehn ihr Haupt als wie ein Kranz.

Wir sehn der Engel Heer,
Sie singen Gottes Ehr',

Die Harfen in der Hand;
Melodisch wiegt sich ihr Gewand.

Und Vater, Bruder, Sohn
Sehn wir an Gottes Thron
Und, schön von Ruhm und Glanz,
Die Männer unsres Vaterlands.

Wir werden Jungfrau'n zart
Und Heil'ge jeder Art
Und Mütter, Witwen, Frau'n,
Von Gottes Huld gekrönet, schau'n.

Und all die Engel klein
Mit ihren Flügelein
Von rosenrothem Duft,
Die schweben ob uns in der Luft.

Sie wiegen Arm in Arm,
Wie ein melod'scher Schwarm
Wohlduft'ger Bienen sich
Im Blumenfeld wiegt wonniglich.

O Wonne sonder Pein!
Mit Sehnsucht denk' ich dein;
Du tröstest mir das Herz
In dieses Lebens Noth und Schmerz.

Das Paradies.

(Ar Paradoz.)
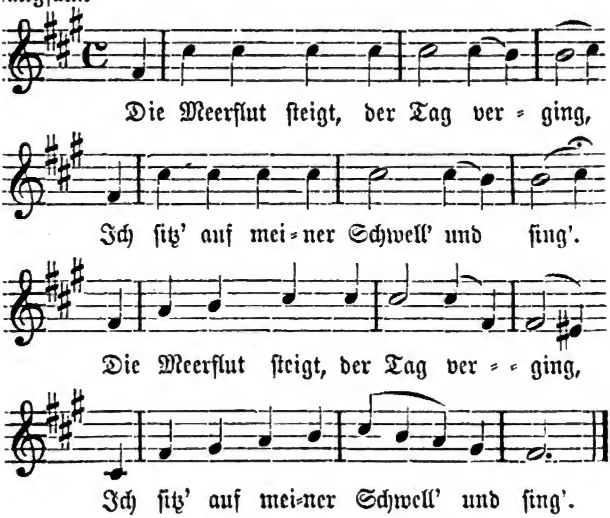
Dieser Gesang ist vorzugsweise bei den Fischern der Bretagne, unter diesen speciel bei den Fischern der Landzunge von Audierne populär. Sie singen ihn zum Ruderschlage, wenn sie auf den Fischfang oder als Fährleute irgend eines Fremdlings um die Pointe du Raz, zwischen den Inseln Sein und der Baie des Trépassés hinfahren. Dort ist der Gesang am Orte; denn die Inseln Sein sind jene Eilande, auf denen die Todten ihre endliche Ruhe fanden. Sie pochten in der Nacht an die Thür des ersten, besten Fischerhauses. Der Fischer stand auf und stieg, ohne ein Wort zu sagen, in seine Barke, um den Todten oder auch mehrere zugleich über das schauerliche Meer zu bringen — jeder Fischer war ein menschlicher Charon. Er mußte seine Pflicht erfüllen, ohne ein Wort zu sagen, ohne irgend eine Frage an den Todten zu richten, ohne eine Belohnung in Anspruch zu nehmen. Ueber der Thür der Kirche von Plogoff, einem Fischerdorfe auf der genannten Landzunge, sieht man noch heute eine in Stein gehauene Barke. Man bringt diese Sculptur mit den ehemaligen Pflichten der Bewohner dieses Dorfes in Verbindung.

Die Melodie dieses Gesanges gehört zu den schönsten und rührendsten der bretonischen Volkslieder.

Original-Melodieen.
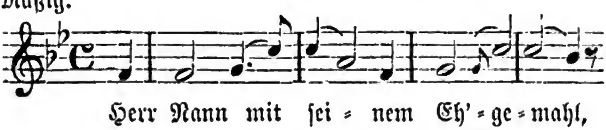
Die Prophezeiung Gwenne'hlan's.

Langsam.



Herr Nann und die Fee.

Mäßig.





Sie wur = den ver = eint in frü = her Eh', Sie



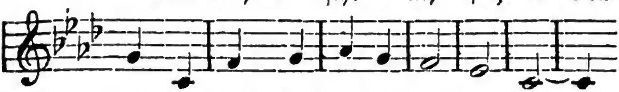
wur = den früh ge = trennt in Qual.

Der Wechselbalg.

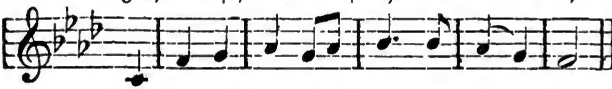
Mäßig.



Ma = rie, die schö = ne, steht in Kla=
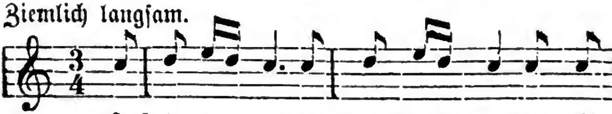


gen, Ver=schwunden ist ihr lie = bes Kind,



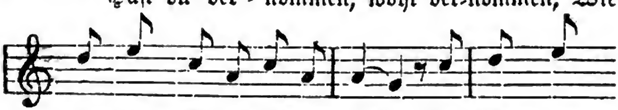
die Gor=ri = gan hat's fort = ge = tra = gen.

Der Untergang der Stadt Is.

Ziemlich langsam.



Hast du ver = nommen, wohl ver=nommen, Wie



zu dem Kö = ni = ge von Is Der Mann sprach,



der von Gott ge - - kom - men?

Der Frankenwein.

gretto.



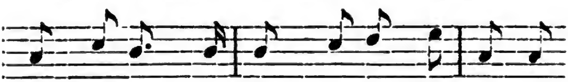
Bes-ser Trauben-glut Als Maul-beer-blut, als



Maulbeer-blut. Bes-ser Trauben-glut Als Maulbeer-



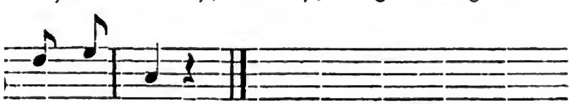
blut, als Maul-beer - blut. O Feu'r, o



Feu'r, o Stahl, o Stahl, o Stahl, o Feu'r und



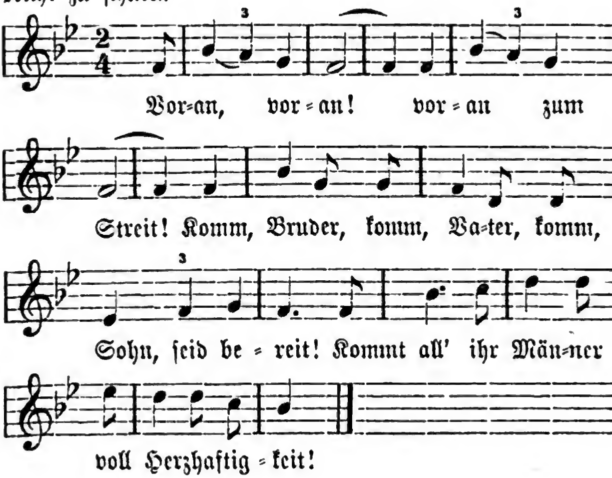
Schwert! O Eich', o Eich', o Flut! o Flut! o



Eich' und Erd'!
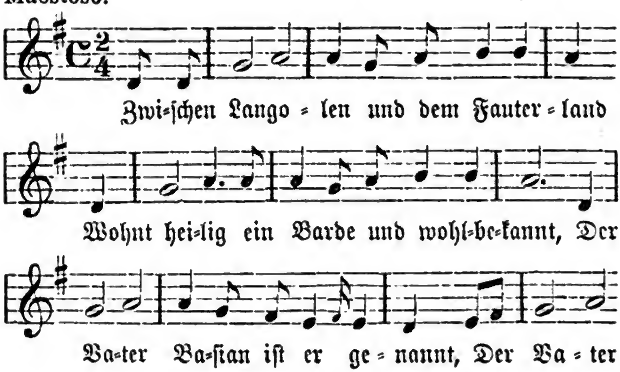
Arthur's Marsch.

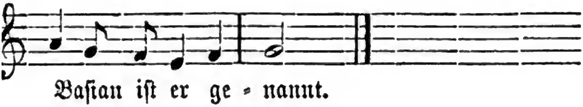
Nicht zu schnell.



Die Pest von Elliant.
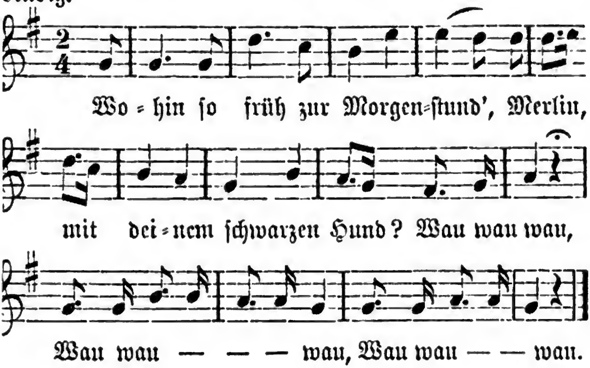
Maëstoso.
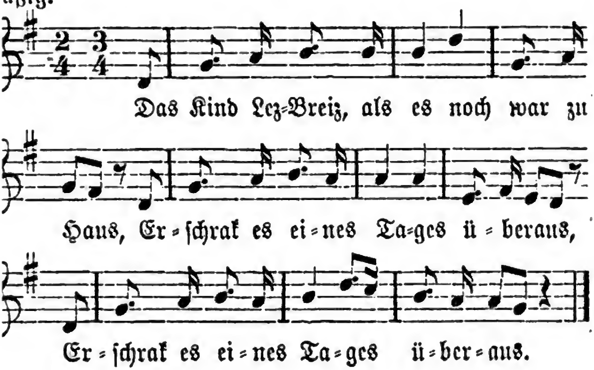




Merlin, Wunderthäter.

bendig.
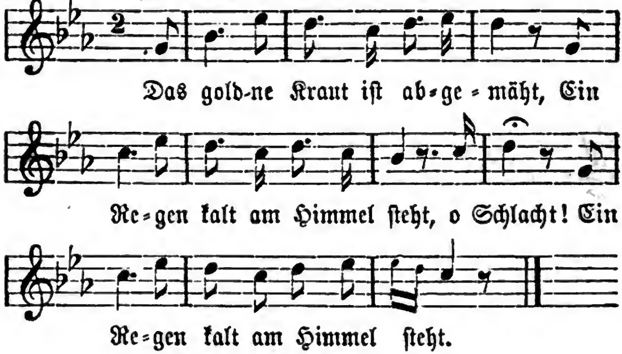


Lez = Breiz.

äßig.
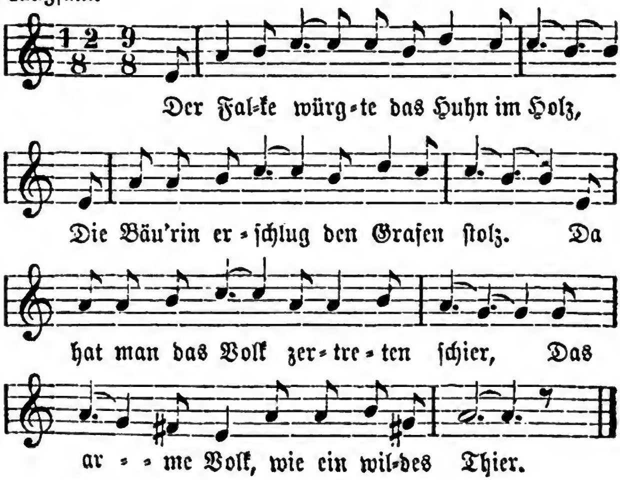


Der Tribut des Neumenoiu.

Ziemlich langsam.
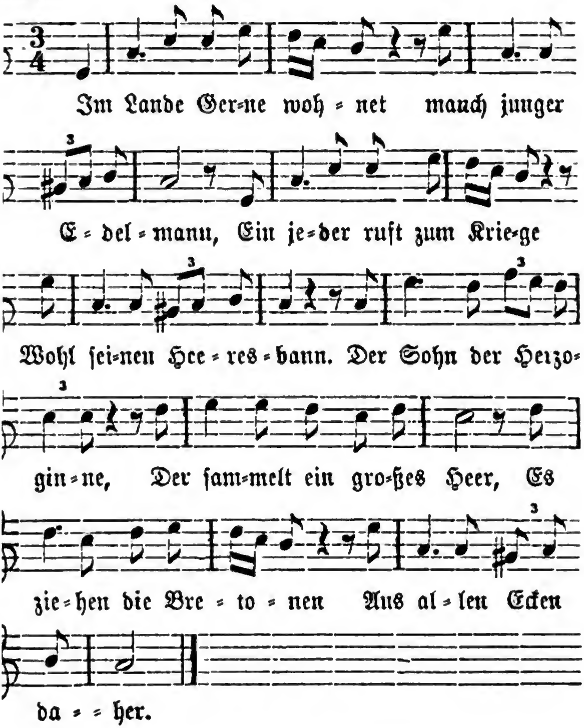


Der Falke.

Langsam.



Die Rückkehr von England.

lante.
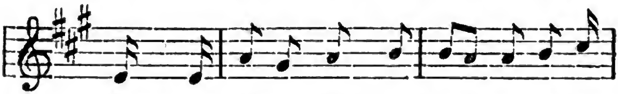


Die Schlacht der Dreißig.

)endig.





sei-nen Hämmern schlägt er aus Thor, Es



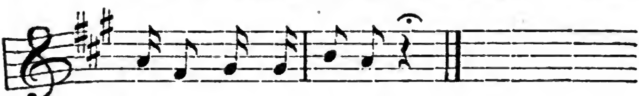
kommt der Monat März her-vor, Mit sei-nen



Häm-mern schlägt er aus Thor. Der Regen



fällt, der Wälder-brecher, Der Hagel schüt-telt



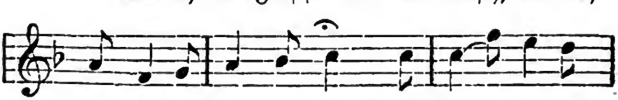
her-ab auf die Dä-cher.

Der Baron von Janioz.
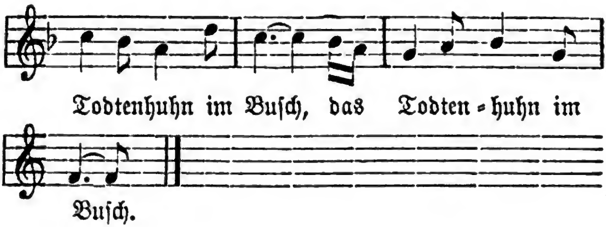
Mäßig.



Als ich am Flus-se war und wusch, als ich
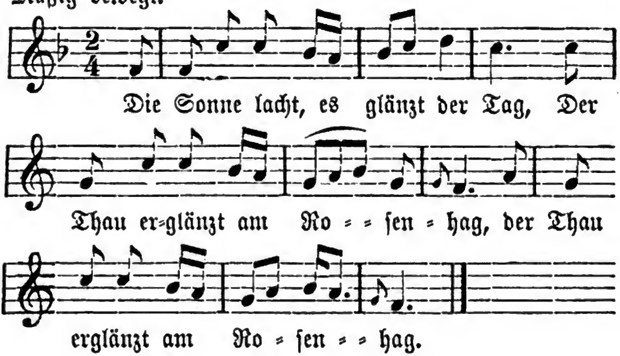


am Flus-se war und wusch, Da seufz-te das
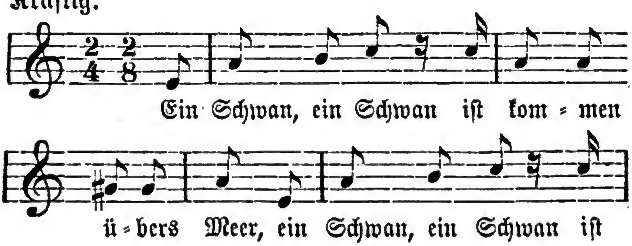


Die Pathe du Guesclin's.
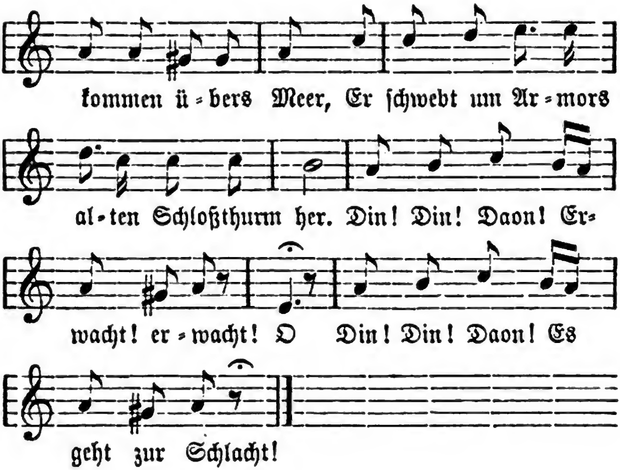
Mäßig bewegt.



Der Schwan.
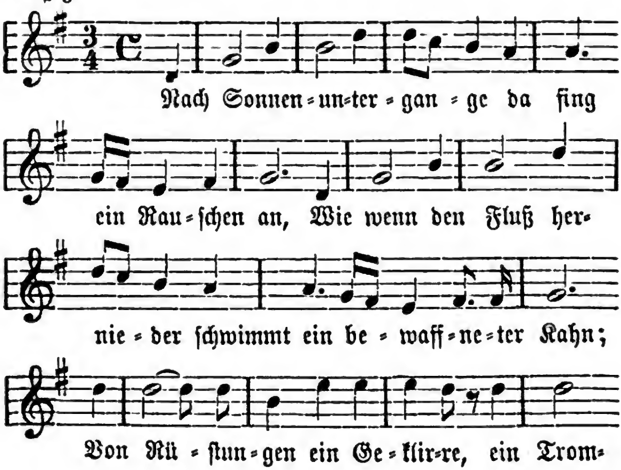
Kräftig.





Die Ligueurs.

Mäßig.





mel-wir-beln schallt, Ein Hornge-schmetter, daß



mäch-tig des Ber-ges Gipfel hallt.

Die alte Zeit.

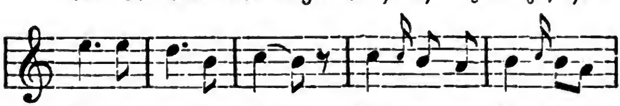
Ziemlich langsam.



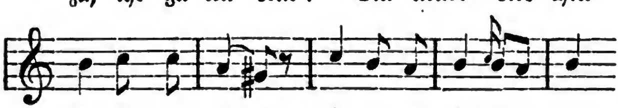
Ein neues Lied auf die Bre-to-nen, Die in



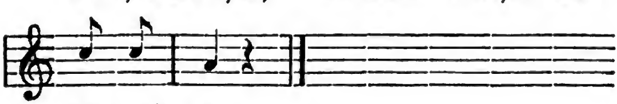
der un-tern Bre-tagne wohnen, Hört zu, hört



zu, ihr gu-ten Leut'! Ein neues Lied-chen
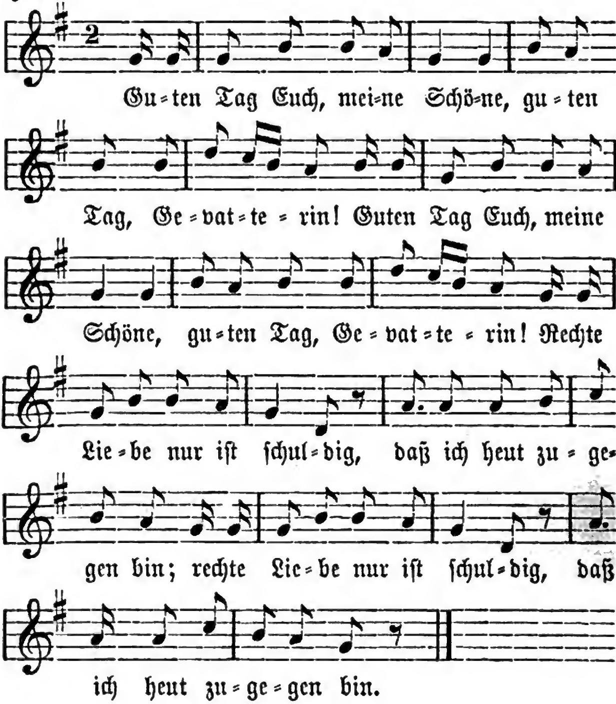


ma-chen wir heut, ein neu-es Liedchen ma-



chen wir heut.

Lied des Junifestes.

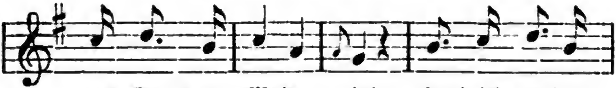
Heiter.



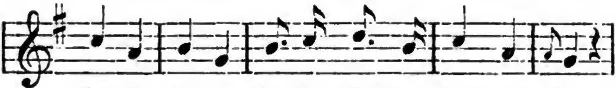
Der Schäferruf.

Andante.





den Küh'n zur Weide zieh', Hör' ich mei=ne



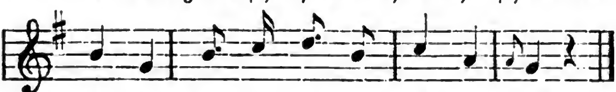
Sü=ße singen, An der Stimme kenn' ich sie,



Hör' ich sin=gen meine Sü=ße, Auf dem Berg



im Morgen=schein, Und ich ma=che schnell ein



Lied=chen, und ich stim=me bald mit ein.

Der Aussätzige.

Ziemlich langsam.



O Herr des Him=mels und der Er=den!



mein ar=mes Herz trägt viel Be=schwer=den.



Kein Tag ver=geht und kei=ne Nacht, daß ich
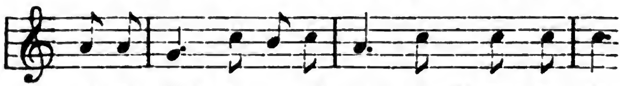


nicht an mein Lieb ge - dacht.

Die silbernen Spiegel.

Traurig.



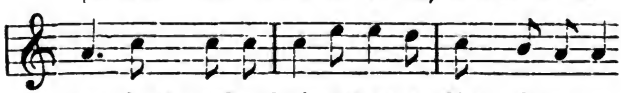
Ein neues Lied, ein neues Lied, o je! Ein



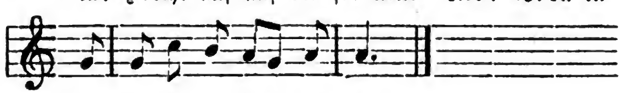
neu=es Lied, ein neues Lied! Horcht auf auf die=



ses neue Lied! Ti=ra la la la, Ti = ra la la



la! Horcht auf auf die = ses neue Lied! Ti=ra la
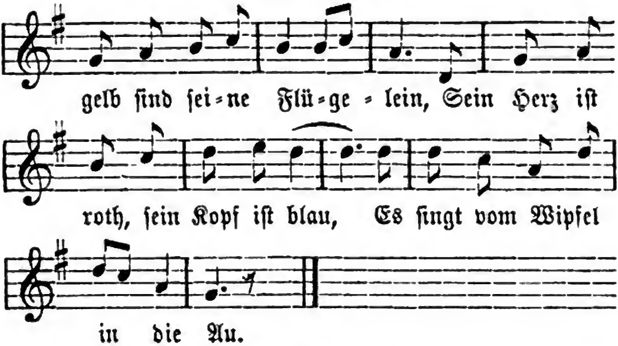


la la, Ti = ra la la la!

Das Kreuz am Wege.

Heiter.
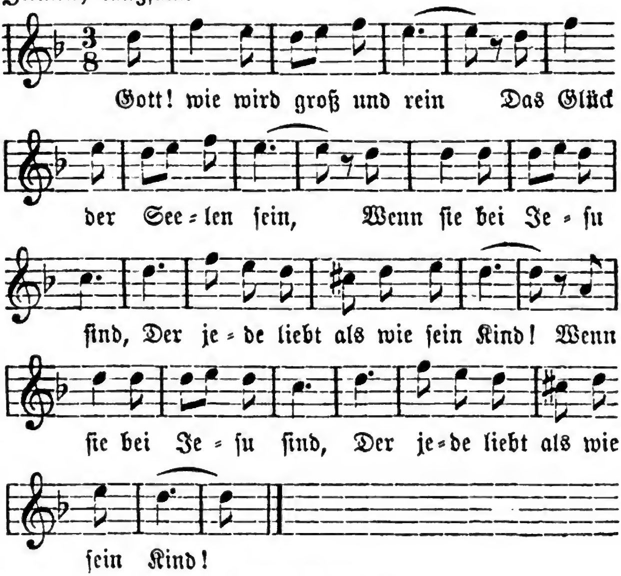


Ein Vög=lein singt im wei = ten Hain, Ganz



Das Paradies.

Ziemlich langsam.



Von **Moriz Hartmann** erschienen ferner folgende Werke, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Kelch und Schwert, Dichtungen. 3. Aufl. 1 Thlr. 10 Sgr.
Neuere Gedichte. 1 Thlr. 20 Sgr.
Schatten, Poetische Erzählungen. 1 Thlr. 22 Sgr.
Adam und Eva, Idylle in sieben Gesängen. 1 Thlr.
Der Krieg um den Wald, eine Historie. 2 Thlr.
Tagebuch aus Provence und Languedoc. 2 Theile. 2 Thlr. 20 Sgr.
Erzählungen eines Unstäten. 2 Theile. 3 Thlr.

Unter der Presse befinden sich:

Zeitlosen, Gedichte.
Mährchen und Geschichten aus Osten und Westen.

Von **Ludwig Pfau** erschienen:

Gedichte. 2. Auflage. 1 Thlr. 10 Sgr.